

Der gemeine Machiavellismus: Beiträge zu einer Soziologie politischen Handelns

Hitzler, Ronald

Veröffentlichungsversion / Published Version
Firmenschrift / company report

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hitzler, R. (1994). *Der gemeine Machiavellismus: Beiträge zu einer Soziologie politischen Handelns*. Berlin. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-53000>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Der gemeine Machiavellismus

**Beiträge zu einer
Soziologie politischen Handelns**

Habilitationsschrift am Fachbereich Philosophie und Sozialwissenschaften I
der Freien Universität Berlin

eingereicht von Ronald Hitzler aus Königsbronn
im September 1994

Für meinen Vater

Inhaltsverzeichnis

(mit Quellennachweisen)

Einleitung: Zur Handlungslogik des gemeinen Machiavellismus	5
--	----------

I. Zur historischen Anthropologie politischen Handelns

1. Der Machtmensch. Zur Dramatologie des Politikers (Erschienen in: Merkur, 45. Jg., H. 3/1991, S. 201-210)	28
2. Machiavellismus oder Von den Kunst-Regeln politischen Handelns. Ein dramatologischer Deutungsversuch (Erschienen in: PROKLA, 21. Jg., H. 85 (Nr. 4)/1991, S. 620-635)	41
3. Der Goffmensch. Überlegungen zu einer dramatologischen Anthropologie (Erschienen in: Soziale Welt, 43. Jg., H. 4/1992, S. 449-461)	59

II. Über Formen der (Selbst-)Inszenierung politischer Akteure

4. Symbolisierende Politik oder: Der strategische Rekurs auf Erfahrungstransendenzen (Erschienen in: Werner Patzelt (Hrsg.): Politische Symbolik. (Dokumentation Nr. 3 des Arbeitskreises 'Soziologie politischen Handelns'). Dresden (Universitätsdruck) 1994, S. 1-19)	79
5. Skandal ist Ansichtssache. Zur Inszenierungslogik ritueller Spektakel in der Politik (Erschienen in: Rolf Ebbighausen und Sighard Neckel (Hrsg.): Anatomie des politischen Skandals. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1989, S. 334-354)	95
6. Die Politik des Zwischenrufs. Zu einer kleinen parlamentarischen Form (Erschienen in: Zeitschrift für Parlamentsfragen (ZParl), 21. Jg., H. 4/1990, S. 619-630)	113
7. Dummheit als Methode. Eine dramatologische Textinterpretation (Erschienen in: Detlef Garz und Klaus Krammer (Hrsg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung. Opladen (Westdeutscher Verlag) 1991, S. 295-318)	128
8. Die mediale Selbstinszenierung von Politikern (Erschienen in: Jörg-Dieter Gauger und Justin Stagl (Hrsg.): Staatsrepräsentation. Berlin (Reimer) 1992, S. 205-222)	146

9. **Eine Medienkarriere ohne Ende?** Fallstudie zur öffentlichen Selbstdarstellung von Politikern am Beispiel von Jürgen Möllemann 164
(Erschienen in: Stefan Müller-Doohm und Klaus Neumann-Braun (Hrsg.): Öffentlichkeit, Kultur, Massenkommunikation. Oldenburg (BIS der Universität) 1991, S. 231-250)
10. **(Vorläufiges) Ende einer Medienkarriere.** Zur Zwangsläufigkeit des Rücktritts von Bundeswirtschaftsminister Möllemann 180
(Erschienen in: Zeitschrift für Politische Psychologie (ZfPP), 1. Jg., H. 1/1993, S. 65-71)

III. Zur Veralltäglichung von politischem Handeln

11. **Die banale Seite der Macht.** Politik als Beruf heute - und morgen 188
(Erschienen in: Helmuth Berking, Ronald Hitzler und Sighard Neckel (Hrsg.): Politikertypen in Europa. Frankfurt a.M. (Fischer) 1994, S. 280-295)
12. **Wissen und Wesen des Experten.** Ein Annäherungsversuch 201
(Erschienen in: Ronald Hitzler, Anne Honer und Christoph Maeder (Hrsg.): Expertenwissen. Opladen (Westdeutscher Verlag) 1994, S. 13-30)
13. **Reflexive Individualisierung.** Zur Stilisierung und Politisierung des Lebens 218
(Erschienen in: Rudolf Richter (Hrsg.): Sinnbasteln. Beiträge zur Soziologie der Lebensstile. Wien u.a. (Böhlau) 1994, S. 36-47)

IV. Über Risiken (in) einer politisierten Gesellschaft

14. **Zur Korrelation von Individualisierung und AIDS in den Köpfen von Experten** 233
(Vortrag vor der Sektion 'Medizinsoziologie' beim 25. Deutschen Soziologentag in Frankfurt a.M., 11.10.1990; Kurzfassung in: Glatzer, Wolfgang (Hrsg.): Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Opladen (Westdeutscher) 1991, S. 218-220)
15. **Ökologische Ideale.** Zur Typisierung ideologischer Positionen 246
(Erschienen in: Zeitschrift für Angewandte Umweltforschung (ZAU), 5.Jg., H. 1/1992, S. 119-124)
16. **Bürger machen mobil.** Über die neue soziale Sicherheits-Bewegung 253
(Erschienen in: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen (NSB), 6. Jg., H. 3-4/1993, S. 16-27)
17. **Die Politisierung der Gesellschaft.** 268
Ursachen, Chancen und Risiken aktueller Entwicklungen
(Wesentlich erweiterte Kompilation aus: 'Editorial' und 'Mobilisierte Bürger'. In: Ästhetik und Kommunikation, 23. Jg., H. 85+86/1994, S. 13-16 und 55-62)

Einleitung: **Zur Handlungslogik des gemeinen Machiavellismus¹**

"Bei der Untersuchung der besonderen Form von Herrschaft und Gewalt, die sich auf dem Gebiet der Politik zeigen, darf sich der Philosoph nicht von Wahrheiten beirren lassen, die tiefer sind als die konventionellen Wahrheiten, seine Berührungen mit den Tatsachen brauchen nicht inniger zu sein als die Berührungen, die andere Leute mit ihnen hatten, oder bei anderen Gelegenheiten haben werden: soweit es um historische Tatsachen geht, entwirft er eine Art Schauspiel, wie es wirklich gewesen sein könnte."
(Schütz 1972, S. 181).

1. Die Idee politischen Handelns **(Konspekt der Beiträge)**

1.1 Dramatologie

In der politikwissenschaftlich dominierten politischen Soziologie - vor allem im deutschsprachigen Raum - werden institutionelle oder zumindest institutionell affizierte Politik und politisches Handeln - jedenfalls in jüngerer Zeit - immer wieder nahezu synonym gesetzt (vgl. dazu auch Nedelmann 1994). D.h., partei- und verbandspolitische Interessen und administrative Funktionen sowie die akademische, publizistische und von diversen sozialen Bewegungen getragene Kritik daran stehen häufig im Vordergrund einschlägiger professioneller Aufmerksamkeit. Politisches Handeln erscheint in dieser hegemonialen Perspektive nicht selten reduziert auf sachzwanghafte Routinevollzüge im Rahmen institutioneller Generalregelungen.² Die nachfolgenden Beiträge zu einer subjektorientierten

¹ Mannigfaltige Anstöße zur hier gebotenen Reflexion des eigenen Tuns verdanke ich insbesondere Achim Brosziewski, Anne Honer, Elmar Koenen, Hubert Knoblauch, Manfred Lauermann und Sighard Neckel. Daniel Barth und Dirk vom Lehn haben sich (nicht nur) in den berühmten 'letzten Minuten' als echte 'Freunde in der Not' erwiesen.

² Wie insbesondere Kari Palonen (z.B. 1985) gezeigt hat, hat der Begriff des politischen Handelns aber nicht nur Tradition, sondern in dieser Tradition auch einen weiten, durchaus nicht nur institutionenspezifischen Bedeutungshorizont.

bzw. lebensweltlich reflektierten Soziologie politischen Handelns hingegen begreifen dieses (wieder³) als eine - spezifische - Form von wirklichkeitskonstitutivem sozialem Handeln schlechthin.⁴

Neben der (offenkundigen) Suche nach einer in mannigfaltigen Formen sich konkretisierenden und spezifizierenden Idee politischen Handelns eint die hier versammelten Texte⁵ dabei in theoretischer Hinsicht ein - vorzugsweise Niccolo Machiavelli, Erving Goffman (und Helmuth Plessner) geschuldetes - sozusagen dramatologisches Grundverständnis des (menschlichen) Soziallebens⁶, das an heterogenen Phänomenen des 'Politischen', besonders augenfällig aber an Selbstdarstellungsritualen von Politikern, eingelöst wird. D.h., allen Analysen liegt die Idee zugrunde, daß Menschen, was immer sie sonst noch tun, nicht nur (sinnhafte) Vorstellungen von der Welt haben, sondern der sozialen Welt auch ständig (sinn-anbietende) Vorstellungen geben müssen.

Aus dramatologischer Sicht ist Inszenierung mithin keine besondere Sache, Dramatik keine außergewöhnliche Art von Verhalten, Schauspielen keine spezifische Form menschlichen Zusammenlebens, sondern eine Grundgegebenheit der 'conditio humana' zum einen, und eine recht banale, alltägliche Angelegenheit zum anderen (vgl. dazu z.B. auch Plessner 1985). Dem widerspricht nicht, daß man wohl kaum analytisch am Unterschied zwischen Ernst und gespielter Ernst, zwischen Realität und gespielter Realität zweifeln wird.⁷ Aber

³ Dabei läßt sich allerdings an einzelne unter dem Stichwort 'Politische Soziologie' vorgeschlagene Definitionen durchaus anschließen. Otto Stammer (1972, S. 627) zufolge etwa ist Politik als "ein soziales Handeln (zu) begreifen, das sich auf Machterwerb und Machtgebrauch richtet, um bestimmte Interessen und Ziele von einzelnen und Gruppen in geschichtlich-gesellschaftlichen Situationen im öffentlichen Bereich gegen den Willen und die Zielsetzungen anderer Personen und Gruppen im Kampfe oder mit Hilfe von Vereinbarungen durchzusetzen". Und Kurt Lenk z.B. begreift politisches Handeln als "ein gesellschaftsbeeinflussendes soziales Handeln" (1982, S. 19), das sich dadurch auszeichne, daß es ein reflektiertes und geplantes, öffentlichkeitsorientiertes, praxisbezogenes, an Veränderung oder Stabilisierung bestehender Verhältnisse interessiertes, erfolgsgerichtetes Handeln sei.

⁴ Das bedeutet zunächst einmal ganz grundsätzlich, daß so, wie nach Schütz/Luckmann (1984, S. 11) ein Mensch, der handelt, weiß, daß er handelt, auch ein Mensch, der politisch handelt, weiß, daß er politisch handelt. (Daraus folgt allerdings nicht zwangsläufig, daß ein Mensch, der sich politisch verhält, weiß, daß er sich politisch verhält. 'Verhalten' stellt eine Beobachterkategorie dar. Und wissenstheoretisch gesehen läßt sich somit 'bewußtloses' Verhalten von bewußtem (was nicht etwa bedeutet: reflektiertem) Verhalten unterscheiden. Nur bewußtes Verhalten, also der beobachtbare Aspekt von Handeln, ist Verhalten, das unter Rekurs auf Wissen stattfindet.) Wissenstheoretisch gesehen ist 'politisch' mithin ein interpretativer Rahmen (im Sinne Goffmans 1977), mit dem Erfahrungen (Vorstellungen und Wahrnehmungen) ein bestimmter Sinn verliehen wird. Und handlungstheoretisch gesehen gehört das so verstandene 'politische' sicherlich zu den freigesetzten bzw. freisetzbaren 'kreativen Potentialen' (im Sinne von Joas 1992).

⁵ Einige dieser Texte sind gegenüber den publizierten Versionen leicht überarbeitet.

⁶ Den Begriff 'Dramatologie' habe ich ursprünglich von Wolfgang Lipp (vgl. z.B. 1984) übernommen.

⁷ Also z.B. daran, daß es einen Unterschied gibt zwischen dem Tod eines Menschen und der Darstellung des Todes eines Menschen durch einen Schauspieler auf einer Theaterbühne, zwischen einem Streit und ei-

selbst wenn man ganz davon absehen wollte, daß soziale Akteure faktisch eben beides, das nach-spielende, das imitierende Handeln und das 'originäre' Handeln inszenieren: ihrer sozialen Bedeutung bzw. ihrem 'Sinn für den anderen' nach sind dergleichen Unterschiede vor allem dann relevant, wenn man von ihnen weiß.⁸

Wenn dem aber so ist, wenn es weniger die Fakten⁹ sind als die Konventionen, wenn es weniger von der (wie auch immer bestimmbaren) Wahrheit abhängt als von mehr oder weniger zufälligen Informationen, ob ein Geschehen als real oder als nicht-real, als Ernst oder als Spiel erlebt wird, wenn außerdem Spieler sich so in ihre Rollen hineinsteigern können, daß sie ihnen selber zu ihrem wirklichen Leben werden, und wenn andererseits ganz normale Menschen ihre 'Performance' ganz gewohnheitsmäßig Verhaltenserfordernissen verschiedener Situationen dramaturgisch anpassen und damit ihr Ansehen, ihr Selbstverständnis, ihr Leben auch 'aufs Spiel setzen', dann läßt sich in der Tat daraus folgern, daß es im Zusammenleben (zumindest) zwischen Menschen für das Handeln der Menschen normalerweise viel wichtiger ist, welchen Eindruck sie von einer Situation haben, als daß sie in den Stand der 'Wahrheit' kommen darüber, ob nun dieser Eindruck 'tatsächlich' richtig ist, oder ob er 'nur' richtig scheint. Inszenierung, so könnte man demnach zugespitzt konstatieren, ist zwar nicht alles, aber ohne Inszenierung ist alles nichts (jedenfalls nichts soziologisch Relevantes).

1.2 Methodologie

Methodologisch rekurren die Arbeiten auf eine - wesentlich von Alfred Schütz, Peter L. Berger und Thomas Luckmann begründete - phänomenologisch reflektierte Wissenssoziologie. Das bedeutet hier einerseits, mit Material-Interpretationen bei den je subjektiven Perspektiven der infragestehenden Akteure anzusetzen, und das bedeutet hier andererseits

ner durch eine Spielanleitung festgelegten Streit-Szene, zwischen Moral und geheuchelter Moral (vgl. Manning 1991).

⁸ Wenn man nicht per Sozialisation gelernt hat, daß z.B. der Tod auf der Bühne in aller Regel lediglich die Imitation eines Todes ist, dann erlebt man, wenn der Tod gut gespielt ist, eben keinen gespielten Tod, sondern einen Tod. Wenn man einem Heuchler nicht auf die Schliche kommt, dann erlebt man - bis auf weiteres - einfach einen Moralisten.

⁹ Von diesen Fakten könnte ohnehin niemand sagen, wie sie 'eigentlich' aussehen: 'Brute Facts' finden sich anscheinend, wie die ethnomethodologisch-konstruktivistische Wissenschaftsethnographie (z.B. Knorr Cetina 1984) immer unabweisbarer aufzeigt, ja nicht einmal im Bereich der 'harten' Naturwissenschaften. In hermeneutisch aufzuklärenden Kontexten, also im menschlichen - und ev. eben auch schon im vor-menschlichen - (Zusammen-)Leben, sind 'nackte Tatsachen' ohnehin und per se mehr als zweifelhafte Angelegenheiten; und ob es sie, wie etwa Hans-Georg Soeffner (1989, S. 135) hofft, (ausgerechnet) beim Striptease gibt, ist, nicht nur, wenn man Roland Barthes (1964) liest, zumindest sehr die Frage.

und auch: die Wissensvorräte des Forschers als eigene Datenqualität zu reflektieren.¹⁰ Methodisch liegen den Beiträgen, auch den stärker theoretischen, grundsätzlich - zum Teil deutlicher, zum Teil weniger deutlich erkennbar - Material- bzw. Textanalysen zugrunde, die sich auf das Konzept einer - insbesondere von Hans-Georg Soeffner angeregten - wissenssoziologischen Hermeneutik stützen.¹¹ (Eine solche methodische Kontrolle der eigenen Verstehensprozesse schließt aber auch ein gelegentlich spekulatives 'Überschießen' der Deutung und Darstellung - vor allem von in der Entwicklung begriffenen Phänomenen - nicht aus.)

Die prinzipielle Selbst-Verpflichtung des Verfassers auf (maximale) Werturteilsenthalt-samkeit im Sinne Max Webers besagt bei der Darstellung eines in seinen vielfältigen Konkre-tionen per se moralisch brisanten Gegenstandes wie dem politischen Handeln keines-wegs, daß dabei die Werthaltigkeiten thematisch je relevanter Positionen ignoriert oder gar negiert würden. Sie besagt vielmehr, daß man - im Sinne des dramatologischen Ansatzes - möglichst immer auf verschiedene Vorstellungen achten muß, daß man - im Sinne der phänomenologisch reflektierten Wissenssoziologie - immer wieder Perspektivenwechsel vornehmen und den je eigenen Standpunkt mitbedenken muß, und daß man - im Sinne der wissenssoziologischen Hermeneutik - die je kaschierten oder maskierten Moralen entdek-ken und sichtbar machen muß. Einfacher gesagt: Durch die dergestalt produzierte Ver-fremdung des naiven Verstehens werden die Perspektiven der Protagonisten aufgenom-men, ausbuchstabiert und zum Maßstab ihrer faktischen Vollzüge gemacht.

Zu Rate gezogen wird dabei zunächst Niccolo Machiavelli, als der klassische Theoretiker der spezifischen Handlungslogik im funktional ausdifferenzierten Teilsystem der Politik¹²,

¹⁰ 'Perspektivenübernahme' heißt mithin die ideale Haltung im Feld. 'Theoretische Distanz' und 'rein ko-gnitives Interesse' hingegen gilt es dem Gegenstand gegenüber zu gewinnen, wenn es darum geht, die wie auch immer erhobenen Daten zu interpretieren. Im übrigen ist es eines der häufigsten und gravierendsten Mißverständnisse - insbesondere in der im weiteren Sinne pädagogisch-psychologischen Rezeption - des von Anne Honer und mir vertretenen Konzepts der 'Lebensweltanalyse' (Ausführlicheres dazu z.B. in Hitz-ler 1988 und Honer 1993), daß es dabei um eine Art von 'Betroffenheits-Forschung' gehe, um die Aufarbei-tung der subjektiven Befindlichkeiten des Forschers. Dem ist nicht so, im Gegenteil: Es zeigt sich immer wieder, daß persönliche Betroffenheit zwar mitunter - aber eben nicht einmal das in jedem Fall - den Zu-gang zum Feld und die routinierte Teilnahme im Feld erleichtert, es zeigt sich aber andererseits auch, daß die dadurch in mancher Hinsicht erreichte Vereinfachung der Daten-Erhebung typischerweise deutliche 'Mehrkosten' verursacht bei der Daten-Auswertung, weil die dabei unabdingbare Distanzierung nicht nur von den Alltagsbelangen des Wissenschaftlers, sondern auch von den pragmatisch-ideologischen Rele-vanzen, die im je untersuchten Feld gelten, durch jegliches über das Forschungsinteresse hinausgehende Engagement zumindest erschwert wird.

¹¹ Auf die Aufnahme eines Methodenaufsatzes in den hier vorgelegten Corpus wurde aus Gründen thema-tischer Konzentration verzichtet. Vgl. aber z.B. Hitzler 1993, Hitzler/Honer 1992 und 1994, Soeff-ner/Hitzler 1994.

¹² Begriffe wie "Teilsystem der Politik", "Funktionssystem der Politik" und "politisches System" über-nehme ich von Niklas Luhmann (vgl. z.B. 1987, S. 32-48 und S. 74-103, sowie 1984, S. 626f), ohne damit

und im weiteren Erving Goffman, als der zentrale Theoretiker der dramatologischen Perspektive.¹³ Die Arbeiten im I. Teil dieser Sammlung entwickeln dementsprechend die Handlungslogik des Politischen im Hinblick auf eine historische Anthropologie und auf eine anthropologisch interessierte Handlungstheorie. D.h. es geht um die Frage, wie sich politisches Handeln als eine allgemeinmenschliche (und möglicherweise auch schon vormenschliche¹⁴) Form sozialen Handelns unter bestimmten, geschichtlich gewordenen gesellschaftlichen Bedingungen als institutionalisiertes Phänomen zeigt und auf welches 'existentielle' Problem politisches Handeln 'antwortet'.¹⁵ Dabei werden Inszenierung und Dramatisierung sowohl des politischen Akteurs als auch ihm je relevanter Themen als essentielle Elemente (macht-)politischen Handelns schlechthin verstanden.

in irgendeiner Weise systemtheoretische Ambitionen markieren zu wollen. Mit Machiavellis geht es auch tatsächlich um einen Einstieg in die im politischen System vollzogene bzw. zu vollziehende Handlungslogik, nicht etwa um das Funktionssystem der Politik schlechthin (hier wäre als Klassiker z.B. eher Thomas Hobbes, 1976, zu nennen).

¹³ Vgl. dazu auch Hitzler 1991a. - Nochmals: Prämisse der dramatologischen Sichtweise der Gesellschaftlichkeit des Menschen, einer sozialwissenschaftlichen Perspektive also, die versucht, den Prinzipien des Miteinander-Lebens dadurch auf die Spur zu kommen, daß sie dieses als einen ständigen Strom wechselseitiger Inszenierungen begreift, ist der Verdacht, daß alle Welt schauspielert. Interaktionsordnungen werden unter dieser Perspektive begriffen als prinzipielle Bewältigungsprobleme für den einzelnen Teilnehmer. D.h., Akteure müssen ständig Situationen interpretieren, Handlungsalternativen selektieren und Deutungsschemata applizieren. Daß sie dies zumeist völlig routinisiert tun, ändert nichts daran, daß sie garnicht umhin können, unentwegt die Handlungssedimente und Handlungsmöglichkeiten anderer berücksichtigend, also sozusagen 'strategisch-taktisch' zu agieren.

¹⁴ Helmuth Plessner bestimmte 1931 'Politische Anthropologie' noch von der Frage aus danach, inwieweit Politik zum Wesen des Menschen gehöre (vgl. Plessner 1981b, S. 139). Anthropologie heute begreife ich als Aufgabe, Sachverhalte so zu bestimmen, daß die Bestimmung zumindest für die Welt des Menschen schlechthin gilt, nicht notwendig so, daß sie exklusiv für die Welt des Menschen gilt. Es scheint angesichts des mir derzeit bekannten Forschungsstandes der Ethologie einerseits und der Ethnologie bzw. Geschichtswissenschaft andererseits sowohl weniger dringlich als auch weniger sinnvoll, Menschliches gegen Nicht-Menschliches abzugrenzen, als vielmehr grundstrukturelle Formen des Handelns, vereinfacht ausgedrückt also: des wissensgeleiteten Verhaltens, im Meer seiner mannigfaltigen Konkretionen aufzusuchen. Und wenn und insoweit als nichtmenschliche Wesen (z.B. Primaten - vgl. etwa Byrne/Whiten 1988, de Waal 1991) ebenfalls handeln - wobei genau genommen gilt, daß "nur der Handelnde weiß, wann sein Handeln beginnt und wo es endet" (Schütz 1971, S. 27), und wir mithin rekonstruktiv stets vor dem Problem stehen, Handeln gegenüber bloßem Verhalten zu distinguieren - also wenn und insoweit als nichtmenschliche Wesen ebenfalls handeln, sind auch sie Akteure und ist mithin ihr Tun - gegen die Wortbedeutung - Gegenstand 'anthropologischen' Interesses im hier gemeinten Verstande.

¹⁵ Eine so begriffene 'historische Anthropologie politischen Handelns' ist nicht zu verwechseln mit 'politischer Anthropologie', sofern damit ethnologische Arbeiten über politische Institutionen, vorwiegend in archaischen und traditionellen Gesellschaften, gemeint sind (vgl. dazu z.B. Balandier 1976, Seaton/Claessen 1979, Trotha 1994). Sie ist auch nicht identisch mit einer 'Anthropologie des Politischen', wie sie etwa von Carl Schmitt angelegt aber laut Kramme (1989) nicht ausgeführt worden ist. Aber eine 'historische Anthropologie politischen Handelns' stützt sich in ihrer Entwicklung natürlich auf solche Fundamente.

1.3 Explorationen

Dergestalt an Machiavellis historische Anthropologie politischen Handelns und an Goffmans dramatologische Sichtweise menschlicher Weltorientierung in generalisierender Absicht anknüpfend, wird in den in den weiteren Teilen der Arbeit vorgestellten Schriften diese Handlungslogik in den Alltagswelten einer repräsentativdemokratisch verfaßten, massenmedial 'veröffentlichten' Gesellschaft exploriert - in der spezifischen Alltagswelt von Berufspolitikern (in Bonn) zum einen und in den banalen Alltagswelten 'normaler' Bürger zum anderen:

Der II. Teil ist den (Selbst-)Darstellungsformen gewählter Repräsentanten des politischen Systems der Bundesrepublik Deutschland gewidmet. Die Akteure werden dabei einerseits als (habituelle) Träger von Zeichen und Symbolen, ja als Verkörperungen politischer Ideen, andererseits als - mehr oder weniger erfolgreiche - Applikateure, als (strategische) Nutzer kommunikativer, insbesondere sprachlicher Zeichen- und Symbolrepertoires und medialer Ressourcen begriffen. Den hier versammelten Texten liegen verschiedene ethnographische Untersuchungen und Medienanalysen zugrunde, die vom Verfasser im Rahmen eines von Renate Mayntz und Friedhelm Neidhardt geleiteten Forschungsprojekts über die Subkultur von Bundestagsabgeordneten in Bonn durchgeführt wurden. Diese Fallstudien präsentieren mithin einige für den repräsentativdemokratischen Alltag der Bundesrepublik in den späten Achtziger Jahren symptomatische Anwendungen von Techniken der Inszenierung von Personen und der Dramatisierung von Ereignissen und Sachverhalten.

Im III. Teil wird vor dem Hintergrund einer diagnostizierten Krise repräsentativdemokratischer Inszenierungsroutinen die Extension des Politischen in andere gesellschaftliche Teilsysteme und in das Alltagsleben unter Individualisierungsbedingungen skizziert. Zum einen politisieren sich insbesondere Expertenschaften - und zwar sowohl mit professionellen Eigeninteressen als auch als 'Interessenvertretung' von sozialen Bewegungen - in Opposition zum politischen System hie und zu professionskritischen Interessenkonstellationen von Laien da. Zum anderen wird aber auch 'das Private' politisiert. D.h. das je eigene Leben wird zunehmend als gestaltungsfähig und gestaltungsbedürftig nicht mehr 'jenseits' öffentlicher Interessen begriffen, sondern es wird selber zum Mittel und zum Ziel politischen Handelns. In der Konsequenz werden somit aus kleinen Lebens-Welten kleine Machtbereiche und Einflußzonen, aus privaten Existenzen werden individuelle Strategiezentralen, aus stilisierten Milieubindungen und Gruppenzugehörigkeiten werden neotribalistische Distinktionskämpfe.

Die ersten drei Texte des IV. Teils exemplifizieren die beiden Dimensionen der Extension des Politischen, die Expertenpolitik hier und die 'Jedermann'-Politik da, an drei aktuellen Problemfeldern des öffentlichen Interesses (AIDS, Ökologie und Innere Sicherheit). Abschließend wird - im verstärkten Rekurs auch auf makrotheoretische Überlegungen zur 'reflexiven Modernisierung' - eine dergestalt 'quer' zu ihren institutionellen Strukturen politisierte Gesellschaft in einigen wesentlichen Grundzügen und im Hinblick auf (erwartbare) ambivalente Effekte für das Zusammenleben der Menschen diskutiert.

Die Beiträge insgesamt konstatieren also zugleich eine (vorläufige) Tendenz zur 'Entpolitisierung' des Handelns im traditionellen politischen System und eine Tendenz zur 'Politisierung' des Handelns im Bereich des traditionell 'privaten' Lebens. Das hier als 'gemeiner Machiavellismus' apostrophierte Handlungsprinzip meint mithin sowohl eine modernisierte, vor allem auf Popularität, auf Öffentlichkeitswirksamkeit abzielende Form des Betreibens von "Politik als Beruf" (Weber 1980) unter den Bedingungen massenmedialer (Selbst-) Inszenierungschancen und -zwänge als auch die Verbreitung und Veralltäglichung von - im engeren und im weiteren Sinne - politischen Intentionen und Strategien unter 'Nichtpolitikern' in einer sich strukturell wandelnden Gesellschaft.

Diese 'Entmonopolisierung' politischen Handelns, d.h. seine Freisetzung von institutionellen Ein-Bindungen, sein Wieder(er)finden in und für prinzipiell alle, auch bislang als vermeintlich unpolitisch begriffene Kontexte, läßt sich nach Meinung des Verfassers als Indikator eines grundlegenden sozialen Wandels ansehen, wie ihn etwa Ulrich Beck unter Stichworten wie 'Individualisierung' und 'reflexive Modernisierung' zu fassen versucht (vgl. z.B. Beck 1993 und Beck/Beck-Gernsheim 1994). Dieser Prozeß der 'Entmonopolisierung' politischen Handelns, der Verallgemeinerung machiavellistischer Prinzipien, wird in dem Maße verstehbar, in dem die existentielle Basis dieses Handlungstyps wieder mitreflektiert wird.¹⁶

¹⁶ Dementsprechend plädiere ich dafür, die Urszene politischen Handelns noch weiter an den mythologischen Anfang zu rücken, als dies etwa Krockow tut - der seine ökologisch engagierten Abhandlung über "Politik als menschliche Natur" (1989) mit dem Brudermord Kains an Abel beginnt -, nämlich dorthin, wo die wissende Schlange die neugierige Eva dazu anstiftet, dem naiven Adam den Apfel vom Baum der Erkenntnis zu reichen, um damit die bis anhin alternativlose Ordnung des allmächtigen (?) Gottes zu zerstören.

2. Grundstrukturen politischen Handelns

(Zur Implikation der Beiträge)

2.1 Quasipolitik

Das Handlungsrepertoire des gemeinen Machiavellismus rekurriert auf "die in der Grundverfassung des Menschlichen überhaupt entspringende Notwendigkeit, in einer Situation des Für und Wider zu leben und in der Freund-Feind-Relation sich eine Eigenzone gegen eine Fremdzone abzugrenzen und zu behaupten".¹⁷ Das bedeutet, daß jedes handlungsfähige Subjekt jederzeit in die Situation kommen kann, in diesem Verstande eines 'Kampfes um Macht', um Definitionsmacht vor allem, gewissermaßen 'politisch' zu handeln bzw. 'politisch' handeln zu müssen¹⁸, weil Macht, wie versteckt auch immer, jeder sozialen Beziehung mitgegeben ist, und weil damit die existentiellen Fragen des 'Goffmenschen' - "Was kommt denn nun wieder auf mich zu? Was ist hier eigentlich wieder los? Was mach ich da jetzt wieder draus?" - für den sozial agierenden 'Jedermann' einen die (unterstellten) Intentionen, Erwartungen und Verhaltensweisen eines anderen einschließenden - und diese tunlichst zu berücksichtigenden - Gehalt bekommen. Diese, gewissermaßen bei der Problemstellung erfolgsorientierter Selbstpräsentation, d.h. einer Selbstpräsentation im Hinblick auf die Verwirklichung eigener gegenüber anderen Interessen beginnende, Handlungsform kann man auch als 'quasipolitisch' bezeichnen.

Quasipolitik in diesem Sinne findet man - zumindest in Spuren - in allen Spielarten der in der Ethnomethodologie so genannten 'Politics of Reality' (vgl. dazu Patzelt 1987). Wir alle kennen z.B. solche - eher unter analytischen Gesichtspunkten definierten - Phänomene wie etwa das, was man 'Mikropolitik in Organisationen' nennt (vgl. Crozier/Friedberg 1979). Wir alle kennen auch aus unserem Wissenschaftsalltag solche Aktivitäten wie z.B. 'Veröffentlichungspolitik', die man betreiben, 'Personalpolitik', der man sich vielleicht aus-

¹⁷ Plessner 1981b, S. 195. - Darauf, daß hier Carl Schmitts 1927 entwickelter "Begriff des Politischen" (Schmitt 1963) Pate gestanden hat und daß die Korrespondenzen im politischen Denken zwischen dem konservativen Staatsrechtler Schmitt und dem liberalen Sozialphilosophen Plessner ohnehin überraschend vielfältig und intensiv sind, haben vor allem Rüdiger Kramme (1989, z.B. S. 150) und - mit den ihm eigenen exegetischen Vorbehalten - Manfred Lauermann (1989, z.B. S. 69, vgl. auch 1994) hingewiesen. Die Differenz zwischen der Schmittschen Bestimmung des Politischen und Plessners Variante der Freund-Feind-Relation besteht m.E. aber vor allem darin, daß bei Letzterem die 'Entscheidung' nicht in einem staatlichen, sondern in einem existentiellen Sinne gedacht ist (vgl. dazu z.B. Plessner 1981a, S. 116).

¹⁸ "Machtverhältnisse sind nicht sozialen Verhältnissen bestimmter Art vorbehalten, sondern können sich in jeder Situation bilden und ihr damit einen 'politischen' Charakter verleihen" (Plessner 1981c, S. 276): "Es gibt Politik zwischen Mann und Frau, Herrschaft und Diensthofen, Lehrer und Schüler, Arzt und Patient, Künstler und Auftraggeber und welche privaten Beziehungen wir wollen, wie es im Öffentlichen eine Rechts-, Wirtschafts-, Kultur- und Religionspolitik, eine Sozialpolitik neben der eigentlichen Staats- und Parteienpolitik gibt" (Plessner 1981b, S. 194f).

geliefert sehen, oder 'Zitationskartellpolitik', die man mit der gebotenen Abscheu zur Kenntnis nehmen kann (vgl. Hornbostel 1994; dazu auch Neidhardt 1988). Wir wissen aber auch aus unserem nicht-wissenschaftlichen Alltag (zumindest vom Hörensagen), daß gewisse Leute in ihren sogenannten Privatsphären 'Politik machen'. Damit sind in der Regel solche Dinge gemeint wie: die Pflege des Umgangs 'mit den richtigen Leuten', der wohlbedachte Einsatz von Status- bzw. Understatement-Symbolen, der offenkundige Vollzug kontextuell bzw. situativ erwarteter Rituale (vgl. z.B. Goffman 1971; dazu auch Lacrosse 1978). Und wir wissen sogar, daß manche Menschen (die offenbar nicht das Glück haben, so selbstvergessen und ekstatisch zu lieben, wie wir selber das tun) eine Art 'Intimitätspolitik' betreiben (vgl. z.B. Laing 1974 und 1978, aber auch Laclos 1985).¹⁹

Es geht also schon beim im weitesten Sinne 'politisch' zu nennenden Handeln nicht um die Konstellation von Akteur und Welt, sondern um ein Verhältnis zwischen Akteuren. D.h., Macht ist relational.²⁰ Und Macht ist kein statisches, sondern ein prozesshaftes Phänomen. Sie wird interaktiv hergestellt bzw. aufrechterhalten.²¹ Zu fragen ist nun aber, welche Grundkonstellation in diesem 'Kampf um Macht' eigentlich ('essentiell') gegeben sein muß, damit er zu einem politischen Handeln im Sinne einer spezifischen Form sozialen Handelns wird.

2.2 Protopolitik

Gegeben sein muß das, was man eine protopolitische Konstellation nennen könnte: Ein (mithin erfolgsorientierter) Akteur bzw. eine Akteursgruppierung versucht, die Zustimmung eines bzw. einer Zweiten zu erlangen dazu, seinen bzw. ihren Willen (auch) gegen das Widerstreben eines bzw. einer Dritten durchzusetzen (vgl. dazu auch Hitzler 1991).

Erfolgsorientiertes Handeln in einer protopolitischen Konstellation, bzw. verkürzt ausgedrückt: protopolitisches Handeln, läßt sich also abgrenzen gegen reines Machthandeln. Reines Machthandeln nämlich ist, entsprechend der Definition Max Webers²², nicht zu-

¹⁹ Auch all solche Quasipolitik funktioniert im wesentlichen nach dem - gegenüber der etatistischen Überhöhung, die Carl Schmitt (1963) propagiert hat, sozusagen banalisierten - Prinzip von Freund-und-Feind.

²⁰ Das betont etwa auch Günter Dux. Ihm zufolge ist Macht "immer das, was durch die Akteure in den Bezügen zu anderen ausgeübt wird" (1992, S. 154), ein Merkmal also der Beziehung zwischen Akteuren.

²¹ Macht muß sich keineswegs immer in Antagonismen und Konflikten manifestieren. In nichtkonfligierenden Beziehungen muß der Machtaspekt aber in der Regel erst 'zu Tage gefördert' werden (vgl. dazu z.B. aus dem Forschungsfeld der 'Gender Studies' Günthner/Kotthoff 1991, Goody 1991; hierzu auch Goffman 1981 und 1994, S. 105-158).

²² "Macht bedeutet jede Chance, ... den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht" (Weber 1972, S. 28).

stimmungsorientiert - jedenfalls nicht notwendigerweise (Ausnahme: Man will nichts anderes, als den anderen mit allen Mitteln dazu zu bringen, (wozu auch immer) zuzustimmen). Protopolitisches Handeln unterscheidet sich aber auch von nur strategischem Handeln, insofern 'nur' strategisches Handeln lediglich darauf abzielt, andere in (möglichst unausweichliche) Zugzwänge zu bringen (z.B. unter Verwendung der Taktik, sie hinsichtlich der eigenen Absichten zu täuschen).²³ 'Nur' strategisches Handeln ist also ebenfalls nicht zustimmungsorientiert - jedenfalls nicht notwendigerweise (Ausnahme: Man zielt darauf ab, andere in die Lage zu bringen, nicht mehr anders zu können, als (wozu auch immer) zuzustimmen). Und protopolitisches Handeln ist nicht identisch mit dramatischer bzw. dramatisierender Selbstinszenierung. Diese nämlich, das hat Goffman (z.B. 1969) gezeigt, zielt 'lediglich' darauf ab, Zustimmung von anderen zur vom Akteur durch die gewählte Form der Selbstdarstellung beanspruchten Identität zu erlangen. Reine Selbstinszenierung ist also nicht machtorientiert - jedenfalls nicht notwendigerweise (Ausnahme: Man zielt darauf ab, sich selbst als für den anderen besonders erstrebenswertes 'Gut' zu setzen).

Obwohl sich erfolgsorientiertes Handeln in einer protopolitischen Konstellation also nicht auf einen einzelnen der genannten Aspekte reduzieren läßt, hat es doch notwendigerweise einen Macht-Aspekt (es geht um Durchsetzung von Interessen gegenüber Alternativen), es hat notwendigerweise einen strategischen Aspekt (es geht um technisch richtige, d.h. erfolgversprechende Entwürfe und Durchführungen), und es hat notwendigerweise auch einen dramaturgischen Aspekt (es geht um Herstellung von 'Öffentlichkeit' im Sinne des Ensemble-Publikum-Verhältnisses - vgl. dazu auch Gerhards/Neidhardt 1990). Diese Figur des protopolitischen als einem Handeln, das seinem Entwurf nach darauf abzielt, die Zustimmung eines Zweiten zu erlangen dazu, seinen Willen (auch) gegen das Widerstreben eines Dritten durchzusetzen, erscheint - eben dadurch, daß dabei ein Dritter mitberücksichtigt wird²⁴ - nun zwar als ein wesentliches Strukturelement zur Bestimmung politi-

²³ 'Strategisch' zu handeln bedeutet, im Hinblick auf eine bestimmte (längerfristige) Zielsetzung oder verschiedene alternative Zielsetzungen über mehrere (möglichst viele) zukünftige Interaktionssequenzen hinweg ein Szenario von - dem Akteur und seinem Gegenspieler bzw. seinen Gegenspielern überhaupt möglichen - Aktionen und Reaktionen zu entwerfen und 'durchzuspielen' (vgl. dazu auch Goffman 1981a). 'Taktisch' zu handeln hingegen bedeutet, einen bestimmten Zug zu machen, um einen bestimmten Gegenzug zu provozieren. Bei strategisch-taktischem Handeln geht es also um die Herstellung von (verketteten) Zugzwängen, nicht, jedenfalls nicht notwendigerweise, um die Erzeugung von Zustimmung Dritter zu dieser Herstellung von Zugzwängen (es sei denn, diese ist selber Teil des strategisch-taktischen Kalküls).

²⁴ Weitere Akteure verändern diese einfachste protopolitische Konstellation nicht strukturell, insbesondere dann nicht, wenn und insoweit sie sich den bereits bestehenden 'Parteien' zuordnen lassen. Komplexer wird die Situation v.a. durch das Hinzutreten weiterer 'Parteien' (z.B. A zielt darauf ab, die Zustimmung von B zu erlangen dazu, die Interessen von D gegenüber C durchzusetzen, um dadurch die Zustimmung von D zu erlangen, seine eigenen Interessen gegenüber E durchzusetzen, usw.). Doch auch solche Formationen lassen sich auflösen in (prinzipiell unendlich) miteinander verknüpfte, formale Drei-Parteien-Konstellationen: "Es erübrigt sich fast, besonders darauf hinzuweisen, daß konkrete Erfahrungen in der Analyse entweder auf ihre formalen Eigenschaften 'reduziert' oder als komplexes soziokulturelles Phänomen behandelt werden können" (Luckmann 1980, S. 59).

schen Handelns gegenüber einem reinen Machtkampf und gegenüber anderen quasi-politischen Handlungsformen. Gleichwohl ist protopolitisches Handeln noch nicht politisches Handeln in dem Sinn, in dem es in den hier versammelten Beiträgen verstanden und gebraucht wird.

2.3 Allgemeine Verbindlichkeit

Politisch im engeren, operationalisierbaren und im Folgenden auch operationalisierten Sinn wird ein protopolitisches Handeln durch eine zweite Zielsetzung, die die erste, nämlich die Zustimmung eines Zweiten zu erlangen dazu, seinen Willen gegen das Widerstreben eines Dritten durchzusetzen, in einer bestimmten Art und Weise qualifiziert. Diese zweite Zielsetzung richtet sich "auf die Herstellung, Gestaltung und Durchsetzung allgemeiner Verbindlichkeit" (Patzelt 1987, S. 235), und zwar in dem trivialen Sinne, daß für alle, denen gegenüber irgendetwas unter Zustimmung von wem auch immer irgendwie durchgesetzt wird, das, was ihnen gegenüber durchgesetzt wird, vorläufig, längerfristig oder grundsätzlich verbindlich ist.

'Allgemeine Verbindlichkeit' in diesem Verstande ist natürlich ein Wissensphänomen, eine sozial glaubhaft gemachte Fiktion. Sie stabilisiert sich qua Zustimmung und Einverständnis. Daraus folgt, daß sich diese allgemeine Verbindlichkeit also weder auf den erfolgsorientierten, also den eigentlich politischen Akteur selber beziehen muß, noch auf den, dessen Zustimmung angestrebt wird. Im Gegenteil, gerade normen-verletzendes Handeln, insbesondere wenn es von Dritten akzeptiert und gegenüber anderen kaschiert wird, erhöht die Chancen, Macht "als eine zwar normschaffende, selbst aber normlose Größe" (Plessner 1981c, S. 273f) zu erlangen und zu erhalten dazu, Normen für diese anderen (verbindlich) zu setzen. Allerdings: "Nicht durch Außerachtlassen bzw. Verletzen schlechthin, sondern erst durch ein ganz spezifisches, gewissermaßen 'zweckrationales' Außerachtlassen und Verletzen der sozialen Normen, werden die sozialen Erfolgchancen im günstigen Sinne beeinflusst" (Ichheiser 1970, S. 24; vgl. dazu z.B. auch Popitz 1986, Claessens 1989). D.h., gerade daraus, daß der, der nicht politisch handelt, typischerweise davon auszugehen scheint, daß alle anderen Akteure von ihm erwarten, daß er sich normenkonform verhält - so wie er typischerweise erwartet (und moralisch fordert), daß auch jeder andere normenkonform agiert - ergibt sich für den politisch Handelnden die Chance, diesen Erwartungen im Hinblick auf seine Interessen im Zweifelsfalls nicht zu entsprechen und eben daraus entsprechende Vorteile zu ziehen.

Strukturell gesehen geht es bei politischem Handeln folglich um die Erlangung und Sicherung von Definitionschancen im Sinne des Thomas-Theorems. Ob diese Definitionschancen absichtsvoll oder beiläufig, überlegt oder unversehens, vordergründig oder hinterhältig, konsensuell oder antagonistisch, legitimerweise oder usurpatorisch, mit moralisch 'guten' oder 'verwerflichen' Gründen genutzt werden, ist dabei unerheblich.²⁵ Politisches Handeln schlechthin, worauf auch immer seine praktischen Konkretionen sich thematisch beziehen, ist folglich (jedenfalls in einem weiten Sinne) herrschaftsbezogenes Handeln: Handeln, das darauf abzielt, wie auch immer und von wem auch immer Zustimmung zu erlangen dazu, seinen eigenen Willen wemgegenüber auch immer als allgemeinverbindlich durchzusetzen. D.h., wer immer versucht, auf die Verbindlichkeit der Ordnung des Zusammenlebens von wem auch immer wie auch immer Einfluß zu nehmen, handelt demnach politisch.²⁶

3. Empirische Formen politischen Handelns (Explikation der Beiträge)

3.1 Inszenierungsprobleme der Berufspolitiker

Das (hier konstatierte) Dilemma der sogenannten 'politischen Klasse' (vgl. Leif/Legrand/Klein 1992 und Beyme 1993) besteht nun darin, daß sie sich öffentlich über den Anspruch legitimiert, in dem von ihr 'betriebenen' politischen System gesellschaftlich produzierte Konflikte und Widersprüche (letztinstanzlich) aufheben bzw. beseitigen zu können, daß sie aber faktisch allenfalls (mehr oder weniger geeignete) Mittel bereitstellen kann, um diese zu 'organisieren'. Daraus ergibt sich naheliegenderweise die Frage, warum Politiker gleichwohl immer wieder dieses imaginäre Versprechen repetieren und damit die Fiktion einer faktisch nicht einlösbaren Problemlösungspotenz perpetuieren, während sie zugleich und zunehmend die Idee der Macht explizit und expressiv negieren.²⁷

²⁵ Erheblich ist hingegen, daß das Definieren einer Situation notwendigerweise ein soziales Handeln (im Sinne von Schütz/Luckmann 1984) ist, wie routiniert und schematisiert, wie selbstverständlich und fraglos dieses Handeln auch vollzogen werden mag.

²⁶ Im Mittelpunkt des analytischen Interesses steht dabei folglich weniger der Handelnde, der sich relativ interesselos durch soziale Situationen 'durchwurstelt', als der, der sich über sie Gedanken macht, der daran interessiert ist, sie in seinem Sinne zu definieren - also eben der gemeine Machiavellist.

²⁷ Eine Antwort auf diese Frage könnte darin liegen, daß Politiker ständig einerseits Sachkompetenz für (öffentlich) virulente Fragen glaubhaft machen müssen, um etwelche 'Führungsansprüche' (und daraus resultierende Privilegien) zu rechtfertigen, daß sie andererseits aber auch immer ebenso glaubhaft machen müssen, sich keine 'Sonderrechte' herauszunehmen bzw. herausnehmen zu wollen (vgl. dazu auch Mayntz/Neidhardt 1989).

Während andere dramatologische Ansätze in der politischen Soziologie - exemplarisch etwa der von Murray Edelman (vgl. z.B. 1988) - diese Diskrepanz traditionell mit einem Modell von Vorder- und Hinterbühnen zu erklären suchen, wird in den hier vorgelegten Aufsätzen die analytische Frage, wie das politische System denn nun wohl eigentlich funktioniere, absichtsvoll ausgeklammert. Stattdessen werden, entsprechend dem Thomas-Theorem, zunächst einmal die üblichen Vorstellungen über dieses Teilsystem, seine Funktionen und seine Protagonisten 'für bare Münze' und daraufhin und darauf bezogen dann, sozusagen Eulenspiegel-artig, die politischen Akteure selbst beim Wort genommen. Gedankenspielerisch wird dabei unterstellt, es gäbe keine geheimen, verschwiegenden, verschlossenen 'Hinterbühnen' der Macht (mehr) - jedenfalls keine besonders wichtigen oder gar entscheidenden. Damit wird zum Gegenstand des Erkenntnis- und Frageinteresses schlicht das Einsehbare²⁸ und die hierauf bezogenen Selbstverständnisse der Akteure. Jenes mit diesen konfrontiert jedoch erweist sich als ausgesprochen labile, zusehends krisenanfällige Konstruktion: Der Umbau der Gesellschaft vollzieht sich im Funktionssystem der Politik mit, auch wenn die Formen des Vollzugs das Geschehen mitunter bis zur Unidentifizierbarkeit verkleiden.

Moralen insbesondere erscheinen als Angelegenheiten von zeitlich, räumlich und sozial je begrenzter Reichweite. Sie relativieren - jedenfalls prinzipiell - ihre Verbindlichkeit wechselseitig in dem Maße, in dem sie über öffentliche Diskurse als entscheidbar, als wählbar, als optionalisiert erkennbar werden. Es entsteht ein 'Fleckenteppich' von nicht (jedenfalls nicht dauerhaft und nicht umfassend) hegemonialisierbaren Teilkonsensen. Die Nutzbarmachung des Skandal-Prinzips etwa auch für Selbstdarstellung und Selbstpopularisierung funktioniert auf dieser Basis der Relativität jeglicher Werteordnung in der und für die Gegenwartsgesellschaft: (Kontrollierte) Selbst-Skandalierung wird zum probaten Inszenierungsmittel.

Allerdings, dies zeigt exemplarisch der 'Fall' Möllemann, reicht selbst eine hohe aber rein technisch orientierte schauspielerische bzw. mediale Kompetenz nicht aus, um sich hinlänglich erfolgreich als legitimer Vertreter des politischen Systems auszuweisen. Politik, und damit auch der einzelne Politiker, muß vielmehr etwas mit-repräsentieren, was nur in und über Politik einen Ausdruck zu finden vermag: die Idee des Gemeinwesens bzw. genauer: eine (zumindest) von einer bestimmten 'Klientel' akzeptierte und verlangte Idee des

²⁸ Einsehbar sind vor allem Maßnahmen der (öffentlichen) Vermittlung, 'Erklärung' und Rechtfertigung, der Darstellung also von als 'politisch' apostrophierten Ereignissen, Prozessen und Sachverhalten (vgl. dazu auch Nedelmann 1986). Das beginnt beim im Sitzungsprotokoll festgehaltenen 'spontanen' Zwischenruf und endet durchaus noch nicht bei der Fernsehansprache.

Gemeinwesens.²⁹ D.h., der aktuelle Hauptdarsteller des politischen Systems, der Parlamentarier, muß geltend machen (können), daß er das repräsentiert, was der, der ihn wählt, als Gemeinwesen-relevant ansieht (vgl. dazu Weber 1980). Dramatologisch betrachtet gilt es also weniger, ein solches Motiv tatsächlich zu haben bzw. eine solche Idee tatsächlich zu verfolgen, als vielmehr, möglichst glaubhaft zu machen (glaubhaft jedenfalls für eine bestimmte 'Klientel'), daß sie das eigene (politische) Wollen leitet.³⁰

Daß dies - also den Eindruck von Kompetenz für die Belange des Gemeinwesens in als schwierig angesehenen Zeiten zu vermitteln - gegenwärtig dem Gros des politischen Personals jedoch kaum (optimal) gelingt³¹, zeigt das seit Längerem die 'öffentliche Meinung' beherrschende Urteil, die etablierte Politik sei angesichts des Umbaus und der Neuorientierung der Gesellschaft programmatisch konzeptions- und ideologisch einfallslos, und die gewählten Politiker zeichneten sich vor allem durch persönliche bzw. lobbyistische Begehrlichkeit aus (vgl. z.B. Scheuch/Scheuch 1992 und Arnim 1993). So wird, neben vielem anderen, z.B. der - in mehreren der nachfolgenden Beiträge immer wieder aufgelegte - Katalog glaubhaft zu machender, (Wahl-) erfolgversprechender Qualitäten³², der sich aus sowohl beobachteten als auch von Politikern deklarierten Verhaltensformen zusammensetzt, in dieser rezeptbuchartigen Verdichtung für den einzelnen Akteur zu einem sozusagen chronisch untererfüllten Selbstdarstellungs-Programm.

²⁹ Denn für eine Idee zu stehen, die dazu taugt, Wähler zu 'begeistern', bedeutet unter den Bedingungen zunehmender Fragmentarisierung von Konsensen typischerweise eben auch, die Wählerschaft zu polarisieren.

³⁰ Die 'Figur' Rita Süßmuth erscheint bzw. erschien jedenfalls im Zeitraum der den entsprechenden Ausführungen zugrundeliegenden Untersuchungen in diesem Sinne als eine Art moralischer Antipodin zu Jürgen Möllemann. - Das populistische 'Phänomen' Helmut Kohl (vgl. Soeffner 1992) beruht, neben hohem personalstrategischem Geschick, wohl nicht zum wenigsten auch darauf, daß er Qualitäten moralischer Repräsentanz einer bestimmten, offenbar über lange Zeit mehrheitsfähigen Vorstellung von Gemeinsein aufweist. - Die Inszenierungsstrategien, die Gregor Gysi zum 'Medienstar' des Wahlkampfes 1994 gemacht haben, bleiben - insbesondere vor dem Hintergrund der 'Fehler' und 'Schwächen' Möllemanns - noch zu analysieren (vgl. aber z.B. bereits Vogt 1994). Jedenfalls scheint Gysi ein bestimmtes Charisma-Repertoire zu beherrschen, wie es für den Typus eines erfolgreichen Politikers 'von morgen' notwendig und charakteristisch sein könnte.

³¹ Die Ministerpräsidenten von Sachsen, Kurt Biedenkopf, und von Brandenburg, Manfred Stolpe, z.B. erscheinen derzeit allerdings als gewichtige Gegenbeispiele.

³² Mit dem Aufweis dieser Qualitäten gelingt bzw. gelänge es dem zeitgenössischen Berufspolitiker idealerweise, plausibel anzuzeigen, daß er 'einer von allen' ist, allerdings eben der - relativ - Beste 'von allen'; von all denen jedenfalls, die für das Amt, das er anstrebt oder innehat, zur Verfügung stehen.

3.2 Politisierung von Experten und Laien

Der strukturelle Dilettantismus des Berufspolitikers, sein - jedenfalls in Relation zum jeweiligen professionellen Spezialisten - beschränkter Sachverstand hie³³ und die ihm attestierte mangelnde Repräsentanz des Gemeinwesens bzw. die mangelnde Kompetenz zur Durch- und Umsetzung von als gemeinwesenstypisch angesehenen Zielen da, befördert nun nachhaltig die Verlagerung politischer bzw. politisch virulenter Entscheidungen vom Teilsystem der Politik in andere 'Areale' und 'Arenen' der Gesellschaft: "Das Volk steigt aus" (Luhmann 1993). Und gerade in diesem Ausstieg aus den Routinen und Ritualen etablierter Politik, also jenseits der in den einschlägig legalisierten Institutionen tradierten Strukturen und Konventionen, vereinfacht gesagt also: jenseits des politischen Systems, sieht heute insbesondere Ulrich Beck - nicht unähnlich übrigens Helmuth Plessners Überlegungen zur "Emanzipation der Macht" (1981c) vom Machthaber bzw. vom Staat - Chancen für eine "Renaissance" (1992) bzw. (Wieder-) "Erfindung des Politischen" (1993).³⁴ Denn aufgrund der immer komplexeren gesellschaftlichen Strukturen und Verhältnisse kann niemand mehr 'alles' planen, und niemand vermag mehr 'für alles' verantwortlich zu zeichnen - schon gar nicht die 'Klasse' legaler politischer Entscheidungsträger.

Insofern erodiert das Funktionssystem der Politik gegenwärtig gewissermaßen und bis zu einem gewissen Grade. Die spezifische Handlungsform des 'Politischen' aber löst sich dabei und deswegen keineswegs auf, sondern diffundiert vielmehr und expandiert (wieder) in die vor- und nichtstaatlichen Relevanzsysteme und Vollzugswirklichkeiten von 'Jedermann' (und selbstredend auch 'jeder Frau') hinein³⁵: in die Zuständigkeitsbereiche

³³ "Von einigen seltenen Ausnahmen abgesehen ist der Berufspolitiker gerade nicht ein Berufstätiger im Sinne technischer Kompetenz" (Flores d'Arcais 1993, S. 9). Und mithin wird die Situation, ohne subjektiv hinlänglich zufriedenstellende Informationen zu Entscheidungen gezwungen zu sein, die in der Alltagswahrnehmung den Ausnahmefall (eine Krise) darstellt, im politischen 'Betrieb' zum Normalfall: auch die Entscheidung, sich nicht zu entscheiden, ist eine Entscheidung (vgl. Luhmann 1987, S. 79). Für jeden Typ politischer Entscheidungen gibt es Spezialisten, die über mehr oder minder schematisierte Lösungstypen für (auch) politisch virulente Probleme verfügen. Der Politiker ist zunehmend darauf angewiesen, auf der Basis dieser - durchaus divergierenden, ja zum Teil antagonistischen - Antworten, jedoch ohne (adäquaten) eigenen Sachverstand, Entscheidungen über anstehende oder von ihm 'ins Spiel gebrachte' Fragen zu treffen und diese Entscheidungen gegebenenfalls im Gesetzgebungsprozess (mit) umzusetzen (vgl. dazu auch Nedelmann 1990).

³⁴ Diese Auffassung modernisiert sozusagen noch einmal das Politik-Verständnis von Hannah Arendt (1981), der zufolge um so mehr politisch wird, je mehr am (menschlichen) In-der-Welt- und am Mit-Sein mit anderen - von wem auch immer - als nicht fraglos vor-, also als nicht natur- oder gottgegeben erkannt wird: politisch bzw. politisierbar ist (auch) all das, was als nicht institutionell vorentschieden und festgeschrieben begriffen wird (vgl. dazu auch Hitzler/Koenen 1994).

³⁵ Thomas Hobbes (1976) beschreibt den (fiktiven) 'Naturzustand' menschlichen Miteinanders ja als eine ausgesprochen ungeordnete, mithin prinzipiell gefährliche Situation, in der jeder für jeden als zumindest 'unsicherer Kantonist' erscheint. Der 'Leviathan', der ordnende, sichernde Staat hingegen befriedet diesen 'ursprünglichen' Krieg aller gegen alle. Wenn nun aber das hier veranschlagte, politisch weitergedachte Individualisierungstheorem zutrifft, wenn es die wesentliche Entwicklungslinie einer sich vervollständigenden

von Experten³⁶ auf der einen und in die Selbstgestaltungsräume gewöhnlicher Bürger auf der anderen Seite. Damit sind jedoch keineswegs sich ausschließende Alternativen gemeint, sondern ineinander verwobene Politisierungseffekte jenseits des politischen Systems - weil in einer "Multioptionsgesellschaft" (Gross 1994) eben "alle Bereiche des Alltags Entscheidungssituationen hervorbringen, bei denen in vielen Fällen auf die eine oder andere Form von Expertenwissen zurückgegriffen werden muß" (Giddens 1993, S. 460).

Andererseits: während vor gar nicht allzu langer Zeit das Vertrauen auf die Kompetenzen von Experten noch nahezu ungetrübt und deshalb die Delegation von als (kollektiv) bedeutsam erachteten Problemen an Experten bzw. die mehr oder minder fraglose Akzeptanz der von Experten vorgeschlagenen Lösungen solcher Probleme kulturell normal und üblich war, erscheint heute die Erinnerung an jene konsensuellen Erwartungen in Bezug insbesondere auf von diesen 'verkörperten' technischen Fortschritt und wissenschaftliche Rationalität einigermassen obsolet: Der Laie hat sich inzwischen zum selbstbewußten Nutzer und (zumindest indirekten) Kontrolleur des Experten gewandelt. Dafür, daß die Zukunft des Experten bereits hinter ihm liege, spricht, schon wenn man sich auch nur die in den Medien präsente Expertisen- und Debattenkultur mit ihren Rekrutierungsstrategien, ihren Rekurs- und Repetitionskapazitäten vor Augen führt, gleichwohl nichts. Im Gegenteil, die Expertise als solche hat Konjunktur: Der Pluralismus der mehr und der weniger sachverständigen Standpunkte und Stellungnahmen zu nachgerade allen - wie auch immer auf der Agenda öffentlicher Aufmerksamkeit plazierten - Themen nimmt ständig zu.

3.3 Die Politik der Individuen

Vor dem Hintergrund dieses Szenarios einer zusehends 'hilflosen' Klasse politischer Entscheidungsträger hie und der Allgegenwart der Expertise bzw. einer Allgegenwart der Nachfrage nach Expertisen da, liegt Beck (1986, S. 368ff) zufolge die plausibelste Chance auf ein (weiterhin oder wieder?) demokratisch statt autoritär geregeltes Gemeinwesen unter den gegebenen Bedingungen in dem, was er "Strukturdemokratisierung" nennt, also in

den Moderne erfaßt, dann bewegen wir uns allmählich und (anscheinend) unaufhaltsam auf eine Form des gesellschaftlichen Lebens zu, in der der Leviathan zwar nicht verschwindet, in der er aber seiner Regelungs-, Ordnungs- und Sicherungsgewalt verlustig geht. Das ist kein geradliniger und allenthalben augenfälliger Prozess, sondern eine ganz allmähliche, nachgerade tektonische Verschiebung - mit Einbrüchen und Eruptionen hie und mit Sprüngen da, aber auch mit Phasen des Stillstandes, ja der scheinbaren Rückläufigkeit.

³⁶ 'Experte' wird hier im wesentlichen als eine soziale Etikettierung begriffen, die - von wem auch immer - aufgrund spezieller Kompetenzansprüche und/oder Kompetenzunterstellungen vorgenommen wird. Ansprüche wie Unterstellungen verweisen auf - wie auch immer aus- und nachgewiesene - besondere Wissensbestände. Expertenwissen, als Sammelbegriff dieser Wissensbestände, bezeichnet somit - grosso modo - das Wissen, über das zu verfügen jemand glaubhaft zu machen versteht, der jemandem anderen gegenüber als Experte gilt (vgl. dazu auch die Beiträge in Hitzler/Honer/Maeder 1994).

der Ausweitung und Verstärkung (basis-)demokratischer Entscheidungsmöglichkeiten und Eingriffschancen.³⁷ Gemeint ist damit, daß sich der individualisierte Alltags-Akteur nicht nur zu Wort meldet in der öffentlichen Auseinandersetzung um die lokal-globalen Konsequenzen einer technologisch und bürokratisch hypertrophierten Industriegesellschaft, sondern daß der 'Jedermann'-Politiker (also eher der politische Bourgeois als der Citoyen) damit vielmehr selber zur - für Plessner seinerzeit noch "ungreifbaren" - politischen Institution wird.³⁸

Während immer neue Schübe struktureller Freisetzen von milieuhaf tradierten Interpretationsschemata, also massenhafte Prozesse der Art, die üblicherweise unter dem Etikett 'Individualisierung' diskutiert werden (vgl. dazu Beck/Beck-Gernsheim 1994), zu immer neuen, kaleidoskopartigen Umordnungen und Re-Arrangements jener Stoffe sozial vorrätigen Wissens führen, aus denen der endlose Sinn-Diskurs, jener zweite 'Mythos des Zwanzigsten Jahrhunderts' sozusagen, sich zusammensetzt, vervielfältigen sich so die Gelegenheiten (und Notwendigkeiten) zu politischem Handeln für 'Jedermann' (vgl. Neckel 1993). Eine Konsequenz davon ist z.B., daß sich die - für die traditionelle Industriegesellschaft symptomatischen - harten, unausweichlichen und unauflösbaren Antagonismen zwischen sozialen Großgruppen auflösen in eine Vielzahl 'kleiner', im alltäglichen Umgang aber sozusagen permanenter Querelen, Schikanen und Kompromisse, die sich zwangsläufig im Aufeinandertreffen und Aneinanderreiben kulturell vielfältiger Orientierungsmöglichkeiten und individueller Relevanzsysteme ergeben.³⁹

Allerorten im sozialen Raum - in der Wirtschaft, der Wissenschaft, der Rechtsprechung, der Medizin, der Medienöffentlichkeit, im Privatbereich, im Generationen- und Geschlechterverhältnis, in Interessen- und Berufsgruppen, in Bürgerinitiativen, in neuen sozialen Bewegungen usw. - findet Politik in diesem sowohl reflexiv-'emanzipativen' als auch anthropologisch-existentiellen Sinne statt (vgl. dazu auch Giddens, insbes. 1991): im Sinne der Auseinandersetzungen um (das Finden von) Entscheidungen über (antagonistische)

³⁷ Ähnliches konstatieren bzw. prognostizieren Neidhardt/Rucht (1993, S. 321) für "kollektive Mobilisierungen", nämlich "daß eine Pluralität von Bewegungen zu einer Dauererscheinung des gesellschaftlichen Lebens wird", und zwar zusätzlich zu bzw. verschränkt mit traditionelleren Organisationsformen politischen Handelns. Auch für Beck (1991, S. 22) bedeutet "diese Entgrenzung von Politik" nicht etwa, "daß kollektives Handeln in den Arenen der Politik überflüssig würde". Aber die traditionellen politischen Institutionen sind seiner Vorstellung nach (wieder) eher mit 'Nachwächter'-Funktionen zu betrauen als mit der faktischen Regelung alltäglicher sozialer Konflikte.

³⁸ Kurz gesagt: "Das Private wird politisch" (Beck 1986, S. 180).

³⁹ Vgl. dazu z.B. auch Kreckel 1993. - Mit Individualisierungsprozessen korrelierende Orientierungswerte, die eine moderne Form von 'Selbstverwirklichung' signalisieren, können aber ebenso plausibel auch als Anpassung an sozialstrukturell bedingte Erfordernisse einer 'reflexiven' Moderne gegenüber dem Individuum gesehen werden. Also nicht nur: Individualisierung evoziert (Lebensstil-) Konflikte, sondern auch: (Lebensstil-)Konflikte evozieren Individualisierung.

Partialinteressen (wie z.B. über Ordnungsvorstellungen und Sicherheitsbedürfnisse) sowie über Fragen des Alltagslebens (wie z.B. des 'richtigen' ökologischen Bewußtseins) und der individuellen Existenz (wie z.B. über Infektionsrisiken).⁴⁰

Die Frage nach den Ressourcen sozialer Durchsetzungsfähigkeit stellt sich somit gegenwärtig neu (in Ergänzung und teilweiser Überlagerung tradiertter Machtressourcen wie ökonomischem Kapital und militärischem sowie bürokratischem Potential). Und sie beantwortet sich wohl nicht zum wenigsten - und mehr noch als bisher - im Verweis auf die Knappheit von (wie auch immer verstanden) 'öffentlicher' Aufmerksamkeit. Denn alle politisch Handelnden, d.h. alle Einzelnen und alle Gruppierungen, die eigene Interessen geltend machen, müssen davon ausgehen, jederzeit in die Situation kommen zu können, (bei irgendjemandem) Zustimmung zu den Zielen evozieren zu müssen, die sie verfolgen bzw. die sie als diejenigen glaubhaft machen wollen, die von ihnen verfolgt würden. D.h., sie müssen 'öffentlich kommunizieren' (vgl. Neidhardt 1989).

Daraus folgt, daß die Chancen eines Menschen bzw. einer Gruppierung von Menschen, unter den Bedingungen einer zunehmend individualisierten Lebensführung und allerorten aufbrechender Konfliktlinien für die Realisierung je eigener Interessen Zustimmung und Unterstützung zu finden, künftighin wesentlich davon abhängen dürften, daß diese Interessen ein relativ hohes Maß an öffentlicher Aufmerksamkeit erregen, moralisierbar (d.h. auch moralisch einklagbar) sind, und hinlänglich viele und hinlänglich gewichtige 'Mitstreiter', 'Verbündete' und 'Sympathisanten' zu mobilisieren vermögen (vgl. Gerhards 1993). Anders ausgedrückt: Eine politisierte Gesellschaft, wie sie hier avisiert wird, wird auch eine dramatisierungsbedürftige Gesellschaft sein. Die 'Logik' des gemeinen Machiavellismus wird jedem - in welcher Form auch immer - politisch Handelnden, Inszenierungskompetenzen abverlangen, wie sie bislang 'nur' von Berufspolitikern zu beweisen sind bzw. zu beweisen waren.

⁴⁰ Im Gegensatz zu dem, was z.B. Krockow - trotz seiner Sensibilität für die "fortschreitende Fundamentalpolitisierung" - noch 1989 (S. 30ff) publiziert, ist selbst das Wetter, das Klima ebenso wie Leben und Tod inzwischen natürlich ebenfalls "in den Griff menschlicher Weltbemächtigung geraten" (S. 33) und damit Thema politischer Auseinandersetzungen und politischer Handelns. Im übrigen geht es aber auch dabei zumeist um - allerdings nur gelegentlich als solche offen thematisierte - gesellschaftliche Verteilungskonflikte: Es geht im wesentlichen um die soziale, räumlich und zeitliche Verteilung von industriell erzeugten wie auch von staatlich-zivilisatorisch bedingten Risiken und um die Verteilung der infolge dieser Risiken bzw. deren Vermeidung entstehenden Kosten.

Literatur:

- Arendt, Hannah (1981): *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. München (Piper)
- Arnim, Herbert von (1993): *Der Staat als Beute*. München (Knaur)
- Balandier, Georges (1976): *Politische Anthropologie*. München (dtv)
- Barthes, Roland (1964): *Strip-tease*. In: ders.: *Mythen des Alltags*. Frankfurt a. M. (Suhrkamp), S. 68-72
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Beck, Ulrich (1991): *Politik in der Risikogesellschaft*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Beck, Ulrich (1992): *Die Renaissance des Politischen*. In: *Basler Magazin* 3, S. 6-7
- Beck, Ulrich (1993): *Die Erfindung des Politischen*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (1994) (Hrsg.): *Risikante Freiheiten*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Beyme, Klaus von (1993): *Die politische Klasse im Parteienstaat*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Byrne, Richard W./Whiten, Andrew (1988) (eds.): *Machiavellian Intelligence*. Oxford (Clarendon)
- Claessens, Dieter (1989): *Heraustreten aus der Masse als Kulturarbeit*. In: Eder, Klaus (Hrsg.): *Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 303-340
- Crozier, Michel/Friedberg, Erhard (1979): *Macht und Organisation*. Königstein/Ts. (Athenäum)
- Dux, Günter (1992): *Macht (Sammelbesprechung)*. In: *Soziologische Revue*, 15. Jg, S. 153-159
- Edelman, Murray (1988): *Constructing the Political Spectacle*. Chicago, London (University of Chicago Press)
- Flores d'Arcais, Paolo (1993): *Libertärer Existentialismus*. Frankfurt a.M. (Neue Kritik)
- Gerhards, Jürgen (1993): *Neue Konfliktlinien in der Mobilisierung öffentlicher Meinung*. Opladen (Westdeutscher)
- Gerhards, Jürgen/Neidhardt, Friedhelm (1990): *Strukturen und Funktionen moderner Öffentlichkeit*. Berlin (Veröffentlichungsreihe der Abteilung 'Öffentlichkeit und soziale Bewegung' des WZB, FS III 90-101)
- Giddens, Anthony (1991): *Modernity and Self-Identity*. Cambridge (Polity Press)
- Giddens, Anthony (1993): *Tradition in der post-traditionalen Gesellschaft*. In: *Soziale Welt*, 44. Jg., H. 4, S. 445-485
- Goffman, Erving (1969): *Wir alle spielen Theater*. München (Piper)
- Goffman, Erving (1971): *Über Ehrerbietung und Benehmen*. In: Ders.: *Interaktionsrituale*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 54-105
- Goffman, Erving (1977): *Rahmen-Analyse*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)

- Goffman, Erving (1981): *Geschlecht und Werbung*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Goffman, Erving (1981a): *Strategische Interaktion*. München, Wien (Hanser)
- Goffman, Erving (1994): *Interaktion und Geschlecht*. Frankfurt a.M., New York (Campus)
- Goody, Esther (1991): Warum die Macht recht haben muß. Bemerkungen zur Herrschaft eines Geschlechts über das andere. In: Lüdtke, Alf (Hrsg.): *Herrschaft als soziale Praxis*. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht), S. 67-112
- Gross, Peter (1994): *Die Multioptionsgesellschaft*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Günthner, Susanne/Kotthoff, Helga (1991) (Hrsg.): *Von fremden Stimmen*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Hitzler, Ronald (1988): *Sinnwelten. Ein Beitrag zum Verstehen von Kultur*. Opladen (Westdeutscher)
- Hitzler, Ronald (1991): Vorüberlegungen zu einigen Merkmalen politischen Handelns. In: Berking, Helmuth/Hitzler, Ronald/ Neckel, Sighard (Hrsg.): *Politisches Handeln/Experteninterview. Referate beim Workshop in Bamberg 1991*. (Dokumentation Nr. 1 des Arbeitskreises 'Soziologie politischen Handelns'). Bamberg (Universitätsdruck), S. 5-20
- Hitzler, Ronald (1991a): Goffmans Perspektive. Notizen zum dramatologischen Ansatz. In: *Sozialwissenschaftliche Informationen (SOWI)*, 20. Jg., H. 4, S. 276-281
- Hitzler, Ronald (1993): Verstehen: Alltagspraxis und wissenschaftliches Programm. In: Jung, Thomas/Müller-Doohm, Stefan (Hrsg.): *'Wirklichkeit' im Deutungsprozeß*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 223-240
- Hitzler, Ronald/Honer, Anne (1992): Hermeneutik als kultursoziologische Alternative. In: *Kultursoziologie*, 1. Jg., H. 2, S. 15-23, und H. 3, S. 99-103
- Hitzler, Ronald/Honer, Anne (1994): Qualitative Methoden. In: Kriz, Jürgen/Nohlen, Dieter/Schultze, Rainer-Olaf (Hrsg.): *Lexikon der Politik. Band 2: Politikwissenschaftliche Methoden*. München (Beck), S. 389-395
- Hitzler, Ronald/Honer, Anne/Maeder, Christoph (Hrsg.): *Expertenwissen*. Opladen (Westdeutscher)
- Hitzler, Ronald/Koenen, Elmar (1994): Kehren die Individuen zurück? In: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): *Risikante Freiheiten*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 447-465
- Hobbes, Thomas (1976): *Leviathan*. Frankfurt a.M. u.a. (Ullstein)
- Hornbostel, Stefan (1994): *Wissenschaftsindikatoren. Zur Theorie und Empirie von Leistungsbewertungen*. Berlin (Dissertation) - im Erscheinen
- Ichheiser, Gustav (1970): *Kritik des Erfolgs*. O.O. (Rotdruck)
- Joas, Hans (1992): *Die Kreativität des Handelns*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Kramme, Rüdiger (1989): *Helmuth Plessner und Carl Schmitt*. Berlin (Duncker & Humblot)
- Kreckel, Reinhard (1993): *Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit*. Frankfurt a.M., New York (Campus)
- Knorr Cetina, Karin (1984): *Die Fabrikation von Erkenntnis*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)

- Krockow, Christian Graf von (1989): Politik und menschliche Natur. München (dtv)
- Laclos, Choderlos de (1985): Gefährliche Liebschaften. Zürich (Diogenes)
- Lacrosse, Jean-Marie (1978): Bemerkungen über die sozialen Bedingungen für das Gelingen von 'Parties'. In: Hammerich, Kurt/Klein, Michael (Hrsg.): Materialien zur Soziologie des Alltags (Sonderheft 20 der KZfSS). Opladen (Westdeutscher), S. 376-388
- Laing, Ronald D. (1974): Die Politik der Familie. Köln (Kiepenheuer & Witsch)
- Laing, Ronald D. (1978): Liebst Du mich? Köln (Kiepenheuer & Witsch)
- Lauermann, Manfred (1989): Die Macht des Sozialen. Hannover (Privatdruck)
- Lauermann, Manfred (1994): Das Ende der Geschichte als heimliche Anthropologie oder: weitere Sätze zu Carl Schmitt und Helmuth Plessner. In: Friedrich, Jürgen/Westermann, Bernd (Hrsg.): Unter offenem Horizont. Frankfurt a.M., New York (Lang)
- Leif, Thomas/Legrand, Hans-Josef/Klein, Ansgar (1992) (Hrsg.): Die politische Klasse in Deutschland. Bonn (Bouvier)
- Lenk, Kurt (1982): Politische Soziologie. Stuttgart u.a. (Kohlhammer)
- Lipp, Wolfgang (1984): Kultur, dramatologisch. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 9. Jg., H. 1+2, S. 8-25
- Luckmann, Thomas (1980): Über die Grenzen der Sozialwelt. In: Ders.: Lebenswelt und Gesellschaft. Paderborn u.a. (Schöningh), S. 56-92
- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Luhmann, Niklas (1987): Soziologische Aufklärung 4. Opladen (Westdeutscher)
- Luhmann, Niklas (1993): Das Volk steigt aus. In: Die politische Meinung. März, S. 91-94
- Manning, Phil (1991): Drama as Life: The Significance of Goffman's Changing Use of the Theatrical Metaphor. In: Sociological Theory, Vol. 9, No.1, S. 70-86
- Mayntz, Renate/Neidhardt, Friedhelm (1989): Parlamentskultur: Handlungsorientierung von Bundestagsabgeordneten. In: Zeitschrift für Parlamentsfragen, H. 3, S. 370-387
- Neckel, Sighard (1993): Die Macht der Unterscheidung. Frankfurt a.M. (Fischer)
- Nedelmann, Birgitta (1986): Das kulturelle Milieu politischer Konflikte, in: Neidhardt, Friedhelm/Lepsius, M. Rainer/Weiß, Johannes (Hrsg.): Kultur und Gesellschaft (SH 27 der KZfSS). Opladen (Westdeutscher), S. 397-414
- Nedelmann, Birgitta (1990): Über die Offensivwirkung des Zuvielwissens: Politische Devianz. In: Oswald, Hans (Hrsg.): Macht und Recht. Opladen (Westdeutscher), S. 121-140
- Nedelmann, Birgitta (1994): Die Wiederentdeckung der Politischen Soziologie. In: Soziologische Revue, 17. Jg., H. 3, S. 265-271
- Neidhardt, Friedhelm (1988): Selbststeuerungsprozesse in der Forschungsförderung. Opladen (Westdeutscher)
- Neidhardt, Friedhelm (1989): Auf der Suche nach 'Öffentlichkeit'. In: Nutz, Walter (Hrsg.): Kunst, Kommunikation, Kultur. Frankfurt a.M. u.a. (Lang), S. 25-35
- Neidhardt, Friedhelm/Rucht, Dieter (1993): Auf dem Weg in die 'Bewegungsgesellschaft'? In: Soziale Welt, 44. Jg., H. 3, S. 305-326

- Palonen, Kari (1985): Politik als Handlungsbegriff. Helsinki (Societas Scientiarum Fennica)
- Patzelt, Werner (1987): Grundlagen der Ethnomethodologie. München (Fink)
- Plessner, Helmuth (1981a): Grenzen der Gemeinschaft. In: Ders.: Gesammelte Schriften V. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 7-133
- Plessner, Helmuth (1981b): Macht und menschliche Natur. In: Ders.: Gesammelte Schriften V. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 135-234
- Plessner, Helmuth (1981c): Die Emanzipation der Macht. In: Ders.: Gesammelte Schriften V. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 261-282
- Plessner, Helmuth (1985): Soziale Rolle und menschliche Natur. In: Ders.: Gesammelte Schriften X. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 227-240
- Popitz, Heinrich (1986): Phänomene der Macht. Tübingen (Mohr/ Siebeck)
- Scheuch, Erwin K./Scheuch, Ute (1992): Cliques, Klüngel und Karrieren. Reinbek b. Hbg. (Rowohlt)
- Schmitt, Carl (1963): Der Begriff des Politischen. Berlin (Duncker & Humblot)
- Schütz, Alfred (1971): Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Band 1. Den Haag (Nijhoff), S. 3-54
- Schütz, Alfred (1972): Santayana über Gesellschaft und Regierung, in: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Band 2. Den Haag (Nijhoff), S. 174-202
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (1984): Strukturen der Lebenswelt. Band 2. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Seaton, S. Lee/Claessen, Neri J.M. (1979) (eds.): Political Anthropology. The State of the Art. The Hague et al. (Mouton)
- Soeffner, Hans-Georg (1989): Hermeneutik. In: Ders.: Auslegung des Alltags - Der Alltag der Auslegung, Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 98-139
- Soeffner, Hans-Georg (1992): Geborgtes Charisma - Populistische Inszenierungen. In: Ders.: Die Ordnung der Rituale. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 157-176
- Soeffner, Hans-Georg/Hitzler, Ronald (1994): Qualitatives Vorgehen - 'Interpretation'. In: Enzyklopädie der Psychologie. Methodologische Grundlagen der Psychologie. Forschungsmethoden der Psychologie 1. Göttingen, Bern, Toronto, Seattle (Hogrefe - Verlag für Psychologie), S. 98-136
- Stammer, Otto (1972): Politische Soziologie. In: Bernsdorf, Wilhelm (Hrsg.): Wörterbuch der Soziologie, Band 3. Frankfurt a.M. (Fischer), S. 625-631
- Trotha, Trutz von (1994): Koloniale Herrschaft. Tübingen (Mohr/Siebeck)
- Vogt, Ludgera (1994): Gysi am Kreuz. Eine politische Passionsgeschichte? In: Schröer, Norbert (Hrsg.): Interpretative Sozialforschung. Opladen (Westdeutscher), S. 281-298
- Waal, Frans de (1991): Wilde Diplomaten. München, Wien (Hanser)
- Weber, Max (1972): Soziologische Grundbegriffe. In: Ders.: Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen (Mohr/Siebeck), S. 1-30
- Weber, Max (1980): Politik als Beruf. In: Ders.: Gesammelte politische Schriften. Tübingen (Mohr/Siebeck), S. 505-560

I.

Zur historischen Anthropologie politischen Handelns

Der Machtmensch

Zur Dramatologie des Politikers

Politik ist, nach Machiavelli, die Kunst, soziohistorische Rahmenbedingungen zu erkennen, richtig einzuschätzen und 'klug' darauf zu reagieren, sie den je eigenen Zielen nutzbar zu machen, bzw. die je eigenen Ziele auf sie abzustimmen und somit "nach Machtanteil oder nach Beeinflussung der Machtverteilung" (Max Weber 1980, S. 506) zu streben. Ein in diesem Sinne erfolgreicher Politiker, mithin ein Machtmensch zu sein, heißt demnach, diese Kunst zu beherrschen und möglichst illusionslos (sowohl was einen selber angeht, als auch was andere Menschen betrifft) zu agieren (vgl. Machiavelli 1972, S. 63). Und das, so meine ich, bedeutet heutzutage in einem repräsentativdemokratisch organisierten Gemeinwesen insbesondere, bei denen, 'auf die es ankommt', den Eindruck zu erzeugen, daß die, 'auf die es ankommt', so viel davon haben, daß man (eine bestimmte) Politik macht, daß sie stärker daran interessiert sind, daß man (diese) Politik macht, als daß andere (eine andere) Politik machen. Das, was man heutzutage in repräsentativ-demokratisch organisierten Gemeinwesen noch 'politische Macht' nennen könnte, entsteht somit vor allem durch Darstellungskompetenz.¹

Politik zu machen bedeutet, idealistisch gesprochen, 'irgendwie' davon auszugehen, daß für das Wohlergehen der Menschen durch politisches Handeln, durch das Ausüben von Macht über sie, zu sorgen ist (wobei das (vermeintliche) Wohlergehen der Menschen natürlich auch die beste Legitimation politischer, besser: staatlicher Maßnahmen gegenüber den Menschen, die beste Legitimation der Ausübung von Macht darstellt - vgl. Hobbes 1976). Diese politische Macht hat viele Namen: Führungsstärke, Verantwortung, Konzeptions- und Integrations-, aber auch Konflikt- und Durchsetzungsfähigkeit, usw. Man übt sie aus dadurch, daß man die Überzeugungen und damit auch das Handeln anderer steuert, daß man andere in seinem Sinne beeinflusst, daß man ihnen Versprechungen macht oder ihnen droht, daß man sie erfreut oder erschreckt, belustigt oder ängstigt, daß man sie unterhält oder ihnen (und/oder anderen) Gewalt (welcher Art auch immer) antut - kurz: daß man sich ihrer zur Durch- und Umsetzung der eigenen Interessen (auch der Interessen der eigenen Gruppe) bedient: "Auf irgend eine Maßnahme verzichten, nur weil sie unmoralisch ist, ist einfach ein technischer Fehler" (Freyer 1986, S. 55).

¹ Auch 'Hinterbänkler' und 'graue Mäuse' im Parlament müssen über diese Kompetenz (andere von sich zu überzeugen, bzw. andere davon zu überzeugen, daß man die relativ beste Wahl ist, die sie treffen können) verfügen - sonst wären sie nämlich garnicht ins Parlament gewählt worden. Daß sie allerdings im Parlament 'Hinterbänkler' und 'graue Mäuse' werden und bleiben, das liegt wiederum an ihrer relativen Inkompetenz (relativ eben zu anderen Parlamentariern), den Eindruck von Kompetenz zu erzeugen.

Derlei nennt man bekanntlich 'Machiavellismus'. Denn für Machiavelli liegt der anthropologische Grund dafür, daß der Politiker qua Beruf Macht ausüben, daß er gegebenenfalls auch manipulieren, täuschen, lügen muß, in dem begründet, was seiner Meinung nach die 'menschliche Natur' ausmacht: Daß Menschen im Zweifelsfalle nicht selbstlos und 'gut', sondern selbstsüchtig und 'schlecht' sind, daß sie vor allem auf ihren individuellen Vorteil sehen bzw. auf das, was sie dafür halten, daß sie also kalkulieren, daß sie korrupt und im Grund asozial sind, daß sie jedenfalls keinen 'inneren Antrieb' besitzen, im Sinne des Gemeinwohls zu handeln, wenn dieses mit ihrem Eigennutz konfligiert. Machiavelli geht davon aus, daß die Individuen 'eigentlich' eine instrumentelle Einstellung gegenüber der Gesellschaft haben, und daß all ihre Geselligkeit letztlich egozentrisch begründet ist. Würden die Menschen nicht durch das Gemeinwesen gebändigt - heute würden wir sagen: wäre ihre 'erste' Natur nicht durch ihre 'zweite Natur', durch Sitten, Bräuche, Gesetze usw. überlagert -, gäbe es kein friedvolles Miteinander zwischen ihnen, sondern ständige Auseinandersetzungen. Herfried Münkler (1984, S. 263 ff) spricht deshalb von einem 'anthropologischen Pessimismus' Machiavellis.

Nun kann man natürlich, wie über jede Anthropologie so auch über diese, streiten, wie man überhaupt schon darüber diskutieren kann, ob eine Anthropologie, die sozusagen den fiktiven 'Roh-Menschen' vor seine Vergesellschaftung stellt, nicht ohnehin ein platter Anachronismus sei. Gegenüber derartigen Mythen bzw. Phantasien vom 'Ur-Menschen' - weniger in einem historischen als in einem ontologischen Sinne - hat ja die sogenannte 'neuere philosophische Anthropologie' - und dabei denke ich insbesondere an Helmuth Plessner (1981) - die essentielle Dualität des Menschen betont, die Einsicht, daß der Mensch als Mensch zugleich Natur- und Kulturwesen ist, und daß es in die Irre führt, irgend eine vorsoziale 'Natürlichkeit' des Menschen zu hypostasieren.

So gesehen betrachte ich die Machiavellische Anthropologie als überholt - ebenso wie ihr 'Gegenstück', wonach der Mensch als 'eigentlich' gut (und nur durch soziohistorische Großstrukturen an der Entfaltung seiner positiven Qualitäten gehindert) anzusehen sei (vgl. exemplarisch Rousseau 1978, S. 61 ff). Allerdings ist es auch gar nicht notwendig, einen anthropologischen Pessimismus zu pflegen, um sich - als vorsichtiger Politiker - für eine machiavellistische Attitüde zu entscheiden: Wenn man damit rechnen muß, weil man es nicht ausschließen kann, daß Menschen (auch) 'Schlechtes' tun, bzw. daß sie von den in einer wie auch immer verfaßten Gesellschaft als verbindlich betrachteten und als wünschenswert angesehenen Handlungsweisen abweichen können, dann dürfte es wohl unzweifelhaft klüger sein, sich auf diese Möglichkeit einzustellen: "Der Mensch nämlich, der sich nur von den Gesetzen des Guten leiten läßt, muß in der Umgebung von Menschen, die sich von anderen Gesetzen leiten lassen, untergehen" (Kolakowski 1976, S. 232).

Zu einem zeitgemäßen Machiavellismus gehört heutzutage auch, daß in aller Regel die, bei denen man sie vermutet, die Vermutung weit von sich weisen, Macht zu haben, "da es im Wesen der Macht begründet liegt, sich moralisch zu verbrämen, um nicht als das, was sie ist, zu erscheinen" (Ichheiser 1927, S. 309). Denn Macht ist immer relativ zur Ohnmacht anderer (keineswegs übrigens immer zu deren Ohnmachts-Empfinden). Wer also zugibt, daß er 'Macht' will oder gar hat, der zieht (fast zwangsläufig) unbequeme Fragen und unter Umständen harsche Kritik auf sich, der steht sozusagen prinzipiell in der Verantwortung für (all) das, was geschieht. Zum Kampf um die Macht gehört mithin auch die Täuschung des Publikums darüber, daß es den Akteuren vor allem anderen eben tatsächlich um Macht geht. Damit sind wir aber bereits bei der Kernstruktur dessen, was m.E. unter einer 'Dramatologie des Politischen' zu verstehen ist: Die Lehre von der Dramaturgie, von der Inszenierung, von der Vermittlung von Politik. Die hiermit verknüpfte These lautet: Unabhängig davon, ob der Politiker glaubt, was er sagt, oder gar sagt, was er glaubt, muß er nach bestimmten politikimmanenten Regeln handeln, wenn er erfolgreich sein will. Teil dieser Regeln ist es, nicht nur aber vor allem natürlich in modernen Repräsentativdemokratien wie der unseren, glaubhaft zu machen, daß er 'für alle' (jedenfalls für alle, auf die es ihm ankommt) das Beste will und daß er deshalb über Macht verfügen, Macht ausüben muß.

Auch Harold D. Laswell hat ja sein bekanntes Konzept der typischen Persönlichkeit des Politikers als einer genuin machtorientierten (vgl. Laswell 1951) dahingehend präzisiert, daß er später sehr viel stärker als ursprünglich die Bedeutung von Pragmatismus, Flexibilität und Kompromißbereitschaft für erfolgreiches politisches Handeln betont hat (vgl. Laswell 1954). Gore Vidal (1973) hat diese Fähigkeiten, die den Politiker in einer repräsentativen Demokratie, sozusagen von Berufs wegen, zum Opportunisten machen, gar als besondere Kunstfertigkeit bezeichnet, die darin bestehe, z.B. grundsätzlich zu wissen, wann man gehen und wann man bleiben muß, wann nachgeben und wann beharrlich sein. D.h. ein Politiker in einer repräsentativen Demokratie muß gesellig sein, oder zumindest so wirken, aufrichtig, aber er darf doch nie das Spiel aus der Hand geben, neugierig auf Menschen, sonst hält er seinen Job nicht aus. Außerdem sollte ein Politiker nicht zu gescheit sein, er sollte häufig lächeln, zugleich doch immer seriös wirken, und er sollte nicht zu stolz erscheinen. Der Politiker braucht einen Sinn für Gelegenheiten, er muß auf die richtige Frage auch stets die richtige Antwort wissen.

Man könnte unter diesem Aspekt eine Art überparteiliche Checkliste mit den wichtigsten 'Bedingungen' für eine erfolgreiche Politikerkarriere - zumindest in repräsentativen Demokratien - anlegen, die beinhaltet, daß man (dem, auf den es einem wie, wo und wann auch immer ankommt) unter anderem glaubhaft machen kann, daß man kompetent ist (aber

nicht arrogant), loyal (aber nicht unterwürfig), selbständig (aber nicht eigenbrötlerisch), ehrlich (aber nicht naiv), engagiert (aber nicht verbohrte), sachlich (aber nicht leidenschaftslos), informiert (aber nicht überlegen), wortgewandt (aber nicht redselig), kämpferisch (aber nicht rücksichtslos), konsenswillig (aber nicht opportunistisch). Im übrigen ist es in der Regel von Vorteil, glaubhaft zu machen, daß man zwar 'mit ganzer Kraft' sich der Politik verschrieben hat, daß diese aber gleichwohl keine Obsession sei, und mehr noch, daß man zwar (ganz im Sinne von, üblicherweise aber ohne expliziten Verweis auf Max Webers einschlägige Differenzierung) für die Politik lebe, daß man aber keineswegs darauf angewiesen sei, von ihr zu leben.

Mit anderen Worten: Der Politiker hat, zumindest (aber wohl nicht nur) in einer repräsentativen Demokratie, im Gegensatz zum Bürokraten, der in festen Strukturen prinzipiell sicher verankert ist, grundsätzlich eine instabile Position inne. Folglich muß er sich ständig, multidimensional und vielfachadressiert, bemühen, beliebt zu werden, zu sein und zu bleiben. Beliebtheit ist bekanntlich ja nicht zum wenigsten auch eine Folge von (direkter und indirekter) finanzieller Großzügigkeit, von Freigiebigkeit, von Spendabilität. Deshalb betätigen sich Politiker auch gerne, so Jeremy Boissevain (1978), als 'Sozialmakler'. D.h., sie versprechen und verteilen vorzugsweise Ressourcen 'aus fremden Taschen' - aus öffentlichen, aber auch aus privaten.

Somit erscheint Politik - nicht erst heutzutage² - weniger als instrumentelle denn als expressive, als symbolische Praxis: Es geht im politischen Alltag vor allem um personale Kontakte und Kontaktpflege auf nachgerade allen sozialhierarchischen Ebenen. Es geht um institutionelle und organisatorische Verbindungen und Querverbindungen. Es geht um mehr oder minder anonyme 'Bezugs'-Gruppen - wie die Wähler, wie die Lobbyisten, wie die eigene oder auch eine fremde Partei, wie die Kollegen, die Mitarbeiter, das Personal im Parlament. Harte Daten, Zahlen, Fakten, Memoranden, Vorlagen und Gesetzesentwürfe scheinen zumindest in diesem zugleich dramatischen und bedeutungstiftenden Bereich des politischen Handelns des Politikers weit unwesentlicher als jenes 'weiche' (Sonder-) Wissen, das sich ergibt aus einer Vielzahl informeller Hinweise und Warnungen, aus Diskretionen und Indiskretionen, aus Stimmungen und Ahnungen, aus Spekulationen und Intimitäten, aus Meinungen und Vorurteilen, aus individuellen und kollektiven Selbstverständlichkeiten, usw. Die Quellen politischer Sinn-Konstruktionen scheinen eher Mitteilungen 'zwischen den Zeilen', scheinen inoffizielle Kanäle, scheinen allerlei Vertraulichkeiten am Telefon, 'im Vorbeigehen', am Rande von Sitzungen usw. zu sein, denn Statistiken und wissenschaftliche Analysen, denn Expertisen und Datenbanken. Primär gestaltet der Poli-

² Schon Sueton (1922, S. 168f) berichtet, daß dem Kaiser Augustus kurz vor seinem Tode wichtig gewesen war, zu hören, wie er seine Rolle als Politiker im Schauspiel des Lebens gespielt habe.

tiker nicht politische Entscheidungsprozesse, sondern er interpretiert und 'erklärt' laufende stattgehabte und künftige Entscheidungen (vgl. dazu Scott und Lyman 1976).

Demnach dient politisches Handeln etwa der Auf- und Abwertung von Standpunkten und Meinungen, der Beschwichtigung des Publikums (z. B. durch Erklärungen, Schuldzuweisungen und Entschuldigungen), der Argumentation für oder gegen Positionen, der Legitimation oder Nihilierung von politischen Einsichten und Weltanschauungen, der eigenen Profilierung und der Diffamierung von Gegenspielern und Konkurrenten, der Emotionalisierung von Sachverhalten, der Evokation positiver und der Kompensation negativer 'Images' (vgl. dazu Goffman 1971, vgl. auch Boorstin 1987), der Generierung von Zustimmung und erwünschtem Handeln, usw. Kurz: Es scheint tatsächlich so etwas wie 'Grammatiken' (vgl. Burke 1945) erfolgreicher Politikinszenierung zu geben, die durchaus nicht nur 'ex post', etwa von Wissenschaftlern, zur strukturellen Beschreibung auf die faktischen Handlungsabläufe und -zusammenhänge appliziert werden können, sondern die zum guten Teil in Form von 'Rezeptwissen' (vgl. Schütz/Luckmann 1979, S. 139 ff) dem normalen politischen Akteur typischerweise zuhänden, zumindest aber dem informierten, erfolgsorientierten Politik-Praktiker und Politik-Manager geläufig sind - und von diesem auch strategisch genutzt werden (vgl. dazu z.B. Radunski 1980). "Dadurch wird die politische Kunst gleichsam objektiviert und von der Zufälligkeit der handelnden Personen, ja sogar vom Grad ihrer Begabung in gewissem Sinn abgelöst." (Freyer 1986, S. 50).

Die Frage ist: Strategisch genutzt wozu? Bzw. anders ausgedrückt: Wozu dient die politische Inszenierung, die Inszenierung des Politischen insgesamt, also jenseits etwelcher individueller oder gruppenspezifischer Parteiinteressen? Nun, sie dient vor allem der Legitimation dessen, was hinsichtlich der Ordnung einer Gesellschaft der Fall ist; sie dient dazu, die Gesellschaftsmitglieder an ein geltendes Herrschaftsprinzip zu binden; sie "dient dem nützlichen Zweck, die Regierten zu versöhnen" (Schütz 1972, S. 197). Das impliziert aber nun nicht etwa, daß wir evidentermaßen sagen könnten, der Politiker mache einerseits instrumentelle Politik und andererseits dem Bürger etwas vor. Sagen können wir eigentlich nur, daß er, zumindest auch, dadurch Politik 'macht', daß er dem Bürger in dem Sinne etwas vor-macht, als er eine politische Einstellung zelebriert. Politik als Beruf auszuüben, das erfordert - jedenfalls heutzutage -, wie gesagt, eben mehr oder minder unentwegt Inszenierungsleistungen.

Wenn man aber dergestalt die dramaturgischen Elemente des Politikerdaseins ins Auge faßt, wenn man also erst einmal die 'Politik als Showgeschäft' (Schwartzberg 1980) ansieht, dann liegt natürlich die Versuchung nahe, nachgerade alles, was man in den Blick bekommt, als strategisch absichtsvoll zu hypostasieren. Dann erscheint der Politiker dem

argwöhnischen Betrachter schnell nur noch als begnadeter Mime und gewitzter Regisseur, als geheimnisvoller Drahtzieher und ränkereicher Fadenspinner, als ausgebuffter Taktiker und eben vor allem als kaltblütiger Machiavellist. Nun, derlei Fähigkeiten und Begabungen sind für das Überleben in der Sinnwelt des Politischen sicherlich essentiell: Wer hier Erfolg sucht, der kommt kaum umhin, sich sozusagen in Permanenz auf die kalkulatorische Lauer zu legen, damit rechnend, daß jeder (auch er selber) letztlich darauf angewiesen ist, sich auf Kosten des und der anderen wem gegenüber auch immer zu profilieren. Nichtsdestotrotz ist das Meiste von dem, was der Politiker so tut, wenn er Politik macht, weniger individuelle Strategie eines Akteurs als kollektiver Habitus eines Berufsstandes. D.h., wenn er agiert, dann agiert er oft 'bewußtloser' als es den Anschein hat - milieuspezifischen Routinen, gruppierungstypischen Lebens-Regeln, subkulturellen Konsensen folgend (vgl. hierzu Hitzler 1990). Wenn er uns etwas 'vormacht', dann macht er oft einfach nach, was andere wiederum ihm vormachen. Er spielt dann, öfter als der Stammtisch-Kritiker denkt, seine Rolle (ganz im Sinne Simmels 1968, S. 79) "nicht als Heuchelei und Betrug sondern als das Einströmen des persönlichen Lebens in eine Äußerungsform, die (er - R.H.) als eine irgendwie vorbestehende, vorgezeichnete vorfindet."

Allerdings kommt man spezifisch politischem Handeln bzw. dem typischen Handeln des typischen Politikers weniger dadurch 'auf die Schliche', daß man ihn als Menschen 'wie Du und ich' ansieht, als dadurch, daß man versucht, sein Handeln mit dem des Menschen 'wie Du und ich', der er natürlich auch ist, zu kontrastieren. Ich schlage deshalb vor, zunächst davon auszugehen, daß der reale Politiker sich in der Regel zwischen den idealtypischen Extremen des normalen Alltagsmenschen und des 'reinen Machiavellisten' bewegt. Er muß als sozialer Typus, in der Regel also nicht etwa aufgrund einer 'persönlichen Charakter-schwäche', ein "Meister in der Heuchelei und Verstellung" sein (Machiavelli 1972, S. 72), denn seine eigenen Handlungsweisen können, sollen sie erfolgreich sein, sich gerade nicht im Rahmen jener Normen bewegen, auf die der Politiker den Bürger zu verpflichten sucht, und die er selber ebenfalls einzuhalten vorgibt. Bereits Gustav Ichheiser hat ja darauf hingewiesen, daß 'Erfolg' wesentlich damit zu tun hat, daß man konventionelle Bahnen verläßt. Politik ist ihm zufolge demnach als "die Technik des sozialen Handelns unter dem Aspekt des Erfolges" zu verstehen (Ichheiser 1927, S. 300). Zu dieser Technik gehört, zu wissen, daß der Schein von 'Tugend', nicht jedoch tatsächliche 'Tugend', dem Verfolgen politischer Interessen dienlich ist.

Anders ausgedrückt: Die Effizienz aller Machtmittel wird, das hat schon Machiavelli gesagt, und damit war er sozusagen bereits auf der Höhe der heute aktuellen

dramatologischen Diskussion³, beträchtlich erhöht, wenn man den Eindruck zu erwecken versteht, ihr Einsatz diene einem moralisch anerkannten Zweck (vgl. dazu auch Garfinkel 1977). Ein erfolgreicher Politiker ist mithin der, der 'seine Sache' gut macht, nicht der, der es gut meint, ja noch nicht einmal der, der gut ist. Der Anschein, über bestimmte Eigenschaften zu verfügen, ist das wesentliche Element, nicht der tatsächliche Besitz. Denn nochmals: Politik ist das Spiel um die Macht (vgl. auch Käsler 1984). Und in diesem Spiel kann offensichtlich nur noch gewinnen, wer auch ein guter Schau-Spieler ist - und zwar nicht, wie manche larmoyanten Kritiker moderner Repräsentativdemokratien meinen, als Ersatz dafür, daß es keine 'richtigen' Politiker mehr gebe, sondern als integraler Bestandteil der Rolle des Politikers selber. Trotzdem, bei allem Bemühen um ein affirmatives Verständnis für das politische Geschehen: Vieles geschieht tatsächlich nur, damit in den Medien, insbesondere im Fernsehen, darüber bzw. über den Politiker, der sich damit in Zusammenhang zu bringen versteht, berichtet wird. Darum hat z.B. Murray Edelman (1976) zwar recht mit seiner Feststellung, daß Politik zu wesentlichen Teilen als 'Ritual' stattfindet, Ritualcharakter aufweise. Aber daraus eine 'Doppelung der Realität des Politischen' abzuleiten, scheint mir nicht gerechtfertigt.

M. E. macht es nämlich wenig Sinn, irgendeine mysteriöse Hinterbühne zu hypostasieren, auf der 'wirkliche' Politik gemacht wird, während 'vorne' sozusagen nur der 'Schein der Verblendung' inszeniert werde. Politik findet vielmehr ständig und in vielfältigen Varianten auf sehr vielen verschiedenen Bühnen, in sehr vielen verschiedenen Kulissen und mit sehr unterschiedlich begabten, disponierten und engagierten Akteuren statt. Der Kampf auf den Medienbühnen der Öffentlichkeiten ist ein essentieller und offenkundiger, auch vom 'Mann auf der Straße' als solcher kaum übersehener, Teil des Machtkampfes selber, und der tatsächliche Machtkampf ist oft auch ein Kampf um die Gunst des Publikums. (Nicht nur ist das Schöne an der Popularität, daß man dadurch Macht bekommen kann, sondern es gehört auch zu den schönen Seiten der Macht, daß man damit populär werden kann.) In jeder Situation, in der Politik 'gemacht' wird, gelten m.E. also die gleichen Grundregeln (weil nämlich Politik beginnt, wo Öffentlichkeit beginnt, und weil Öffentlichkeit beginnt, wo zwei Menschen sich gegenüberstehen), und in jeder Situation muß zugleich von jedem Akteur genau auf die ganz speziellen, konkreten Rahmenbedingungen geachtet werden,

³ Ich gehe sogar so weit, - mit Peter Berger (1969, S. 165 ff) - zu behaupten, daß für Soziologen Machiavelli allemal eine verehrungswürdige Figur darstellt, daß 'Machiavellismus', sofern er die 'schonungslose', werturteilsenthaltende Aufdeckung von alltäglich gern verbrämten gesellschaftlichen Spiel-Regeln meint, die ideale Attitüde des Soziologen schlechthin ist, denn Machiavelli war, was seine politischen Optionen anbelangt, zumindest als Theoretiker, in seinen Schriften, ein 'großer Unentschiedener', ein Wanderer, wenn nicht zwischen den Welten, so doch jedenfalls zwischen bzw. jenseits der Weltanschauungen. Man kann ihn, um es kurz zu sagen, für jede und doch genau genommen letztlich für keine politische Fraktion in Anspruch nehmen.

sonst gerät er schnell 'in ein schiefes Licht', bzw. scheitert mit dem Versuch, seine Interessen durchzusetzen oder zumindest unterzubringen.

Natürlich redet man im engsten Kreise in Nixons Arbeitszimmer anders als auf einer Wahlveranstaltung, natürlich waltet eine andere Art von 'Offenheit' in Kohls Küchenkabinett als in der 'Bonner Runde' nach der Wahl im Fernsehen, natürlich erzählt der Abgeordnete dem befreundeten Journalisten 'unter vier Augen' beim Bier mehr als der Besuchergruppe aus seinem Wahlkreis. Aber machen wir alle das bzw. dergleichen nicht unentwegt genauso? Weiß nicht jeder halbwegs normale Mensch, daß verschiedene Situationen verschiedene Verhaltensweisen erfordern? Inszenieren wir nicht alle möglichst abgestimmt auf das Publikum, mit dem wir es zu tun haben? Ist es nicht sogar so, daß selbst unsere eigene Biographie nur in Kernelementen identisch bleibt, wenn wir sie in unterschiedlichen Kontexten thematisieren? Warum also soll gerade der 'Opportunismus' des Politikers ein solch großes moralisches Problem darstellen, als das es von manchen Kritikern behandelt wird?

Es ist nicht einfach so, daß die Politiker die Handelnden sind und wir anderen alle die Zuschauer. Vielmehr schauen wir alle irgendwie und irgendwo zu und handeln irgendwie und irgendwo (auch politisch). Und auch jeder Politiker handelt in manchen Situationen und ist in anderen zum Zuschauen verurteilt, bleibt 'außen vor'. Darum scheint die 'Macht' auch nirgends 'wirklich' zu sein - und ist doch überall. Darum scheint es für jeden immer noch eine Tür zu geben, durch die er nicht kommt, und jeder, der vor solch einer Tür sitzt (also jeder), wähnt hinter der nächsten gleichsam 'Wundersames' (vgl. Rapp 1973). Nochmals also: 'Inszenierung' gehört, aus dramatologischer Sicht, essentiell zum politischen Handeln, politisches Handeln ist immer (auch) Inszenierung - und eine analytische Trennung der verschiedenen Komponenten scheint mir wenig sinnvoll.

Wenn man sich auf eine Dramatologie der Politik konzentriert, dann betont man zwangsläufig vor allem das machiavellistische Moment am Politiker. Wenn man sich auf eine Dramatologie der Politik konzentriert, dann betont man vielleicht stärker den habituellen Aspekt im Handeln des Politikers. Jedenfalls aber ist aus dramatologischer Sicht das Grundelement der Politik die Sprache bzw. besser: Die Rede, die verwendete Sprache. Das, was die Sprache (in) der Politik ausmacht, das reicht von Aktenvermerken und informellen Aussprachen über Ansprachen, Debatten, Pressekonferenzen bis hin zu Massenkundgebungen und Generalideologien. Die Sprache (in) der Politik ist sozusagen das Zentrum dessen, was man das politische 'impression management' nennen könnte, also des Unternehmens, sich ein 'Image' zu verschaffen, das wiederum andere dazu verführt, freiwillig das zu tun, was man möchte, daß sie tun sollen. Man könnte es auch so sagen: Politik ist

gewissermaßen die Kunst, physische Auseinandersetzungen durch zeichenhafte bzw. symbolische zu ersetzen. Grundsätzlich ist dabei jedoch zu bemerken, daß es - entgegen einer unbedarften Vorstellung von der Bedeutung des Aushandelns von Standpunkten zwischen Politikern bzw. zwischen politischen Lagern - dem Politiker nicht oder jedenfalls außerordentlich selten darum geht, irgendwelche 'Gegner' von seinem Standpunkt zu überzeugen, bzw. sie dazu zu bringen, ihre Auffassung über etwas zu verändern. Politische Rhetorik dient vielmehr vor allem dazu, Parteigänger zu ermutigen, Sympathisanten zu aktivieren, Unentschlossene auf die eigene Seite zu ziehen und auch Kritiker in den eigenen Reihen mundtot zu machen. Gegner sind weniger zu bekehren als zu neutralisieren bzw. zu isolieren. Mit möglichst eingängigen ingroup-outgroup-Schemata gilt es, sich selbst ein möglichst positives und dem Kontrahenten am besten gar keines, notfalls aber eben ein möglichst negatives Image zu verschaffen.

Dabei steht der Politiker heutzutage - jedenfalls potentiell - immer auf der Bühne des öffentlichen Interesses. Was immer er tut oder läßt, es kann - vermutet oder unvermutet - Teil seines politischen Lebens werden. Er tut gut daran, stets auch mit den Aktivitäten - den tatsächlichen wie den möglichen - seiner Konkurrenten zu rechnen, deren Interesse es natürlich ist, seine eigenen Absichten zu durchkreuzen und ihn in ein möglichst schäbiges Licht zu rücken. Strategisches politisches Handeln besteht also, wie jede gute Strategie, auch in der Antizipation von Gegen-Strategien, von Gegen-Gegen-Strategien, usw (vgl. dazu auch Goffman 1981). Man muß, will man politisch bestehen, sozusagen immer gleichzeitig möglichst alle Mitspieler und das Publikum (und seine schwankende Gunst) im Auge behalten, und man muß sein Verhalten, um es situationsopportunistisch variabel halten zu können, hochgradig unter Kontrolle haben.

Diese Selbst-Kontrolle hat durch die elektronischen Massenmedien, insbesondere durch das Fernsehen, einen ganz neuen Schwierigkeitsgrad erhalten: Es gibt heute kaum noch irgend eine Eigentümlichkeit, kaum eine Eigenschaft, kaum ein Attribut, kaum ein Accessoire an einem Politiker, das durch die TV-Kamera nicht ins Zentrum des Zuschauerinteresses rücken könnte (vgl. z.B. bereits McGinnis 1970). Kurz: Die Effekte nonverbaler Kommunikation sind heute ähnlich wichtig - manche sagen schon: noch wichtiger - als irgendwelche Inhalte des, jedenfalls über den Bildschirm, Geäußerten. Anders, lässiger formuliert: Die politische 'Message' verliert ganz beträchtlich an Durchschlagskraft, wenn Inhalt, Tonfall und äußere Erscheinung nicht ineinanderspielen, denn unschwer läßt sich ein (wenn auch oft durchbrochener) allgemeiner Trend in der Politik weg von Global-Aussagen und hin zur Personalisierung, zur Image-Vermarktung und zu pointierten sogenannten 'Sach'-Aussagen zu speziellen Themen feststellen. An den Wähler bringen läßt sich heute offenbar besser so etwas wie ein 'politischer Charakter' als ein politisches Programm.

Das heißt unter anderem, daß etwa auch das 'Privatleben' des Politikers heute mehr oder weniger integrierter Teil seines politischen 'Auftretens' ist. Mit dem 'richtigen' Privatleben kann man beträchtlich 'Boden gutmachen', mit dem 'falschen' kann man noch mehr politischen Boden verlieren. So befindet sich der Politiker im Medienzeitalter in einem gewissen Dilemma: Einerseits nämlich muß er den Eindruck überlegener Kompetenz erwecken, um seinen 'Führungsanspruch' gegenüber anderen Menschen zu rechtfertigen, einerseits also muß er sich sozusagen von der 'Masse' abheben. Andererseits aber muß er immer auch zeigen, daß er 'Mensch' geblieben ist, daß er dazugehört, daß er 'einer von uns' ist. Wer zu seriös und distanziert wirkt, der tut sich ähnlich schwer wie jemand, der sich allzusehr 'ranschmeißt', der zu deutlich erkennbar macht, daß er 'everybody's darling' sein möchte. Das Publikum erwartet Humor, aber nicht zuviel, Menschlichkeit, aber nicht nur, Fehlbarkeit, aber nur solche, die man jederzeit 'ehrlich' zugeben kann. Kurz: Ein Politiker muß einen 'guten Eindruck machen', aber er darf nicht perfekt erscheinen wollen - sonst mißlingt die Selbst-Inszenierung, weil sie allzu aufdringlich als solche ersichtlich wird.⁴

Politisches 'impression management' hat demnach zwei Aspekte: Man muß den Informationsfluß kontrollieren, und man muß Unterstützung für die eigene Sache mobilisieren. Aber diese beiden Aspekte sind natürlich nur 'zwei Seiten der gleichen Medaille', die, je mehr die 'Medien-Logik' (vgl. Altheide/Snow 1979) die politische 'Logik' infiltriert, um so weniger auseinanderdividiert werden können: Ein erfolgreicher Politiker muß heutzutage eben nicht nur wissen, was seine Konkurrenten vorhaben, sondern er muß vor allem auch wissen, was das Publikum, was sein Publikum will.⁵ Der Politiker muß sich also quasi multimedial selbst inszenieren, und zwar möglichst so, daß er aus seinen Mitbewerbern um die Gunst der Wähler oder etwelcher Sponsoren und sonstiger karriererelevanter Instanzen hervorsticht. Man kann versuchen, Themen zu besetzen, neue Themen aufzutun, einen bestimmten 'Stil' zu installieren, aufsehenerregende Aktionen durchzuführen, sozial approbierte Rollen, wie die des Helden oder die des Staatsmannes zu spielen (vgl. Kirsch/Mackscheidt 1985, Klapp 1964), man kann sich in gewisser Weise skandalisieren bzw. skandalisieren lassen (vgl. Hitzler 1989), usw. Dem Einfallsreichtum des politischen Selbstdarstellers sind im Medienzeitalter prinzipiell kaum Grenzen gesetzt. Bei all dem geht es, wie gesagt, um Persuasion, um die Überzeugung oder doch zumindest um die

⁴ Zu diesem Behufe greifen Politiker gerne zu bewährten und auch zu mehr oder weniger originellen populistischen Mitteln (die vom öffentlichen Baby-Küssen und allgemeinem Händeschütteln bis hin zum Auftritt im verdreckten Bergmanns-Overall und dergleichen mehr reichen).

⁵ Allerdings: Was das Publikum will, darüber gibt es unter Experten stets erneut Kontroversen und auch mannigfaltige aus verschiedenen Auffassungen resultierende Präsentations-Strategien. Es scheint sich aber immer mehr zu bestätigen, daß sozusagen ein 'Knalleffekt' ganz kurz vor einer Entscheidung, sozusagen als 'Crescendo' der ganzen Selbstdarstellungspartitur, ein überaus probates Mittel der Stimmungs- und Stimmen-Optimierung ist. Um aber eine derartige Strategie überhaupt realisieren zu können, muß man genügend Einfluß auf die Medien haben, sonst verpaßt man allzuleicht den günstigsten Zeitpunkt.

Überredung anderer. Denn 'Macht', die Kontrolle über andere, resultiert wesentlich daraus, daß man es versteht, andere dazu zu bringen, die eigenen Ansichten für die richtigen zu halten. (Was hochgradig damit korreliert, daß sie sie für die ihrigen oder zumindest für mit den ihrigen korrespondierende halten). In dem Maße, wie man andere dazu bringt, die eigenen Wirklichkeitsdefinitionen zu teilen, bringt man sie auch dazu, selbstverständlich so zu handeln, wie man es von ihnen erwartet (vgl. dazu auch Berger/Luckmann 1969).

In der Politik, in diesem Spiel um die 'Macht', gibt es, so würde ich die dort geltenden 'Spielregeln' zusammenfassen, keine Spielregeln außer der, sich (und seine Vorstellungen) durchzusetzen. Die 'Logik' des Politischen besteht im Recht des Stärkeren, der dadurch zum 'Besseren' wird, und in der Verantwortung, die in der Gewaltanwendung zutage tritt. Der Politiker handelt also von einer gleichsam ordnungstranszendenten Position aus für den Erhalt einer Ordnung (vgl. auch Mommsen 1959, S. 387 ff). Folgerichtig darf, so Machiavelli (1972, S. 72f), der erfolgreiche Politiker vor Betrug und Wortbruch (jedenfalls dann) nicht zurückschrecken, wenn er seine Ziele anders nicht realisieren kann. Denn: "Wer Politik überhaupt und wer vollends Politik als Beruf betreiben will, ... läßt sich ... mit den diabolischen Mächten ein, die in jeder Gewaltsamkeit lauern" (Weber 1980, S. 545). Und dies impliziert eben auch (wenngleich nicht nur), sich und seine Ideen als Repräsentanten derer darzustellen, deren Unterstützung man braucht bzw. wünscht. Die Frage von gutem oder schlechtem Handeln reduziert sich also in Bezug auf die Logik des Politischen auf die Frage danach, ob die benutzten Mittel die richtigen waren oder nicht. Diese Frage aber läßt sich sicher natürlich erst ex post beantworten, nämlich im Hinblick darauf, ob man erfolgreich oder erfolglos war bei der Verfolgung seiner Ziele. Politik zu betreiben als die 'Kunst des Möglichen', als die Kunst, zu wissen, was unter welchen Bedingungen wie durchzusetzen ist oder eben nicht, und dementsprechend Zweck-Mittel-rational zu handeln, das macht demnach den erfolgreichen Politiker, den Machtmenschen im hier gemeinten Sinne aus - ganz unabhängig von weltanschaulichen Positionen.

Literatur:

- Altheide, David L./Snow, Robert P.: Media Logic. Beverly Hills/London (Sage) 1979
- Berger, Peter L.: Einladung zur Soziologie. Olten/Freiburg i. Br. (Walter-Verlag) 1969
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt/M. (Fischer) 1969
- Boissevain, Jeremy: Friends of Friends. Networks, Manipulators, and Coalitions. Oxford (Basil Blackwell) 1978
- Boorstin, Daniel J.: Das Image. Reinbek b. Hamburg 1987
- Burke, Kenneth: A Grammar of Motives. New York 1945
- Edelman, Murray: Politik als Ritual. Frankfurt/M./New York (Campus) 1976
- Freyer, Hans: Machiavelli. Weinheim 1986 (urspr. 1938)
- Garfinkel, Harold: Bedingungen für den Erfolg von Degradierungszeremonien. In: K. Lüderssen/F. Sack (Hrsg.): Seminar: Abweichendes Verhalten III. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1977, S. 31-40
- Goffman, Erving: Techniken der Imagepflege. In ders.: Interaktionsrituale. Frankfurt/M. 1971, S. 10-53
- Goffman, Erving: Strategische Interaktion. München/Wien (Hanser) 1981
- Hitzler, Ronald: Skandal ist Ansichtssache. In: Rolf Ebbighausen und Sighard Neckel (Hrsg.): Anatomie des politischen Skandals. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1989, S. 334-354
- Hitzler, Ronald: Die Politik des Zwischenrufs. Zu einer kleinen parlamentarischen Form. In: Zeitschrift für Parlamentsfragen (ZParl), 21. Jg., H. 4/1990, S. 619-630
- Hobbes, Thomas: Leviathan. Frankfurt/M. 1976
- Ichheiser, Gustav: Die Antinomie zwischen Politik und Moral nach Machiavelli. In: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie, 1927, S.294-309
- Käsler, Dirk: Alles nur Theater? Politik zwischen Show und Entscheidung. In: Süddeutsche Zeitung, 14./15.1.1984
- Kirsch, Guy/Mackscheidt, Klaus: Staatsmann, Demagoge, Amtsinhaber. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1985
- Klapp, Orrin E.: Symbolic Leaders. Chicago (Aldine) 1964
- Kolakowski, Lezek: Über die Richtigkeit der Maxime 'Der Zweck heiligt die Mittel'. In: ders.: Der Mensch ohne Alternative. München 1976, S. 231-243
- Laswell, Harold D.: Psychopathology and Politics. In: ders.: The Political Writings. Glencoe, Ill., 1951
- Laswell, Harold D.: The Selective Effect of Personality on Political Participation. In: R. Christie and M. Jahoda (Hrsg.): Studies in the Scope and Method of the 'Authoritarian Personality'. Glencoe, Ill., 1954
- Machiavelli, Niccolò: Der Fürst. Stuttgart (Kröner) 1972 (4. Aufl.)
- McGinnis, Joe: The Selling of the President. Harmondsworth 1970
- Mommsen, Wolfgang J.: Max Weber und die deutsche Politik. Tübingen 1959

- Münkler, Herfried: Machiavelli. Frankfurt/M. 1984
- Plessner, Helmuth: Gesammelte Schriften IV. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1981
- Radunski, Peter: Wahlkämpfe. München/Wien 1980
- Rousseau, Jean-Jacques: Schriften zur Kulturkritik. Hamburg (Meiner) 1978
- Rapp, Uri: Handeln und Zuschauen. Darmstadt/Neuwied 1973
- Schütz, Alfred: Santayana über Gesellschaft und Regierung. In ders.: Gesammelte Aufsätze, Bd. 2. Den Haag (Nijhoff) 1972
- Schütz, Alfred und Luckmann, Thomas: Strukturen der Lebenswelt, Bd. 1. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1979
- Schwartzberg, Roger-Gerard. Politik als Showgeschäft. Düsseldorf/Wien (Econ) 1980
- Scott, Marvin B. und Lyman, Stanford M.: Praktische Erklärungen. In: M. Auwärter, E. Kirsch und M. Schröter (Hrsg.): Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1976
- Simmel, Georg: Zur Philosophie des Schauspielers. In ders.: Das individuelle Gesetz. Frankfurt/M. 1968
- Sueton: Die zwölf Cäsaren. Berlin (Propyläen) 1922
- Vidal, Gore: Barry Goldwater: A Chat. In ders.: Hommage to Daniel Shay: Collected Essays 1952-1972. New York 1973
- Weber, Max: Politik als Beruf. In ders.: Gesammelte politische Schriften. Tübingen (Mohr) 1980 (4.Aufl.)

Machiavellismus

oder Von den Kunst-Regeln politischen Handelns

Ein dramatologischer Deutungsversuch

Es geht im folgenden weder darum, Machiavellis Biographie zu rekonstruieren, noch darum, Machiavellis Denken insgesamt gerecht zu werden. (Vgl. hierzu, neben den aktuellen 'Einführungen' von Buck 1985, Münkler 1984 und Skinner 1988, vor allem auch den überaus belesenen Artikel von Gottfried Eisermann 1988.) Es geht vielmehr darum, 'Machiavellismus' als Handlungsprinzip durchsichtig zu machen, das in seiner "rückhaltlosen Illusionslosigkeit" (Faul 1961, S. 19) der 'Logik' des Politischen entspricht - so, wie Marx ein bestimmtes wirtschaftliches Handeln als ein der 'Logik' des Kapitals adäquates begriffen und beschrieben hat, noch vor allen moralischen Bewertungen, geschichtlichen Mythologisierungen und utopischen Erwartungen. Trotzdem liegt natürlich die Frage nahe: War Machiavelli selbst eigentlich ein Machiavellist? (Vgl. dazu auch Münkler 1984, S. 293 ff.)

Fraglos: An Machiavelli scheiden sich die Geister: Die Neigung, Machiavelli zu verehren oder zu 'verfemen' ist offenkundig unabhängig von der Ideologie, auf die man sich bezieht. Sie hängt wohl eher mit allgemeinen kognitiven und moralischen Dispositionen des Einzelnen bzw. seines 'Milieus' zusammen. Ich behaupte aber - mit Peter Berger (1969, S. 165 ff.) -, daß für Sozialwissenschaftler Machiavelli allemal eine verehrungswürdige Figur darstellt, daß 'Machiavellismus', sofern er die 'schonungslose', werturteilsenthaltende Aufdeckung von alltäglich gern verbrämten gesellschaftlichen Spiel-Regeln meint, die ideale Attitüde des Soziologen schlechthin ist, denn Machiavelli war, was seine politischen Optionen anbelangt, zumindest als Theoretiker, in seinen Schriften, ein 'großer Unentschiedener', ein Wanderer, wenn nicht zwischen den Welten, so doch jedenfalls zwischen bzw. jenseits der Weltanschauungen. Man kann ihn, um es kurz zu sagen, für jede und doch genau genommen letztlich für keine politische Fraktion in Anspruch nehmen, sondern allenfalls für eine 'moralische' Attitüde, nämlich die, daß es besser (im Sinne von: sich selber gegenüber aufrichtiger) ist, zu wissen, was man tut, also so zu tun, als wisse man es nicht. In diesem Verstande ist ein 'offener' Machiavellismus sozusagen redlich, redlicher jedenfalls als jener verdeckte, der Unschuld heuchelt, und er ist klug, klüger jedenfalls als jene naive Denkungsart, die tatsächlich unschuldig ist, weil bar jeglicher Selbstreflexion.

1. Pointen der Rezeption

René König schrieb 1941: "Machiavelli rechnet es sich zum besonderen Verdienst an, ... daß er die Menschen nicht beschreiben wolle, wie sie sein sollen (als sittliche Individuen), sondern nur so, wie sie tatsächlich sind. Was aber sind die Menschen für Machiavelli? Sie sind Kanaillen, minderwertiges und korruptes Zeug. Wie soll auf dieser Grundlage ein wahrer Staat entstehen, ein Staat, den man mehr lieben könnte als seine Seele, nachdem man auch noch eine mögliche Erziehungstätigkeit des Staates ausgeschaltet hat...? Die Potenzierung menschlicher Gemeinheit ergibt nach normaler Mathematik immer nur wieder Gemeinheit und nichts anderes. Darüber hilft uns alle politische Alchemie nicht hinweg. Etwas davon muß auch Machiavelli selber empfunden haben..." (König 1979, S. 333).

Damit interpretiert König nun Machiavelli zwar nicht als einen Machiavellisten (wie es etwa ganz nachdrücklich Leo Strauss 1958 tut), aber als einen, wie Judith Janoska-Bendl (1958, S. 317) sagt, "an der Wirklichkeit Gescheiterten, dessen einziger Ausweg die Flucht in ein irreales Traumland bildet". Bei dieser Königschen Lesart darf man jedoch nicht vergessen, daß hier ein Emigrant vor dem deutschen Nationalsozialismus einen 'klassischen' politischen Denker der frühen Neuzeit gegen die Vereinnahmung durch die Staatsideologie des Nationalsozialismus und insbesondere des Faschismus (Mussolini hatte 1924 eine Einleitung zu Machiavelli veröffentlicht) zu 'retten' versucht und - wohl nicht zuletzt auch vor dem Hintergrund seines eigenen Exils - weniger am machiavellistischen Prinzip als am 'tragischen Bewußtsein' eines in die Verbannung getriebenen praktischen Politikers interessiert ist, der sein persönliches Unglück schriftstellerisch abarbeitet (vgl. Königs Nachwort 1979, S. 353 ff.).

Nicht zum wenigsten ist bei dem Versuch, Königs sozusagen 'existenzielles' Machiavelli-Bild zu verstehen, wohl auch zu berücksichtigen, daß 1938, also drei Jahre zuvor, der rechtskonservative deutsche Soziologe Hans Freyer bereits ein Buch zu Machiavelli publiziert hatte, in dem er diesen, gerade entgegen Königs Lesart, zum akademischen Autor von Lehr- und Regel-Schriften für den praktischen Politiker stilisiert und gegen die (nicht nur) bis dahin in der Geistesgeschichte vorherrschende 'Verfemung' bzw. persönliche Attackierung verteidigt: "Es gibt in der ganzen Denk- und Haßgeschichte der Menschheit kein anderes vollwertiges Beispiel für den Sachverhalt, daß ein Buch so für seinen Autor gesetzt, daß nämlich der Inhalt des Buches dem Autor ins Herz geschoben und darum auch mit dessen Namen bezeichnet wird. Machiavelli ... hat manches begangen, was man nicht begehen sollte, aber einen Machiavellismus gewiß nicht. Nun, das behauptet man auch nicht geradezu. Aber er hat diese Dinge gelehrt, und das ist schlimmer. (...) Er ist also der Urheber und die erste Quelle aller, die auf dieser sonst so friedfertigen und harmlosen Erde

je machiavellistisch gehandelt haben. Er hat dieses Pulver erfunden und ist damit schuld an allen Sprengungen, bei denen irgend etwas in die Luft fliegt." (Freyer 1986, S. 97). Das ist natürlich die Ironie eines selber politisch denkenden Politik-Analytikers, der Machiavelli als einen scharfsichtigen Autor sieht, welcher nichts anderes getan hat als - im Weberschen Sinne - die Welt ein wenig zu entzaubern, der Prinzipien herausgearbeitet hat, die - zumindest in bestimmten Bereichen menschlicher Wirklichkeit - ohnehin gelten.

Gerade auf dieses Problem hatte Carl Schmitt, der dezisionistische Vordenker in der Politikwissenschaft per excellence (zur aktuellen Schmitt-Debatte vgl. Lauermann 1990), schon 1932 nachdrücklich aufmerksam gemacht und dabei einen der m. E. erhellendsten Sätze zu Machiavelli überhaupt geschrieben: "Den politischen Gegnern einer klaren politischen Theorie wird es ... nicht schwer, die klare Erkenntnis und Beschreibung politischer Phänomene und Wahrheiten im Namen irgend eines autonomen Sachgebiets als unmoralisch, unökonomisch, unwissenschaftlich und vor allem - denn darauf kommt es politisch an - als bekämpfenswerte Teufelei ... zu erklären. Dieses Schicksal ist Machiavelli widerfahren, der, wenn er ein Machiavellist gewesen wäre, statt des 'Principe' wohl eher ein aus rührenden Sentenzen zusammengesetztes Buch geschrieben hätte." (Schmitt 1987, S. 65, Hervorhebung von mir.) War also vielleicht doch eher der Verfasser des (1745 veröffentlichten) 'Anti-Machiavel', nämlich Friedrich der Große von Preußen, ein 'echter' Machiavellist - oder eben sein 'ghostwriter', Monsieur Voltaire? (Vgl. Friedrich II. von Preußen 1978 ; vgl. dazu auch Bloch 1972, S. 134).

Auf die Ausführungen in diesem 'Principe' rekurriert nun also im wesentlichen das, was man das Machiavellismus-Prinzip nennen könnte, bzw. das, was seither unter dem Etikett 'Machiavellismus' diskutiert wird (vgl. dazu z.B. Burnham 1949, Faul 1961, Heyer 1918, Kroeber-Kenneth 1980, Strauss 1958), nämlich die außerordentlich strittige Frage nach dem Verhältnis von Politik und Moral, bzw. die Frage nach Basisregeln und situativer Flexibilität politischen Handelns. Damit ist, so Herfried Münkler in seiner komplexen Aufarbeitung und geistesgeschichtlichen Verortung von Machiavellis Werk, Machiavelli gelungen, "was den wenigsten Theoretikern der Politik vergönnt war: aktuell zu bleiben." (Münkler 1984, S. 9). In diesem Sinne 'aktuell', sozusagen 'zeitlos aktuell' erscheint mir Machiavelli als Theoretiker 'avant la lettre' einer bestimmten politischen Soziologie, nämlich einer werturteilsenthaltenden, dramatologischen Soziologie des menschlichen Handelns und seiner erwarteten wie unerwarteten Konsequenzen, die sich im wesentlichen im Anschluß an Erving Goffman entwickelt hat.¹

¹ Im dramatologischen Ansatz geht es prinzipiell um den in Situationen handelnden Interaktionsteilnehmer, um dessen situative Orientierungen, Abstimmungen, Aushandlungen, Darstellungen usw. Metaphorisch gesprochen: Der Dramatologe schaut sich an, welche 'Charaktere' unter welchen Bedingungen in welchen Kulissen wie miteinander umgehen. An den (inter-)agierenden 'Spielern' interessiert ihn vor allem, wie sie ihre

2. Prinzipien des politischen Erfolgs

Denn: Was Machiavelli anbietet, das ist eine eindeutig 'empirisch' begründete Theorie des richtigen, was hier heißt: des erfolgversprechenden politischen Handelns. Erfolgreich ist für ihn politisches Handeln dann, wenn man 'an die Macht' kommt bzw. 'an der Macht' bleibt, um die Stabilität des Staatsgefüges zu bewahren. Denn, und das ist sicher einer der Gründe, warum der aufrechte Gesinnungsethiker über Machiavelli so schockiert ist, im Konfliktfalle hat seiner Meinung nach für den Politiker, und das macht Machiavelli dem Verantwortungsethiker in der Regel so 'plausibel', das Wohlergehen des Staatswesens den Vorrang zu haben vor der Freiheit des Bürgers. Machiavelli erwartet nämlich keineswegs, wie es nichtliberale Staatsdenker (konservativer wie auch gegenläufiger Provenienz) tun, daß der einzelne Bürger seine Interessen denen des Staates hintanstellen soll. Er beschreibt die immanente 'Logik' des Politischen und teilt mit, welches Handeln dieser 'Logik' entspricht, was zu tun ist, wenn man in Bezug auf diese 'Logik' reüssieren will. (So, wie ein Kapitalist, dem es im Zweifelsfalle nicht zuvörderst um Kapitalakkumulation, sondern um seine Arbeiter geht, zwar vielleicht ein netter Mensch aber eben ein schlechter, weil wenig erfolgreicher, Kapitalist ist, so ist ein Politiker, der nicht vor allem die Macht, sondern z. B. das 'Gute' oder sonst irgendetwas will, möglicherweise zwar ein großartiger Philanthrop, aber wohl kaum ein durchsetzungsfähiger Repräsentant seines Gemeinwesens.)²

Weil Machiavelli nicht der Bürgerfreiheit, sondern der Staatsordnung die oberste Priorität im politischen Handeln zuspricht, macht er durchsichtig, daß die Interessen des Einzelnen und einzelner Gruppierungen für den Politiker so etwas wie 'Spielmaterial' darstellen, das er einsetzen kann in seinem Kampf um die Erringung oder den Erhalt von Macht. Anders ausgedrückt: Der Nichtpolitiker mag um seine bürgerlichen Freiheiten kämpfen, mag sie sich erkämpfen. Der Politiker, auch der zum Politiker gewordene Freiheitskämpfer, aber muß die Gewährung wie die Einschränkung bürgerlicher Freiheiten entsprechend den je gegebenen Erfordernissen der 'Staatsräson' einerseits und zur Wahrung und Steigerung seiner individuellen Machtposition andererseits einsetzen.³ Dahinter steht natürlich, das ist kaum zu übersehen, gewissermaßen eine l'état-c'est-moi-Attitüde, aber erfolgreich politisch

'Rollen' meistern, welche Drehbücher sie benutzen und welches Publikum sie wie ansprechen. Wir haben es dabei also mit einer sozialwissenschaftlichen Perspektive zu tun, die versucht, den Prinzipien menschlichen Zusammenlebens dadurch auf die Spur zu kommen, daß sie es als einen ständigen Strom wechselseitiger Inszenierungen begreift, dem ein analytisch faßbarer Komplex dramaturgischer Leistungen zugrunde liegt. (Vgl. auch Hitzler 1991a.)

² Übrigens: Auch Sozialwissenschaftler, die als Sozialwissenschaftler nicht vor allem Sozialwissenschaft treiben, sondern lieber sonst etwas machen - z. B. Revolution oder Bürokratie oder Freizeit -, haben diese schlichte 'Bereichslogik' offenbar ebenfalls (noch) nicht begriffen.

³ Hier liegen sicherlich weitere Ansatzpunkte zu einer handlungstheoretischen Aufarbeitung des 'Umschlagens' sozialer Bewegungen in Parteien.

handeln bedeutet nach Machiavelli eben tatsächlich, sich, in welcher modifizierten und verdeckten Form auch immer, hochgradig mit dem - vorhandenen oder noch bzw. wieder zu schaffenden - Gemeinwesen zu identifizieren.

Wenn wir nun den Begriff des Gemeinwesens noch um andere Begriffe für politisch relevante (d.h. nach dem Schmittschen Freund-Feind-Schema 'organisierbare') soziale Kollektiva erweitern (vgl. dazu auch Lauermann 1989), dann haben wir hier bereits die Kernstruktur dessen, was m.E. 'Dramatologie der Politik' bedeutet: Die Lehre von der Dramaturgie, von der Inszenierung, von der Vermittlung von Politik. (Vgl. dazu z.B. auch Hitzler 1989 und 1990.) Die hiermit verknüpfte These lautet: Unabhängig davon, ob der Politiker glaubt, was er sagt, oder gar sagt, was er glaubt, muß er nach bestimmten politikimmanenten Regeln handeln, wenn er erfolgreich sein will. Teil dieser Regeln ist, nicht nur aber vor allem natürlich in modernen Repräsentativdemokratien wie der unseren, glaubhaft zu machen, daß er 'für alle' (jedenfalls für alle, auf die es ihm ankommt) das Beste will und daß er deshalb Macht bekommen oder behalten muß. In diesem Sinne repräsentiert der Politiker tatsächlich das Gemeinwesen. Er macht dem Bürger gegenüber glaubhaft, daß er für jenen Staat steht, den er dem Bürger als Garant von dessen Wohlergehen glaubhaft zu machen versteht. (Vgl. auch Hitzler 1991b.)

Folgerichtig rät Machiavelli dem Politiker auch, vor allem auf seine eigenen Fähigkeiten zu bauen und nicht einfach auf Gott zu vertrauen. (Auch nicht, um diese 'Regel' zu aktualisieren, auf dessen zeitgenössischere Säkular-Äquivalente wie Schicksal, Geschichte, neuerdings auch - wieder - Natur). Für den Machiavellisten gilt allenfalls ein 'Hilf Dir selbst, dann hilft Dir Gott!', aber unabhängig davon, ob er nun selber daran glaubt oder nicht, zur Inszenierungskunst des Politikers gehört auch, daß er Gott - oder welche höhere Macht und Einsicht sonst auch immer - als Thema für seine Zwecke zu operationalisieren versteht: "Politik, von Machiavelli bestimmt als der Versuch, der mit Notwendigkeit ablaufenden geschichtlichen Entwicklung das Beste abzugewinnen, muß sich mit weltimmanenten Mitteln begnügen - doch zu diesen weltimmanenten Mitteln der Politik zählen für ihn auch der Anschein der Transzendenz und der taktisch geschickte Einsatz dieses Anscheins." (Münkler 1984, S. 245; Hervorhebungen von mir.) Denn Religion - im Anschluß an Luckmann (1991) völlig funktional verstanden, hier v.a. als 'Sinnggebung durch Mythologisierung' - trägt wesentlich zur Stabilisierung jeder (auch einer dezidiert 'atheistischen') Ordnung bei. Die religiöse Verbrämung - gleich welcher Art - verleiht gleichsam der Faktizität der Herrschaft die Würde des Normativen (vgl. Berger/Luckmann 1969, vgl. auch Machiavelli 1966, S. 47 f.). Das Volk, so Machiavelli, braucht 'das Opium' Religion, um

gehorsamen zu können; der Staat, das Gemeinwesen, braucht, um stabil zu bleiben, ein gehorsames Volk, mithin braucht der Staat die Religion.⁴

Während also der normale Bürger in allerlei Mythen über 'Gott und die Welt' verstrickt ist, während ihm sein Leben von uneinsehbaren Mächten und Kräften gelenkt erscheint, muß der Politiker 'einen klaren Kopf' behalten und komplexe Sachverhalte und verwickelte Zusammenhänge erkennen können. Nur dadurch wird er befähigt, nicht nur im Gemeinwesen zu leben, im Gemeinwesen verortet zu sein, sondern das Gemeinwesen zu lenken, Entwicklungen vorausszusehen, zu steuern, zu bewältigen, denn wenn man Fehlentwicklungen im Staat "nicht erkennt und sie so weit um sich greifen läßt, bis sie jeder merkt, dann hilft kein Mittel mehr" (Machiavelli 1972, S. 10). Politik, nach Machiavelli, besteht darin, soziohistorische Gesetzmäßigkeiten zu erkennen, richtig einzuschätzen und 'klug' darauf zu reagieren, sie den je eigenen Zielen nutzbar zu machen, bzw. die je eigenen Ziele auf sie abzustimmen. Und dementsprechend ambivalent ist Machiavellis 'Fürst' wohl auch zu lesen: Einerseits als eine Art Kompendium, als Handbuch für erfolgsorientiertes politisches Handeln, andererseits als eine Art 'Wissenssoziologie' der Regeln politischen Handelns - was wiederum zwei Konsequenzen nach sich ziehen kann: Man kann selber lernen, erfolgreich politisch zu agieren, im machiavellistischen Sinne: Politiker zu werden; oder bzw. und man kann politische Abläufe bzw. das Handeln einzelner Politiker besser verstehen, wenn man sie ins Verhältnis setzt zu einer 'reinen' machiavellistischen Attitüde, die damit die Funktion eines (zweckrationalen) Idealtypus im Sinne Webers erhält. (Vgl. dazu Janoska-Bendl 1965; vgl. auch Hitzler 1992.)

Ein erfolgreicher Politiker sein heißt demnach, sich weniger daran zu orientieren, was sein sollte, als vielmehr daran, was tatsächlich der Fall ist, heißt, möglichst un-ideologisch, also illusionslos (sowohl was einen selber angeht, als auch was andere Menschen betrifft) zu agieren (vgl. Machiavelli 1972, S. 63). Nicht wer das, was er tut, gut meint, sondern wer das, was zu tun ist, (zum Wohle des Staates), gut macht, ist nach Machiavelli ein guter Politiker. (Populär ausgedrückt: Ein Politiker muß die Dinge 'realistisch' sehen!) Und wenn René König überhaupt in irgend einer Beziehung recht hat damit, daß er Machiavelli als Romantiker ansieht, dann in der, daß Machiavelli offenbar gemeint hat, es sei besser, die Dinge nicht nur 'realistisch' zu sehen, sondern dies auch noch (unverblümt) mitzuteilen. Aber diese Haltung ist, wenn wir der Typisierung von Judith Janoska-Bendl (1958) folgen, ja nicht eigentlich 'romantisch', sondern eher wohl 'idealistisch' zu nennen - sofern man davon absieht, daß Machiavelli selber eben die Antike als politisch vorbildhaft für sein Entzauberungs-Bestreben angesehen hat. Und 'utopisch' war Machiavelli nur in dem Sinne,

⁴ Gar so weit vom 'Kosmion' Eric Voegelins (1965) scheint mir diese Denkfigur nicht mehr entfernt zu sein.

daß er angenommen hat, Menschen zögen es vor, ohne Mythen zu leben statt in einer (wodurch auch immer) 'verzauberten' Welt.⁵ Anders ausgedrückt: Paradoxerweise lehrt Machiavelli den Politiker, daß die Menschen belogen und betrogen werden müssen, weil sie belogen und betrogen sein wollen, zugleich aber lügt und betrügt er selber nicht, sondern klärt, sozusagen 'schonungslos', über 'Manipulation' auf. (Man kann die fatale Situation, in die sich Machiavelli selber gebracht hat, vielleicht am besten dann verstehen, wenn man sich vorstellt, Karl Marx hätte seine luziden Kapitalanalysen durchgeführt und veröffentlicht, ohne zugleich ein revolutionäres Pathos zu pflegen.)

3. Die Unberechenbarkeit des Menschen

Die sozusagen anthropologische Begründung dafür, daß der Politiker manipulieren, täuschen, lügen und in gewisser Weise auch gewalttätig sein muß, liegt für Machiavelli in dem begründet, was seiner Meinung nach die 'menschliche Natur' ausmacht: Daß Menschen im Zweifelsfalle nicht selbstlos und 'gut', sondern selbstsüchtig und 'schlecht' sind, daß sie vor allem auf ihren individuellen Vorteil sehen bzw. auf das, was sie dafür halten, daß sie also kalkulieren, daß sie korrupt und im Grund asozial sind, daß sie jedenfalls keinen 'inneren Antrieb' besitzen, im Sinne des Gemeinwohls zu handeln, wenn dieses mit ihrem Eigennutz konfligiert. Machiavelli geht also davon aus, daß die Individuen 'eigentlich' eine instrumentelle Einstellung gegenüber der Gesellschaft haben, und daß all ihre Geselligkeit letztlich egozentrische Gründe hat. Würden die Menschen nicht durch den Staat, durch das organisierte Gemeinwesen gebändigt - heute würden wir (im Anschluß an Gehlen 1977) wohl sagen: wäre ihre 'erste' Natur nicht durch ihre 'zweite Natur', durch Sitten, Bräuche, Gesetze usw. überlagert -, gäbe es kein friedvolles Miteinander zwischen ihnen, sondern ständige Auseinandersetzungen. Münkler (1984, S. 263 ff.) spricht deshalb von einem 'anthropologischen Pessimismus' Machiavellis. Und ohne diesen anthropologischen Pessimismus erscheint auch eine machiavellistische Attitüde zunächst als nicht 'legitim'.

Nun kann man natürlich, wie über jede Anthropologie so auch über diese, streiten, wie man ja überhaupt schon darüber diskutieren kann, ob eine Anthropologie, die sozusagen den fiktiven 'Roh-Menschen' vor seine Sozialität stellt, nicht einfach ein horrendes Blöd-

⁵ Dieses Pathos des Realistischen pflegen übrigens 'offene' Machiavellisten bis heute - und dieses Pathos bringt sie auch in aller Regel irgendwann zum Scheitern oder bremst zumindest ihren Anlauf zur Macht gewaltig ab, wenn sie nicht rechtzeitig lernen, ihre sozusagen 'ehrliche' machiavellistische Attitüde zu verbrämen, ihr einen populistischen 'höheren Sinn' zu verleihen. (Vgl. hierzu auch Soeffner 1991). Ein nachgerade exemplarisches Beispiel für diese Problematik scheint mir der 'Fall' des Bundeswirtschaftsministers Jürgen Möllemann zu sein. (Vgl. dazu Hitzler 1991c.)

sinn sei. Gegenüber derartigen Mythen bzw. Phantasien vom 'Ur-Menschen' - nun weniger in einem historischen als in einem ontologischen Sinne - hat ja, und das scheint mir eine ihrer wesentlichen Errungenschaft zu sein, die sogenannte 'neuere philosophische Anthropologie' - und dabei denke ich insbesondere an Helmuth Plessner (z.B. 1985) - die essentielle Dualität des Menschen betont, die Einsicht, daß der Mensch als Mensch zugleich Natur- und Kulturwesen ist, daß es in die Irre führt, irgendeine vorsoziale 'Natürlichkeit' des Menschen zu hypostasieren. Vor diesem Hintergrund betrachte ich die Machiavellische Anthropologie als schlicht überholt (ebenso wie z. B. auch die Rousseausche, die Kropotkinsche, die Engels'sche u.v.a.). Aber es gibt eben noch einen anderen, politisch relevanten Aspekt dieser Machiavellischen Auffassung, der zumindest zu bedenken wäre: Wenn der Mensch Natur- und Kulturwesen zugleich ist (also nicht nur Kulturwesen, nicht völlig durch Sozialisation zu formen), und wenn mithin die Frage, was der Mensch natürlicherweise wäre, eine rein hypothetisch-spekulative ist, dann ist es zwar vielleicht ethisch begrüßenswerter, 'das Beste' vom Menschen anzunehmen, ihn also als 'eigentlich' gut und nur durch soziohistorische Großstrukturen an der Entfaltung seiner positiven Qualitäten gehindert anzusehen (vgl. exemplarisch Heller 1982), aber politisch gesehen ist es zweifellos klüger, ihn prinzipiell als asozial, als eigennützig, als im sozialmoralischen Sinne schlecht und nur durch soziale 'Kontrolle' am hemmungslosen Ausleben und Ausagieren seiner Egozentrik gehindert zu begreifen.

Die - existenzial-phänomenologische - Alternative besteht m. E. darin, von einer (diesen mehr als organisch determinierenden) 'Natur' des Menschen überhaupt abzusehen, also davon auszugehen, daß die kognitiv-emotionale Disposition des einzelnen Menschen prinzipiell kontingent ist. (Vgl. Sartre 1962). Diese Prämisse, nun nicht selber ontologisch, sondern lediglich methodologisch verstanden, ermöglicht uns, die Frage nach dem menschlichen 'Wesen' zu suspendieren, diesem 'Wesen' gegenüber uns sozusagen indifferent zu verhalten. Wenn sich aber mithin nicht entscheiden läßt, ob der Mensch 'ursprünglich' gut oder schlecht sei (biblisch ausgedrückt: wenn man nicht weiß, ob mit dem Sündenfall das Menschsein oder die Sozialität des Menschen beginnt, bzw. wenn man davon ausgehen muß, daß der Mensch mit dem Sündenfall als soziales Wesen 'auf die Welt' kommt), dann folgt m. E. dieselbe politische Empfehlung daraus, wie wenn man den Menschen eben als frei, 'Gutes' ebenso wie 'Böses' vermögend, mithin als entscheidungs- und handlungsmächtig versteht, während 'Gut-und-Böse' ebenfalls keine 'natürlichen' oder gar göttlichen Gewißheiten, sondern nichts anderes als kulturrelative Wertungen darstellen.

Damit sind wir einerseits bei den Aufgaben einer werturteilsenthaltenden Wissenssoziologie angelangt, und andererseits wieder bei der Ausgangsfrage nach politischer Klugheit: Es ist also gar nicht notwendig, einen anthropologischen Pessimismus zu pflegen, um sich

für eine machiavellistische Attitüde zu entscheiden: Wenn man damit rechnen muß, weil man es nicht ausschließen kann, daß Menschen 'Schlechtes' tun - oder, jetzt wissenssoziologischer ausgedrückt, daß Menschen von den in einer wie auch immer verfaßten Gesellschaft als verbindlich betrachteten und als wünschenswert angesehenen Normen und Werten abweichen - können, dann dürfte es wohl unzweifelhaft klüger sein, sich auf diese Möglichkeit einzustellen. Oder, um es mit Leszek Kolakowski (1976, S. 232) zu sagen: "Der Mensch nämlich, der sich nur von den Gesetzen des Guten leiten läßt, muß in der Umgebung von Menschen, die sich von anderen Gesetzen leiten lassen, untergehen."

Wenn wir uns nun wieder der oben gemachten Bestimmung des Politikers, als eines sozialen Typus erinnern, der dann der 'Logik' des Politischen folgt, wenn er in bezug auf den Einzelnen aus der Perspektive des Gemeinwesens, des Staates handelt, dann ist machiavellistische Klugheit eben nicht notwendig die Konsequenz aus einem pessimistischen Menschenbild, sondern allenfalls die Konsequenz aus einem nicht durch und durch optimistischen Menschenbild. Ausgehend folglich von dem, was man heute einigermaßen gesichert 'von einem Menschen wissen kann', bzw. was man über 'den Menschen' (im Sinne universalhistorischer Invariabilitäten) wissenschaftlich zu sagen vermag, scheint es (nicht nur, aber insbesondere) für den Politiker ratsam, nicht nur 'das Beste' beim anderen (Bürger wie Politiker) zu vermuten.

4. Offene Macht und verdeckte Gewalt

Wenn Politiker heute noch mehr als zu Machiavellis Zeiten versuchen, Gewalt und Zwang soweit wie möglich, das heißt solange ihre Ordnungsvorstellungen nicht allzu nachhaltig tangiert werden, durch andere, insbesondere persuasive Techniken zu ersetzen, wenn dies so ist, dann heißt das evidentermaßen nicht, daß Machiavellis Annahme, der Staat müsse im Notfall mit Gewalt und Zwang seine Untertanen in Schach halten und seine Stabilität sichern, überholt wäre. Wenn dies so ist, dann heißt das vielmehr lediglich, daß das Betreiben von Politik möglicherweise insgesamt strategisch raffinierter geworden ist⁶, daß aber einerseits Gewalt und Zwang in jedem Staat nicht nur letzte Mittel der 'Erziehung' unbotmäßiger Bürger sind, und daß andererseits seit Machiavelli eine auch bereits von Karl Marx konstatierte 'Verlutherung' der Menschen zumindest in modernen Gesellschaften stattgefunden hat: "Er (Luther - R.H.) hat den Menschen von der äußeren Religiosität befreit, weil er die Religiosität zum inneren Menschen gemacht hat. Er hat den Leib von

⁶ Aber eben nur möglicherweise. Gottfried Eisermann legt z.B. in seinem neuen Buch materialreich und überzeugend dar, daß Politiker schon in der Antike einige Virtuosität im strategischen Rollenspiel und in der Maskerade an den Tag legen mußten. (Vgl. Eisermann 1991, bes. S. 146-162.)

der Kette emanzipiert, weil er das Herz in Ketten legt." (Marx 1956, S. 386; vgl. auch Soeffner 1988). D.h. weil wir besser gelernt haben, moralischen Appellen (welcher Art auch immer) zu gehorchen, kann man heutzutage zumeist auf viele altbewährte drakonische 'Erziehungs'- und Strafmaßnahmen verzichten (wie sie z.B. Foucault 1976, S. 9-14, vgl. auch S. 71-75, schildert) und zugleich in unseren Köpfen den Eindruck wenigstens relativen Fortschritts hin zu mehr 'Selbstbestimmung' erzeugen. (Vgl. dazu Plake 1981.)

Anders ausgedrückt: Machiavelli spricht mit seinem Gewaltkonzept nicht nur Empfehlungen für kluges politisches Denken und Handeln aus, er beschreibt damit zugleich, sozusagen wertfrei, den faktischen Umgang realer 'Obrigkeit' schlechthin (also welcher Verfassung auch immer) mit ihren Untertanen: Von der demagogischen Euphemisierung problematischer Sachverhalte, über Verdrehungen, Lügen und Wortbrüche bis hin zur Androhung und, wenn notwendig, auch der - jedenfalls potentiell - unbegrenzten Anwendung von ('Notstands'-) Zwangsmaßnahmen und Gewaltmitteln (und dies alles durchaus nicht 'zynisch' gemeint, sondern legitimiert durch die obrigkeitliche 'Sorge' um das Wohlergehen aller, jedenfalls der meisten, resp. der Mehrheit, resp. der schutzbedürftigen Minderheit oder im Extremfall auch einmal nur eines einzelnen Bürgers, an dessen Beispiel dann so gleich wieder so etwas wie ein exemplarischer 'Akt' vollzogen wird).

Der 'Fortschritt' vom autoritären Führerstaat zum demokratisch-republikanischen Gemeinwesen besteht aus einer machiavellistischen Perspektive mithin darin, daß die Bürger sich im letzteren - in der Regel - besser selber unter Kontrolle haben, daß sie ihre 'Ambitionen' von sich aus bzw. vermittelt sozial akzeptierter Kontrollmechanismen soweit begrenzen, daß sie die Maßnahmen zur Stabilisierung ihres Gemeinwesens in irgendeiner Form 'aushandeln' können - wobei derlei Volkswille natürlich in einer kleinen Stadtrepublik wie dem Florenz Machiavellis allemal leichter zu ermitteln gewesen sein mag als in modernen Massengesellschaften wie der unseren (deshalb wirken auch manche der 'Gedanken über Politik und Staatsführung' in den 'Discorsi' heutzutage etwas bieder). Aber jedenfalls: Die 'Macht' und die 'Gewalt' verschwinden, das wissen wir spätestens seit Foucault (z.B. 1978), keineswegs aus der Gesellschaft, nur weil die Träger und die Profiteure der Macht nicht mehr so eindeutig zu identifizieren sind.

Gewalt in vielfältigen Erscheinungsformen war und ist also nach wie vor die 'ultima ratio' der Durchsetzung von Macht- und Herrschaftsansprüchen, wie sie im Staat - jedenfalls dem Anspruch nach - mehr oder weniger monopolisiert sind. Gewalt ist das, wie gesagt: durchaus nicht nur letzte Mittel, die Ordnung des Gemeinwesens gegen widerstrebende 'Kräfte' aufrechtzuerhalten. Aus machiavellistischer Sicht ist Gewalt keine ethische Frage,

sondern eine der Zweckrationalität: Der Politiker sollte idealerweise nach dem Motto handeln, so wenig Gewalt wie möglich, aber auch soviel Gewalt wie nötig anzuwenden, um seine Ziele zu verfolgen, um seinen Zwecken zu entsprechen. Diese Zwecke sind, noch einmal, Erlangung und Erhaltung von Macht zur Lenkung des Gemeinwesens; legitimiert als: zum 'Wohle' des Bürgers erfolgreich - im Zweifelsfall gegen dessen auf mangelnder Einsicht basierendem Widerstreben. (Vgl. Weber 1972, S. 28.)

Damit aber überschreiten im Grund Machiavellis "Ratschläge nicht die Grenzen, die wir der modernen Staatsgewalt zu ihrer Erhaltung zubilligen" (Hentig 1924, S. 36). Dies hat Max Weber in seinem berühmten Vortrag über 'Politik als Beruf' (1980) übrigens durchaus ähnlich gesehen: Der Politiker muß die Möglichkeit von Gewaltanwendung in seinem Kalkül berücksichtigen, denn die 'Logik' des Politischen besteht im Recht des Stärkeren, der dadurch zum 'Besseren' wird, und in der Verantwortung, die in der Gewaltanwendung zutage tritt. Der Politiker handelt also von einer gleichsam ordnungstranszendenten Position aus für den Erhalt bzw. die (Wieder-) Herstellung von Ordnung. (Vgl. auch Mommsen 1959, S. 387 ff.) Folgerichtig darf, so Machiavelli, der erfolgreiche Politiker vor Betrug und Wortbruch (jedenfalls dann) nicht zurückschrecken, wenn er seine Ziele anders nicht realisieren kann. Denn: "Wer Politik überhaupt und wer vollends Politik als Beruf betreiben will, ... läßt sich ... mit den diabolischen Mächen ein, die in jeder Gewaltsamkeit lauern" (Weber 1980, S. 545). Der Politiker als Typus ist also alles andere als ein Heiliger. Er "muß ein Meister sein in Heuchelei und Verstellung" (Machiavelli 1972, S. 72), denn seine eigenen Handlungsweisen können, sollen sie erfolgreich sein, sich gerade nicht im Rahmen jener Normen bewegen, auf die der Politiker den Bürger zu verpflichten sucht, und die er selber ebenfalls einzuhalten vorgibt. Schon Gustav Ichheiser hat darauf hingewiesen, daß 'Erfolg' wesentlich damit zu tun hat, daß man konventionelle Bahnen verläßt. Und Politik ist ihm zufolge demnach als "die Technik des sozialen Handelns unter dem Aspekt des Erfolges" zu verstehen (Ichheiser 1927, S. 300). Zu dieser Technik gehört, zu wissen, daß der Schein von 'Tugend', nicht jedoch tatsächliche 'Tugend', dem Verfolgen politischer Interessen dienlich ist, "da es im Wesen der Macht begründet liegt, sich moralisch zu verbrämen, um nicht als das, was sie ist, zu erscheinen." (Ders., S. 309.)

Dies ist sozusagen die manipulative Komponente der Technik politischen Handelns. Sie allein, das sollte inzwischen deutlich geworden sein, genügt aber nicht, um erfolgreich Politik zu machen. Dazu muß man auch so etwas wie ein Gespür für den 'richtigen Zeitpunkt' für soziohistorische Trends und Tendenzen, für den 'Zeitgeist', für 'in der Luft liegende' Reformen und Veränderungen haben. "Mangelt es", schreibt Agnes Heller (1982, S. 388), "jemandem an dieser allgemeinen politischen Erkenntnis und Praxis, dann kann er noch so raffiniert sein, noch so durchtrieben heucheln und die angemessensten Instrumente der Po-

litik in Anspruch nehmen, dennoch wird er nie ein bedeutender Politiker werden." Die Frage von gutem oder schlechtem Handeln reduziert sich also hinsichtlich der 'Logik' des Politischen auf die Frage danach, ob die benutzten Mittel angemessen waren oder nicht. Diese Frage aber läßt sich sicher eben erst ex post beantworten, nämlich im Hinblick darauf, ob man erfolgreich oder erfolglos war bei der Verfolgung seiner Ziele: "Auf irgend eine Maßnahme verzichten, nur weil sie unmoralisch ist, ist einfach ein technischer Fehler." (Freyer 1986, S. 55).

Alle moralisch zweifelhaften Handlungsweisen sind, um es nochmals zu sagen, auch aus machiavellistischer Perspektive nun nicht etwa begrüßenswerte Erscheinungen. Aber sie werden aus dieser Sicht eben nicht ethisch gewertet, sondern daraufhin betrachtet, ob, inwieweit und in welchem Maße sie sich zum Verfolg politischer Eigen- und Staatsinteressen (die für den 'idealtypischen' Politiker ja keine Differenz aufweisen) 'lohnend', ob sie zweckdienliche, geeignete Mittel darstellen. Die Effizienz aller Machtmittel wird, so Machiavelli - und damit ist er sozusagen auf der Höhe der aktuellen dramatologischen Diskussion, beträchtlich erhöht, wenn man den Eindruck zu erwecken versteht, ihr Einsatz diene einem 'guten', d. h. moralisch approbierten Zweck. (Vgl. dazu auch Garfinkel 1976.) Wie schon mehrmals betont: Der erfolgreiche Politiker ist der, der 'seine Sache' gut macht, nicht der, der es gut meint, ja noch nicht einmal der, der gut ist. Der Anschein 'guter' Eigenschaften ist das wesentliche, nicht ihr tatsächlicher Besitz. Machiavelli (1972, S. 73) geht sogar so weit, "zu behaupten, daß sie schädlich sind, wenn man sie besitzt und stets von ihnen Gebrauch macht, und daß sie nützlich sind, wenn man sich nur den Anschein gibt, sie zu besitzen."

Wenn es denn einen zynischen Aspekt im Werk Machiavellis gibt, dann hat ihn wohl Judith Janoska-Bendl markiert, die, eine Metapher von Ernst Cassirer (und Hans Freyer) aufnehmend, konstatierte, daß Machiavelli sich bemüht habe, "anderen Leuten Schachspiel beizubringen. Aber weil es zu gutem Schachspiel nicht nur der genauen Kenntnis von Regeln, sondern vor allem eines guten Blicks bedarf, konnten Machiavellis Regeln nur bei jenen Schachspielern Eingang finden, die diesen Blick schon hatten." (Janoska-Bendl 1958, S. 345; Hervorhebungen von mir). Anders gesagt, wer ohnehin kein 'politischer Kopf' ist, dem erscheint der Machiavellismus entweder unglaublich oder unverständlich oder als eine Art politischer Pornographie. Nützlich hingegen sind die Regeln dem, der (warum auch immer und in welchem Kontext auch immer) Macht will oder an der Macht bleiben will.

'Echter', also verdeckter (sich nicht als solcher zu erkennen gebender) Machiavellismus, ist Politik als die 'Kunst des Möglichen', ist zu wissen, was unter welchen Bedingungen wie

geht oder nicht geht. Und dementsprechend Zweck-Mittel-rational zu handeln, das macht den erfolgreichen Politiker aus - wie gesagt: unabhängig von weltanschaulichen Positionen: "Dadurch wird die politische Kunst gleichsam objektiviert und von der Zufälligkeit der handelnden Personen, ja sogar vom Grad ihrer Begabung in gewissem Sinn abgelöst" (Freyer 1986, S. 50). In der Politik, so würde ich jetzt die machiavellistischen 'Spielregeln' zusammenfassen, gibt es keine Spielregeln außer der, sich (und seine Vorstellungen von einem gewollten Gemeinwesen) durchzusetzen, und dies impliziert eben auch, wenngleich nicht nur, sich und seine Ideen als Repräsentanten derer darzustellen, deren Unterstützung man braucht bzw. wünscht. Denn, wie auch Max Weber gesehen hat, jede Herrschaft muß, will sie stabil bleiben, von einem 'Saum des Glaubens' umgeben sein, und das heißt, durch transzendente Verweise legitimiert werden: "Legitimitätsvorstellungen begründen ... keine Herrschaftsverhältnisse, sondern sie prägen und steigern faktische Überlegenheit zu einem sinnvoll bejahten Gesellschaftsverhältnis" (Ferber 1970, S. 65).

5. Machiavelli als Klassiker der Dramatologie

Machiavellismus als Attitüde umschreibt ein Bündel von Einstellungen wie die, daß der gesetzte Zweck die eingesetzten Mittel heilige, daß man taktisch und strategisch handeln müsse, um Erfolg zu haben, daß man sich über die 'menschliche Natur' keine Illusionen machen, daß man andere für seine eigenen Zwecke einspannen, daß man sich stets im 'besten Licht' präsentieren sollte, usw. Dies zeigt, wie gesagt, durchaus Korrespondenzen mit dem Menschenbild, das einer dramatologischen Sichtweise des gesellschaftlichen Lebens zugrunde liegt. Und deshalb, auch das sei noch einmal wiederholt, verstehe ich Machiavelli, der diese impliziten Regeln der politischen Konstruktion von Wirklichkeit aufgedeckt hat, als einen 'Klassiker' des dramatologischen Ansatzes in den Sozialwissenschaften; wobei dann natürlich die Frage virulent wird, inwieweit der 'Dramatologie der Politik' ein paradigmatischer Charakter für die soziale Konstruktion von Wirklichkeit schlechthin zukommt.⁷

Unabhängig von Machiavellis 'wahren' Intentionen (über die in der einschlägigen Literatur seit Machiavelli gestritten wird), unabhängig davon also, ob er nun 'eigentlich' ein Programm für erfolgreiches politisches Handeln bereitstellen wollte, oder ob es ihm ein-

⁷ Der Schweizer Psychologe Bernhard Cloetta hat (1984) festgestellt, daß die machiavellistische Attitüde im Alltag relativ unabhängig ist von Bildung, Schicht, Alter und Biographie, daß aber Frauen etwas weniger 'machiavellistisch' sind als Männer. Daß Machiavellisten selten sozialpflegerische Berufe ergreifen, dürfte uns nach dem bislang Gehörten wohl kaum überraschen. Cloetta hat aber auch herausgefunden, daß Machiavellisten, anders als Konservative, in der Regel keine ausgeprägt polaren Weltbilder haben (Schwarz-Weiß-Malerei) und daß sie nicht engstirnig seien.

fach um eine Deskription der 'Regeln der Staatskunst' gegangen ist: Er war jedenfalls kein 'echter', kein verdeckter Machiavellist, sondern in gewissem Sinne ein früher 'Aufklärer' (und damit, gleichsam a tergo, doch auch ein Moralist). Er war sozusagen ein 'offener' Machiavellist und damit, noch einmal, ein 'Ahnherr' der meiner Meinung nach 'idealen' sozialwissenschaftlichen Attitüde, die darin besteht, von eigenen Interessen und Moralen abzusehen und die 'Spielregeln' des menschlichen Miteinanders und damit der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit zu erkunden und werturteilsenthaltend zu beschreiben, um so Menschen als Kulturwesen zu verstehen. (Vgl. dazu Hitzler 1986, vgl. auch Kolakowski 1976, S. 232 f.)

Machiavelli als Dramatologe 'avant la lettre' hat an einem Thema exemplarisch darauf aufmerksam gemacht, daß das menschliche Zusammenleben aus einer Reihe von 'Spielen' besteht, die unterschiedlichen Regeln folgen. Daß es darüber hinaus auch die eine oder andere spielübergreifende 'Regel' geben dürfte, ist sozusagen der Generalverdacht einer anthropologisch interessierten Dramatologie. Alltagsmenschen befolgen zwar 'im großen und ganzen' diese Regeln, allerdings ohne daß sie sich darüber allzusehr im Klaren wären, oder sie gar explizieren würden. Machiavellis 'Empfehlungen' bestehen deshalb folgerichtig aus zwei Komponenten: Erstens fordert er den Politiker dazu auf, sich diese Regeln zu vergegenwärtigen, sich über mögliche taktische Züge Gewißheit zu verschaffen. Zweitens fordert er den Politiker dazu auf, sich dieser Kenntnisse und Einsichten zur Durchsetzung seiner Interessen zu bedienen.

Und sozusagen zwischen Schritt Eins und Schritt Zwei liegt m. E. die Differenz zwischen der 'Wissenschaft als Beruf' und der 'Politik als Beruf', auf die Max Weber (1973 und 1980) hingewiesen hat: Der 'aufklärerische' Machiavellismus des ersten Schritts gilt für den Sozialwissenschaftler gleichermaßen wie für den Politiker, nur daß der Sozialwissenschaftler nicht nur an den Spielregeln eines Wirklichkeitsausschnittes, sondern an den 'Strukturen' menschlicher Wirklichkeit insgesamt interessiert sein sollte.⁸ Der zweite Schritt aber stürzt m. E. jeden Sozialwissenschaftler in ein dezisionistisches Dilemma: 1. Soll er seine Einsichten gleichsam egoistisch nutzen, um sich im sozialen Zusammenleben persönliche Vorteile zu verschaffen? 2. Soll er seine Einsichten in eine 'Waffe der Kritik' für die 'Verdammten dieser Erde' umschmieden? 3. Soll er sich einfach damit begnügen, die praktischen Applikationen und Modifikationen des Regelwissens in sozialen Situationen und gesellschaftlichen Zusammenhängen zu beschreiben bzw. praktisches Handeln in bezug zu Regeln und jeweiligen Rahmenbedingungen zu 'erklären'?

⁸ Übrigens liegt eine nicht zu unterschätzende 'Gefahr' thematischer Spezialisierungen darin, daß man die 'Logik' eines Teils für die 'Logik' des Ganzen hält oder zu halten beginnt - exemplarisch: die tragischen Folgen des Werkes von Karl Marx.

Wie immer man sich hier entscheidet: Man entscheidet sich! - allerdings nicht im 'luftleeren Raum', sondern eben vor dem Hintergrund von Moralen und vor allem von vorgegebenen professionellen Normen: ein Sozialwissenschaftler, der die erste Möglichkeit wählt, wählt damit, eben nicht vor allem Wissenschaftler, sondern - in einem sehr weiten Sinne - 'Politiker' zu sein. Ein Sozialwissenschaftler, der die zweite Möglichkeit wählt, wählt damit, (zumindest) theoretischer bzw. Schreibtisch-Revolutionär zu sein. Genuin wissenschaftlich (weil werturteilsenthaltend 'machbar') scheint mir nur die dritte Option zu sein.⁹ Sozusagen als präventive Entschuldigung sei aber abschließend auch vermerkt, daß es uns unsere Mitmenschen alles andere als einfach machen, nur als Sozialwissenschaftler zu handeln, also nur als pragmatisch desinteressierter Beobachter und theoretischer Beschreiber des gesellschaftlichen Treibens (vgl. dazu auch Schütz 1971).

⁹ Und es wäre nun wissenssoziologisch sicher nicht uninteressant, sich Vertreter unserer Profession daraufhin anzuschauen, welche Wahl sie getroffen haben, bzw. welche Wahlen sie in welchen Kontexten treffen.

Literatur:

- Berger, Peter: Einladung zur Soziologie. Olten und Freiburg i. Br. 1969
- Berger, Peter/Luckmann, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt/M. 1969
- Bloch, Ernst: Vorlesungen zur Philosophie der Renaissance. Frankfurt/M. 1972
- Buck, August: Machiavelli. Darmstadt 1985
- Burnham, James: Die Machiavellisten - Verteidiger der Freiheit. Zürich 1949
- Cloetta, Bernhard: Fragebogen zur Erfassung von Konservatismus. In: Schweizerische Zeitschrift für Psychologie, 42/1984
- Eisermann, Gottfried: Machiavelli (1469-1527). In: Der Staat, Bd. 27, H. 2/1988, S. 251-272
- Eisermann, Gottfried: Rolle und Maske. Tübingen 1991
- Faul, Erwin: Der moderne Machiavellismus. Köln 1961
- Ferber, Christian von: Die Gewalt in der Politik. Stuttgart u. a. 1970
- Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Frankfurt a.M. 1976
- Foucault, Michel: Dispositive der Macht. Berlin 1978
- Freyer, Hans: Machiavelli. Weinheim 1986 (urspr. 1938)
- Friedrich II. von Preußen: Anti-Machiavel, oder Versuch einer Critik über Nic. Machiavels Regierungskunst eines Fürsten (Nach des Herrn Voltaire Ausgabe ins Deutsche übersetzt). Dortmund (Faksimile) 1978
- Garfinkel, Harold: Bedingungen für den Erfolg von Degradierungszeremonien. In: Lüderssen, Klaus / Sack, Fritz (Hrsg.): Seminar: Abweichendes Verhalten III. Frankfurt a.M. 1976, S. 31-40
- Gehlen, Arnold: Urmensch und Spätkultur. Frankfurt a.M. 1977
- Heller, Agnes: Der Mensch der Renaissance. Köln-Lövenich 1982
- Hentig, Hans von: Machiavelli. Heidelberg 1924
- Heyer, Karl: Der Machiavellismus. Berlin 1918
- Hitzler, Ronald: Die Attitüde der künstlichen Dummheit. In: Sozialwissenschaftliche Informationen (SOWI), 15. Jg., 3/1986, S. 53-59
- Hitzler, Ronald: Skandal ist Ansichtssache. Zur Inszenierungslogik ritueller Spektakel in der Politik. In: Rolf Ebbighausen und Sigward Neckel (Hrsg.): Anatomie des politischen Skandals. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1989, S. 334-354
- Hitzler, Ronald: Die Politik des Zwischenrufs. In: Zeitschrift für Parlamentsfragen (ZParl), 21. Jg., 4/1990, S. 619-630
- Hitzler, Ronald: Goffmans Perspektive. Notizen zum dramatologischen Ansatz. In: Sozialwissenschaftliche Informationen (SOWI), 20. Jg., 4/1991a, S. 276-281
- Hitzler, Ronald: Der Machtmensch. Zur Dramatologie des Politikers. In: Merkur, 45. Jg., 3/1991b, S. 201-210

- Hitzler, Ronald: Die mediale Selbstinszenierung von Politikern. In: Gauger, Jörg-Dieter/Stagl, Justin (Hrsg.): Staatsrepräsentation. Berlin (Reimer) 1992, S. 205-222
- Hitzler, Ronald: Eine Medienkarriere ohne Ende? Fallstudie zur öffentlichen Selbstdarstellung von Politikern am Beispiel von Jürgen Möllemann. In: Müller-Doohm, Stefan/Neumann-Braun, Klaus (Hrsg.): Öffentlichkeit, Kultur, Massenkommunikation. Oldenburg (BIS der Universität) 1991c, S. 231-250
- Ichheiser, Gustav: Die Antinomie zwischen Politik und Moral nach Machiavelli. In: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie 1927, S. 294-309
- Janoska-Bendl, Judith: Niccolò Machiavelli: Politik ohne Ideologie. In: Archiv für Kulturgeschichte Bd. 40, H. 3/1958, S. 315-345
- Janoska-Bendl, Judith: Methodologische Aspekte des Idealtypus. Berlin 1965
- König, René: Niccolò Machiavelli. München-Wien 1979 (urspr. 1941)
- Kolakowski, Leszek: Über die Richtigkeit der Maxime 'Der Zweck heiligt die Mittel'. In: ders.: Der Mensch ohne Alternative. München 1976, S. 231-243
- Kroeber-Kenneth, Ludwig: Machiavelli und wir. Stuttgart 1980
- Lauermann, Manfred: Die Macht des Sozialen. Hannover (Privatdruck) 1989
- Lauermann, Manfred: Begriffsmagie. "Positionen und Begriffe" als Kontinuitätsbehauptung. In: Flickinger, Hans-Georg (Hrsg.): Die Autonomie des Politischen. Weinheim 1990, S. 97-127
- Luckmann, Thomas: Die unsichtbare Religion. Frankfurt a.M. 1991
- Machiavelli, Niccolò: Der Fürst. Stuttgart (4. Aufl.) 1972
- Machiavelli, Niccolò: Discorsi. Gedanken über Politik und Staatsführung. Stuttgart 1966
- Marx, Karl: Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. In: Marx-Engels-Werke, Bd. 1. Berlin (Ost) 1956, S. 378-391
- Mommsen, Wolfgang J.: Max Weber und die deutsche Politik. Tübingen 1959
- Münkler, Herfried: Machiavelli. Frankfurt/M. 1984
- Plake, Klaus: Die Sozialisationsorganisationen. Opladen 1981
- Plessner, Helmuth: Soziale Rolle und menschliche Natur. In: Ders.: Gesammelte Schriften X. Frankfurt a.M. 1985, S. 227-240
- Sartre, Jean-Paul: Das Sein und das Nichts. Reinbek b. Hbg. 1962
- Schmitt, Carl: Der Begriff des Politischen. Berlin 1987 (urspr. 1932)
- Schütz, Alfred: Begriffs- und Theoriebildung in den Sozialwissenschaften. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze, Band 1. Den Haag 1971, S. 55-76
- Skinner, Quentin: Machiavelli zur Einführung. Hamburg 1988
- Soeffner, Hans-Georg: Luther - Der Weg von der Kollektivität des Glaubens zu einem lutherisch-protestantischen Individualitätstypus. In: Hanns-Georg Brose/Bruno Hildenbrand (Hrsg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen 1988, S. 107-149

Soeffner, Hans-Georg: Geborgtes Charisma - Populistische Inszenierungen. Erscheint in: Ders.: Die Ordnung der Rituale. Die Auslegung des Alltags 2. Frankfurt a.M. 1992, S. 177-202

Strauss, Leo: Thoughts on Machiavelli. Glencoe, Ill., 1958

Voegelin, Eric: Die neue Wissenschaft der Politik. München 1965

Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen 1972

Weber, Max: Wissenschaft als Beruf. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen 1973, S. 582-613

Weber, Max: Politik als Beruf. In: Ders.: Gesammelte politische Schriften. Tübingen 1980, S. 505-560

Der Goffmensch

Überlegungen zu einer dramatologischen Anthropologie¹

1. Der Positionskampf um Goffman

Auf der Suche nach dem Menschenbild von Erving Goffman, bzw., vereinfacht ausgedrückt, nach dem Goffmensch, kommt man unweigerlich an vielerlei heterogenen, ja zum Teil widersprüchlichen Lesarten seines Oeuvres vorbei. Die naivste und wohl auch oberflächlichste Variante der Rezeption begreift ihn (nachwievorr) einfach als einen Vertreter der symbolisch interaktionistischen Rollentheorie. Dieses heute vor allem noch in zweitklassigen Einführungs- und Übersichtsbüchern und in der sozialpsychologischen und pädagogischen Diskussion herumgeisternde Goffman-Verständnis wurde in der soziologischen Fachdiskussion zunächst durch einen verstärkten Behaviorismus-Verdacht, v.a. im Zusammenhang mit einigen spieltheoretischen 'Exkursen' Goffmans (insbesondere in 1969/1981), irritiert und darf inzwischen sicher als hinlänglich kritisiert gelten. Vorübergehend galt es dann als besonders 'schick', Goffman als Funktionalisten (vgl. Collins 1980 und 1988, aber auch noch Burns 1992), Strukturalisten (vgl. v.a. Gonos 1977 und 1980) oder gar als Semiotiker zu lesen (vgl. noch die Beiträge in Riggins 1990). Und insbesondere seine letzten größeren Arbeiten (1974/1977; 1979/1981; 1981/1978) haben ihn für eine Reihe von Interessenten in die Nähe der Schütz'schen Phänomenologie, der Ethnomethodologie und der Konversationsanalyse gerückt (vgl. dazu Eberle 1991a, Widmer 1991, Bergmann 1991).² Aktuell gilt Goffman unter hartnäckigen Kritikern bevorzugt als Eklektizist, unter wohlwollenden Rezipienten als 'paradigma bridger' und 'Klassiker der zweiten Generation' (in dieser Hinsicht zukunftsweisend zumindest für die deutschsprachige Debatte: Hettlage 1991b).

Dies alles sind bedenkenswerte theoretische Vernetzungs-, Verknüpfungs-, Ableitungs- und Anbindungsversuche, unternommen zu einem guten Teil auch mit erkenntnistheoretischen Ambitionen. Aber dabei werden typischerweise (natürlich?) keine oder allenfalls ganz beiläufige und verschämte anthropologische Fragen gestellt. Pointiert gesagt: Von wenigen Ausnahmen (wie Psathas 1977, Schudson 1984, Meinberg 1988, S. 140-156) ab-

¹ Überarbeitete Fassung des Vortrags beim Workshop 'Implizite Anthropologien' der Arbeitsgruppe 'Soziologie und philosophische Anthropologie' in Göttingen, 7. und 8.6.1991.

² Überraschenderweise sind hingegen, soweit ich das überblicken kann, die Korrespondenzen zwischen Goffmans Ansatz und dem des Rational Choice noch kaum thematisiert (vgl. aber Schimank 1992). Auch Hartmut Esser (1990) knüpft semantisch lediglich indirekt und ohne Verweis auf Goffman oder Bateson an das Konzept der 'Rahmenanalyse' an (vgl. für weiter- bzw. zusammenführende Überlegungen auch Brosziewski 1991).

gesehen, ist Goffmans 'Menschenbild' kaum einmal ein explizites Thema der einschlägigen Sekundärliteratur. Gleichwohl schwingen - neben den bekannteren Vorwürfen soziologischer Verkürzungen (insbesondere: Vernachlässigung konkreter soziohistorischer Handlungsbedingungen einerseits, mangelnde Generalisierbarkeit der Befunde andererseits) - relativ oft auch sozusagen anthropologiebezogene Argumente in der Kritik an Goffman mit (z.B.: Fixierung auf die moderne Existenz, Ausblendung der biographischen Dimension, Vernachlässigung des menschlichen Affekthaushaltes, sowie, besonders häufig und bzw. weil (scheinbar) augenfällig: Einschränkung des Menschen auf einen seiner Lebens-Aspekte, nämlich den des (zynischen) Theater- bzw. Rollenspielers).

Ich würde diese kritischen Einwände als zumindest in Teilen durchaus berechtigt ansehen, wenn sie tatsächlich Goffmans Absichten betreffen. Dem ist aber nicht so: Seine Entscheidungen für bestimmte konkrete Untersuchungen basieren auf methodologisch-methodischen Überlegungen, nicht auf erkenntnistheoretischen und schon garnicht auf anthropologischen Fragestellungen. Goffman verfolgt ganz dezidiert soziologische Interessen, und, wie Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny (o.J., S. 52) einmal notierte, ist "die Soziologie ... allenfalls mittelbar, nicht aber unmittelbar eine Wissenschaft vom Menschen". Das, was man mit aller gebotenen Vorsicht vielleicht als seine 'Anthropologie' bezeichnen könnte, ist in der Tat völlig implizit - und mithin weit eher eine hermeneutisch-sinnkonstituierende Aufgabe, als eine inhaltsanalytisch-aussagenregistrierende Operation. D.h., ganz konkret gesprochen, daß ich es z.B. für weniger sinnvoll halte, Goffmans Menschenbild durch den Verweis auf illustrativ geeignet erscheinende Zitatstellen aufspüren zu wollen. Ich denke vielmehr, eine Vorstellung von Goffmans Vorstellungen vom Menschen bekommt man am besten, wenn man sich anschaut, was er als Sozialforscher getan bzw. unterlassen hat:

Unübersehbar ist Goffmans Neigung zu einer 'naturalistischen' (also zu einer nicht experimentellen, nicht theoriebeladenen) Sozialforschung. Er ging davon aus, daß wenn wir etwas über die soziale Welt, zumindest über den Kernbereich der sozialen Welt, über Interaktions-Situationen in Erfahrung bringen wollen, wir vor allem die Augen aufmachen und das Alltagsgetriebe um uns herum anschauen sollten. Damit zusammen hängt seine Auffassung, daß wir unter anderem auch unser eigenes Leben als Datenmaterial betrachten und nutzen, und daß alle unsere großartigen Theorien irgendwie falsch sein müssen, wenn wir sie nicht auf unsere eigenen Erfahrungen anwenden können. Das meint nicht etwa, daß Goffman damit sagen wollte, wir sollten uns auf unsere eigenen Primärerfahrungen als Daten beschränken. Im Gegenteil: Er plädierte nachdrücklich dafür, eine möglichst umfassende, breite und gute Datenbasis zum Ausgangspunkt aller Analysen zu nehmen. Und

diese schließt eben auch Primärerfahrungen ein.³ Das bedeutet für seine Forschungsstrategie vor allem, daß er Daten aller Art verwendet hat, von Tonbandaufzeichnungen über geschriebene Texte, Feldnotizen, Videoaufnahmen, Interviews und Gelegenheits- sowie systematische Beobachtungen bis hin zu Bildern. Er benutzte alle Quellen, die ihm ergiebig und interessant erschienen, als Datenbasis. Wenn er kein Material vorgefunden hat, hat er mitunter sogar 'mögliche' Phänomene erfunden (so z. B. in 1981/1978).

Konventionelle Sozialforschung hingegen konzentriert sich oft so vehement auf ihre verfahrenstechnisch gesicherten (bzw. als gesichert geltenden) Datenquellen, daß sie alles andere an zuhandenem Material gerne übersieht. Wo also normalerweise die empirische Phantasie endet, hat für Goffman erst eigentlich seine Forschungsarbeit angefangen. Wenn er bei seinen ethnographischen Untersuchungen⁴ seine Eingangsdaten gesammelt und analysiert hatte, begann er z.B. stets die Suche nach weiteren, vergleichbaren Materialien, die ihm geeignet schienen, neues Licht auf die bisherigen Ergebnisse zu werfen. Kurz: Er hat sich nie an eine Datenquelle gebunden, sondern immer mit möglichst vielfältigen Vergleichsmöglichkeiten gearbeitet.

Um vor diesem Hintergrund jetzt pointiert zu formulieren, worin ich nun die anthropologische Bedeutung dieser Forschungspraxis sehe: Goffman vertraute ganz offenkundig darauf, daß 'das Menschliche' (hier des Zusammenlebens) eben auch in dem Menschen ist, der mir 'soeben' begegnet - nicht zuletzt, wenn er mich aus dem Spiegel anschaut -, und darauf, daß die menschliche Fähigkeit zur Selbst-Entäußerung in jedem Artefakt sich dokumentiert. Damit aber gilt es nun, die Frage zu beantworten, was Goffman als 'das Menschliche' sozusagen omnipräsent sieht. Nun: "Aussagen anthropologischer Art", schreibt Wolfgang Lipp (1985, S. 36), "müssen Oberflächenphänomene: die Artikulation des Handelns im Sozialbezug durchdringen und auf tiefere Bereiche: die Antriebsfelder vorstoßen, die den 'Bauplan' des Menschen selbst betreffen."

2. Das (Zusammen-)Leben als Aufgabe

Die Welt als Widerstand, die anderen in der Welt als prinzipielle 'trouble makers', und mithin das Leben in der Welt mit den anderen und vor allem in der von anderen immer schon vor-definierten Welt als unendliche 'offene' Aufgabe - das scheint mir die deut-

³ Parallelen zu der vor allem von Anne Honer (1989 und 1993) entwickelten Methodologie des von uns so genannten 'lebensweltlichen Forschungsansatzes' sind hier m.E. unübersehbar (vgl. dazu auch Teil 4 d.A.).

⁴ Mindestens fünf eigenständige Feldstudien hat, der Aufstellung von Karl Lenz (1991a, S. 50f) zufolge, Goffman durchgeführt.

lichste anthropologische Spur zu sein, die sich durch die Fülle materialer Beispiele und theoretischer Reflexionen kurzer bis mittlerer Reichweite zieht, die Goffmans Gesamtwerk in seiner ansonsten ausgesprochen soziologischen Orientierung kennzeichnen. Diese Spur läuft m.E., wenn auch mit anderen Erkenntnisinteressen, ziemlich parallel zu der insbesondere von Robert Hettlage (1991a) forcierten Re-Vision des Goffmanschen Oeuvres von der Rahmungsproblematik her: Es geht um die Vorstellungen von Handlungssubjekten - und zwar im doppelten Wortsinne: um die Vorstellungen, die sich Interaktionsteilnehmer von sich, von den anderen und von der Welt machen einerseits, und um die Vorstellungen, die sie sich wechselseitig geben andererseits.⁵ Das heißt aber, daß der Goffmensch sozusagen grundsätzlich mit Fragen konfrontiert ist wie "Was kommt denn nun wieder auf mich zu? Was ist hier eigentlich wieder los? Was mach ich da jetzt wieder draus?" Anthropologisch gesehen, und in dieser Deutung stimme ich auch z.B. mit Michael Schudson (1984) überein, ist der Goffmensch mithin ein prinzipiell verunsichertes Wesen, das ständig Probleme zu bewältigen, Antworten zu suchen, ja Rätsel zu lösen hat. Der Goffmensch lebt, er kann nicht anders, unweigerlich ein 'riskantes' Leben.⁶

Goffman gibt, soweit ich das sehe, nirgendwo eine Antwort darauf, warum das so ist, bzw., ob das so sein muß. Er sagt nicht einmal explizit, daß dem Menschen schlechthin diese hier angedeutete Daseinsverfassung eignet. Er erzählt vielmehr vielerlei Geschichten - teils gefundene und teils erfundene Geschichten - darüber, wie Menschen in ganz unterschiedlichen Situationen mit ganz unterschiedlichen Verhältnissen zu ganz unterschiedlichen anderen Menschen ganz unterschiedlich zurecht kommen. Und er verklammert diese vielfältigen Geschichten mit verschiedenartigen theoretischen Erkenntnisabsichten: Wie präsentiert man sein 'Selbst'? (1959/1969) - Was ist zu tun, wenn das 'Selbst' beschädigt ist? (1963/1975) - Wie bewältigt man typische Alltagssituationen? (1963/1971) - Wie bewältigt man Ausnahmesituationen? (1961/1973) - Wie geht man mit speziellen 'Spielregeln' um? (1961/1973 und 1969/1981) - Wie wahrt man sein 'Gesicht'? (1967/1971) - Wie organisiert man das Zusammenleben mit anderen? (1971/1974) - Wie organisiert man seine Erfahrungen? (1974/1977) - Wie symbolisiert man soziale Ungleichheit? (1979/1981) - Was ist zu beachten, wenn man redet? (1981/1978). Und auch sozusagen die Klammer dieser Klammern, also das durchgängige Forschungsinteresse, hat Goffman selber noch kurz vor seinem Tod in seiner 'presidential adress' vor der ASA (1983) explizit benannt: Es ging ihm, so seine Selbstbekundung, und so auch zahlreiche seiner Interpreten, (letztlich) immer um eine allgemeine Soziologie der Interaktions-

⁵ Vgl. dazu auch, mit deutlich kritischen Einwänden gegenüber der Tragfähigkeit von Goffmans Rahmenkonzept und mit m.E. konstruktiv weiterführenden Vorschlägen, Soeffner 1989a.

⁶ Das ist hier in dem Sinne gemeint, wie etwa Elmar Koenen (1991), im Verweis auf Francois Ewald, das Phänomen des 'Riskanten' von der zugespitzteren Bedeutung bei Ulrich Beck absetzt.

ordnung (vgl. dazu etwa die Beiträge in Drew/Wootton 1988, zur Gesamteinschätzung Lenz 1991a).

Entgegen also vor allem frühen, naiven und - bleibend - sozialpsychologischen Einschätzungen des Goffmanschen Ansatzes stand demnach im Zentrum seiner theoretischen Ambitionen eben nicht die Darstellung des 'Selbst'. Vielmehr war das Phänomen des alltäglichen Identitäts-Managements ein besonders augenfälliger, empirisch gut 'faßbarer', in- folgedessen früh erkannter und auch fast im gesamten Werk immer sozusagen mitlaufen- der 'Schlüssel' zum grundlegenden Thema, dem (hinlänglich) gelingenden Zusammenle- ben als einem dauerhaften bzw. sich andauernd wiederholenden Problem für jeden einzel- nen Interaktionsteilnehmer. Die jeweils gültige Interaktionsordnung als einem (mehr oder weniger systematischen) Konglomerat von Regeln und Handlungsanweisungen nämlich ist das Eine, die subjektive Interpretation, individuelle Selektion und situative Applikation von Elementen bzw. Teilen dieses jeweils gültigen Zeichen- und Symbolzusammenhanges hingegen ist das Andere (vgl. in diesem Sinne auch Soeffner 1991). Und Goffmans Grundlegung einer Soziologie der Interaktionsordnung hat, nunmehr entgegen auch allen strukturalistischen Lesarten (vgl. kritisch dazu Lenz 1991b), ihren Schwerpunkt m.E. ein- deutig bei der Interaktionsordnung als einer (strukturell auferlegten) Deutungs- und Be- wältigungsaufgabe für den einzelnen Teilnehmer.

3. Die anthropologischen Implikationen

Wenn nun dieses mein Verständnis des Goffmanschen Anliegens dessen Selbstverständnis (einigermaßen) gerecht wird, dann ergibt sich im Hinblick auf seine 'implizite Anthropol- ogie' daraus - folgerichtig, wie ich meine - zunächst die Frage, wie das mit diesem sozio- logischen Interesse korrespondierende Bild vom Menschen als einem in seinem Selbst- und Weltverständnis prinzipiell (stets) gefährdeten, zwangsläufigen 'Problemlöser' kultur- theoretisch fundiert sein könnte. Sodann ist die besondere Existenzweise des somit zutage tretenden Goffmenschen phänomenologisch zu beschreiben. Und schließlich bleibt dann noch zu klären, welche (ideale) Handlungstypik dem Goffmenschen eigentlich symptoma- tischerweise eignet.

a) Kulturtheoretische Fundierung: Exzentrisches Schauspiel

Einer der ältesten und häufigsten Vorwürfe gegen Goffman lautet, er verallgemeinere un- vorsichtiger- bzw. unzulässigerweise Befunde über menschliches Sozialverhalten, die tat-

sächlich lediglich aus der Analyse seiner Beobachtungen in bestimmten 'Kreisen' und Situationen unter den sozialstrukturellen Bedingungen hochindustrialisierter Gesellschaften des angloamerikanischen Kulturraumes resultierten. Er überstrapazierte damit ein spezifisches, im Kern ökonomisches Modell marktorientierter Austauschbeziehungen: ver- und gehandelt würden dabei eben vorwiegend 'gute Eindrücke', erfolgversprechende und erfolgreiche Performanzen (symptomatisch hierfür nachwievor Gouldner 1974, S. 453-466). Diese Kritik ist dann (aber auch nur dann) nicht ganz von der Hand zu weisen, wenn man sich auf eine zumindest hochproblematische Anthropologie versteift und unterstellt, der Mensch sei 'ursprünglich' ein Wesen, dessen Handeln zunächst einmal immer völlig darin aufgeht, in quasi 'bewußtloser' Auseinandersetzung mit der Natur seine sozusagen 'animalischen' (Grund-)Bedürfnisse zu befriedigen, und welches erst wenn und in dem Maße, wie diese schieren 'natürlichen' Überlebens-Notwendigkeiten erfüllt sind, sich - gleichsam mit dem verbleibenden bzw. entstehenden 'Energie-Überschuß' - auch mit seinem alter ego und mit sich selber auseinandersetzt. Die Gesellschaftlichkeit des Menschen wäre hiernach keine anthropologische Qualität, sondern eine historische Attribuierung.

Durchaus nicht mehr plausibel hingegen ist diese Kritik dann, wenn man - in Übereinstimmung mit aktuelleren evolutionstheoretischen, ethologischen und ethnologischen Erkenntnissen - (zumindest) den Menschen als ein 'zoon politicon' und damit auch begreift, daß ihm die Notwendigkeit, sich dem alter ego mitzuteilen und das alter ego sich verständlich zu machen, 'ursprünglich', d.h. als 'conditio humana' auferlegt ist: Der Mensch, darüber besteht in den ansonsten durchaus divergenten Positionen der neueren Anthropologie bekanntlich Einigkeit, ist ein aus der unmittelbaren Naturverhaftung herausgetretenes bzw. herausgeschleudertes Wesen. Er ist nicht mehr Umwelt-gebunden, sondern steht im Horizont von 'Welt' überhaupt und hat in ihr (sich selbst gegenüber) eine 'exzentrische Positionalität' inne (vgl. Plessner 1981). Er ist nicht mehr instinktgeleitet, sondern interpretationsbedürftig; d.h., er steht zwangsläufig, grundsätzlich und andauernd vor der Frage "Was geht hier eigentlich vor?" (Goffman 1974/1977, S. 16). Und von dieser essentiellen Interpretationsbedürftigkeit entlastet sich der Mensch durch Kultur, d.h. durch institutionalisierte (auf Dauer und - relativ - sicher gestellte) 'Antworten' auf diese Ur-Frage.

Denn was anderes als das, daß man weiß, was wer unter welchen Bedingungen wie, wann, wo und warum zu tun und zu lassen habe, ist, im allgemeinsten Sinne dessen, was man gemeinhin darunter versteht, Kultur? (vgl. dazu auch Hitzler 1991c). Was immer man an Assoziationen zum Phänomen 'Kultur' im Kopf haben mag, wie idealistisch oder materialistisch, wie systematisch oder polemisch man sein Kulturverständnis auch immer anlegen oder abgrenzen mag, man wird kaum beanspruchen können, in einem universal-historischen bzw. quasi-anthropologischen Sinne von 'Kultur als der zweiten Natur des

Menschen' zu sprechen, wenn man mehr sagen zu müssen glaubt, als daß Kultur eine "handlungsorientierende Sinnkonfiguration" sei (Luckmann 1988), ein "Bedeutungsrahmen, in dem Ereignisse, Dinge, Handlungen, Motive, Institutionen und gesellschaftliche Prozesse dem Verstehen zugänglich, verständlich beschreibbar und darstellbar werden", und der uns "bindet, obwohl er Ausdruck einer tendenziellen Freiheit gegenüber uns unmittelbar auferlegten Handlungszwängen ist" (Soeffner 1988). In Anlehnung an Goodenough (1957; vgl. auch Holland/Quinn 1987) formuliert: Kultur ist das, was man wissen muß, um in einer akzeptablen Art und Weise handeln, um eine übernommene Rolle spielen zu können.

Das beschreibt m.E. auch durchaus adäquat das Verhältnis des Goffmans Menschen zur Kultur: Der Mensch geht nicht nur - als Gattungswesen - nicht in der Natur, er geht - als Individuum - auch nicht in der ihn umgebenden Kultur auf. Vielmehr steht er - ein essentieller 'Doppelgänger' (vgl. Plessner 1985) - zugleich in dieser und dieser gegenüber: "Auch und gerade im kulturellen Raum existiert der Mensch letztlich als das nackte, von Institutionen zwar geschützte, auch in ihnen aber gefährdete, im Kern 'nicht-festgestellte' Wesen" (Lipp 1985, S. 37f), das durch sein faktisches Handeln Ordnungen, auch und gerade Interaktionsordnungen, sowohl erzeugt und erhält als auch verändert und zerstört. Diese konstruktiv-destruktive Kompetenz aber resultiert aus der besonderen, sozusagen 'hermeneutischen' Daseinsform des Menschen (vgl. Heidegger 1972), die sein Vermögen ist und zugleich seine Notwendigkeit: Der Mensch muß sich die Welt (einigermaßen) verständlich und sich der Welt (hinlänglich) verstehbar machen. Er muß also, und darin zeigt sich m.E. eben die kulturanthropologische Dimension von Goffmans Perspektive (vgl. Hitzler 1991a), in einem ganz generellen Sinne Inszenierungen vornehmen. Und das heißt dann in der Tat, daß der Goffmans Mensch ganz wesentlich als Rollen-Spieler und Schau-Steller zu begreifen ist: Er definiert (mehr oder weniger erfolgreich) Wirklichkeit, indem er vorgibt, so oder so, Dies oder Jenes zu sein, und damit darauf abzielt, von den anderen auch so wahrgenommen zu werden (vgl. dazu auch Plessner 1982).

b) Phänomenologische Beschreibung: Situative Existenz

Diese seine Gesellschaftlichkeit, d.h. seine Beziehung zu und sein Umgang mit - konkreten und anonymen - anderen Interaktionsteilnehmern und deren 'Verkehrsregeln' ist, wie gesagt, für den Goffmans Menschen zeitlebens ein Bewältigungsproblem. Er sieht sich ständig mit situativen Zumutungen konfrontiert. Er kann diesen gegenüber nun zwar auch fast immer auf (mehr oder weniger) bewährte Lösungsmuster (1) zurückgreifen. Allerdings stehen für den Umgang mit bzw. für die Applikation von diesen Lösungsmustern (1) selber in der

Regel nur noch bedingt - und vor allem nicht mehr in ähnlichem Maße 'gültige' - Lösungsmuster (2) bereit. Und bereits zum Umgang mit bzw. zur Applikation von diesen Lösungsmustern (2) gibt es praktisch kaum noch 'selbstverständliche' Lösungsmuster (3) - was natürlich nicht bedeutet, daß in verschiedenen Kulturen keine 'theoretischen Erklärungen' mehr vorhanden wären (ich denke hier z.B. an die Psychoanalyse). Daraus aber folgt, daß das tatsächliche Handeln des Interaktions-Teilnehmers auf keinen Fall durch irgendwelche sozial gültigen Ordnungen prä-determiniert ist, und daß auch gelungene Sozialisation ihn nicht situativer Entscheidungen über seine 'Antwort' auf etwelche 'Zumutungen' enthebt. Der wohlsozialisierte Interaktionsteilnehmer im Sinne Goffmans unterscheidet sich vom weniger wohlsozialisierten vielmehr vor allem dadurch, daß er über die divergente soziale Akzeptanz unterschiedlicher Lösungsmuster in Bezug auf unterschiedliche Situationen 'Bescheid weiß'.

Diesen Aspekt hat neuerdings vor allem Soeffner (1988) unter dem Stichwort 'private Aneignung' wieder in Erinnerung gerufen: Er beleuchtet, was der einzelne Interaktionsteilnehmer aus dem macht, was sozial mit ihm gemacht wird. Seinen typischen Alltag erfährt der typische Interaktionsteilnehmer demnach als eine Art von sinnlosem Parcours, als ein leeres Rad, das immer wieder aufs Neue durchlaufen werden muß: Er bewegt sich quasi kreisförmig von einer Situation, von einer 'Gelegenheit', von einer sozialen 'Veranstaltung' zur nächsten. Er wechselt Orte und Rollen, verändert durchlaufend sein Verhalten und kämpft um seinen relativen Status. Er sucht oder meidet 'Geselligkeiten', steigt ein in sie und (über kurz oder lang) auch wieder aus aus ihnen, nutzt sie und unterwirft sich auch (bedingt) den in ihnen jeweils geltenden Regeln und Normen. Das, was er als 'Ordnung' akzeptiert, gibt ihm unbestreitbar Handlungssicherheiten, auf denen er entscheidungsentlastende Routinen aufzubauen vermag. In dem Maße aber, in dem er 'Ordnungen' befragt - und er steht sozusagen prinzipiell in der Notwendigkeit, sie zu befragen -, in dem Maße erkennt er sie als stabilisiert lediglich qua Zustimmung und Einverständnis und damit als 'verfügbar', in dem Maße aber werden sie ihm eben auch problematisch, zweifelhaft, fragwürdig (vgl. dazu auch Hitzler 1988).

Das damit angesprochene irreduzible Phänomen der individuellen Kultur-Adaption verweist kaum übersehbar auf existenzial-phänomenologische Grundeinsichten: "Das Subjektive erscheint ... als notwendiges Moment des objektiven Geschehens" (Sartre 1964, S. 79). Und sowohl implizit als auch immer wieder auch explizit (z. B. in 1974/1977, S. 313, oder 1971/1974, S. 280) hat Goffman ja auch auf Gedanken von Jean-Paul Sartre rekurriert, wie den etwa vom 'Sein-für-andere' (vgl. Goffman 1971/1974, S. 318 ff) oder den der Rollendistanz (vgl. Goffman 1961/1973). Vor allem aber ist eben im Grunde seine ganze Identitäts-Konzeption eine Adaptation der existentialistischen Auffassung, daß das

'Selbst' (zumindest in der Moderne) eine prekäre Angelegenheit sei, die dem Subjekt Konstruktions- und Inszenierungsarbeit abfordere, daß der einzelne sozusagen die Last der strukturellen Widersprüche der ihn umgebenden Gesellschaft zu tragen, zu ertragen und auszubalancieren habe. Andersherum gesagt: Der Goffmensch hat es stets mit Widerständigem, mit Frag- und Denkwürdigem zu tun. Was er tut, tut er grundsätzlich nicht mit völliger, problemloser Selbstverständlichkeit. Was immer auch kulturell für ihn bereitsteht, er kommt nicht umhin, es eben genau ohne qua Sozialisation verläßlich vermittelte Gewißheiten darüber, was unter welchen Bedingungen wann wie wo und warum zu tun und zu lassen ist, zu interpretieren, zu selektieren und zu applizieren.

Pointiert ausgedrückt: Während die Vertreter des Symbolischen Interaktionismus typischerweise das Hauptaugenmerk auf die identitätskonstitutiven und wirklichkeitssichernden Ereignisse im Sozialisationsprozeß richten, und ansonsten im wesentlichen mit einem prästabilisierten Konsensmodell wohlsozialisierter Akteure operieren, sieht Goffman stets die prekäre Fragilität der menschlichen Sozialität (vgl. hierzu auch Fontana 1980). Mithin rekurriert er im Hinblick auf eine Phänomenologie der Subjektivität m.E. auf ein deutlich existentialistisch gefärbtes Menschenbild (vgl. hierzu auch Ashworth 1985, Craib 1976, S. 37-58, Lofland 1980). Hans-Georg Soeffner zufolge ist "unverkennbar, daß Goffman innerhalb des Formen- und Regelwerks der 'sozialen Mechanik' nach dem engen Bewegungsraum der Freiheit sucht" (Soeffner 1989b, S. 290).

Nach Auffassung von Dean MacCannell (1983) ist Goffmans Werk ohnehin die erste und vielleicht sogar auch letzte ernsthafte soziologische Antwort auf Sartre: Der Goffmensch taucht gleichsam aus dem biographischen Nichts in gesellschaftlich immer schon (mehr oder weniger massiv) vor-konstruierten Ordnungszusammenhängen auf, steht in aller Regel ziemlich unvermittelt in einer der mannigfaltigen sozialen Szenen, die ihm sozusagen grundsätzlich 'zum Tribunal' werden (wobei er bei jedem dieser Tribunale immer verschiedene Rollen gleichzeitig spielt), und muß nun eben schauen, wie er aus dieser für ihn quasi 'absurden' Situation (vgl. hierzu Camus 1959) 'das Beste' machen, wie er 'die Sache' in den Griff kriegen, wie er sich optimal 'selbstverwirklichen' und wie er die anderen von sich und seinen Ambitionen überzeugen kann. Das große Problem - aber, wie Goffman immer wieder (und insbesondere schon in 1959/1969) gezeigt hat, auch die große Chance - dabei ist, daß die anderen 'Mitspieler', die anderen Interaktionsteilnehmer je für sich selber die - strukturell betrachtet - gleichen (Eigen-) Interessen verfolgen.

c) Handlungstheoretische Verortung: Proto-Politik

Weil, wie wir gesehen haben, der Goffmensch seine Vorstellungen von Ordnung, bzw. seine Ansichten darüber, was 'los', was 'richtig' und was mithin zu tun und zu lassen sei, immer in einem sozialen 'Raum' sowohl etablierter Gültigkeiten als auch zumindest prinzipieller Möglichkeiten entwickelt und zu realisieren sucht (vgl. dazu auch Rogers 1977), handelt er m.E. notwendigerweise (in einem sehr weiten Sinne) politisch bzw. zumindest proto-politisch.⁷ 'Politisch' bzw. 'proto-politisch' zu handeln meint hier zunächst: die eigenen Vorstellungen (vom Zusammenleben) gegenüber Alternativen erfolgreich durchzusetzen. Dies aber erfordert den Einsatz vielfältiger (situationsspezifischer) Taktiken und (situationsübergreifender) Strategien, insbesondere wohl den - affirmativen oder auch destruktiven - Rekurs auf je bereits gegebene soziale Gültigkeiten bzw. Einvernehmlichkeiten. Denn proto-politisches Handeln ist wesentlich: wie auch immer gestaltetes Aushandeln von Sachverhalten zwischen divergenten Positionen im Hinblick auf Zustimmung zu und Durchsetzung von bindenden Entscheidungen.⁸

Derlei proto-politisches, als Form sozialen Handelns findet, so David Easton (1959), auf allen Ebenen und in allen - dauerhaften wie kurzlebigen - Konstellationen des sozialen Zusammenlebens statt: Wer die richtigen Worte findet, wer zu formulieren versteht, was er will, wer weiß, wann er Kompromisse suchen muß und wie er sie finden kann, wer sein Wollen, sei es nun rational, traditional oder auch charismatisch, zu legitimieren vermag (vgl. hierzu Weber 1972, S. 124), wem es gelingt, vom Besonderen auf das Allgemeine zu verweisen und das Allgemeine im Besonderen aufzuzeigen (vgl. Garfinkel 1976), und wer schließlich über die Möglichkeiten - und das heißt auch: die Mittel - verfügt, um sein Wollen (auch gegen Widerstreben) zu realisieren (vgl. Weber 1972, S. 28), der hat - in welchem sozialen Kontext auch immer - gute Chancen, im proto-politischen Sinne erfolgreich zu handeln.⁹

⁷ Den Ausdruck 'proto-politisch' biete ich an, um hier gegebenenfalls einer möglicherweise anstehenden Debatte über politische versus vorpolitische 'Räume' des Sozialen aus dem Wege zu gehen (vgl. aber Hitzler 1991b). Mit Interesse und Skepsis verfolge ich dazu derzeit die einschlägigen Überlegungen insbesondere aus der Abteilung 'Öffentlichkeit und soziale Bewegung' des Wissenschaftszentrums Berlin (vgl. exemplarisch Gerhards/Neidhardt 1990/1991).

⁸ Mein Definitionsvorschlag lautet dementsprechend: Proto-politisches Handeln soll heißen ein Handeln, das seinem Entwurf nach darauf abzielt, Zustimmung von einem Zweiten zu erlangen dazu, seinen Willen auch gegen das Widerstreben eines Dritten durchzusetzen.

⁹ Uwe Schimank danke ich an dieser Stelle für seine für mich sehr instruktiven Ausführungen zur 'Battle of the Sexes', die mir eine interessante spieltheoretische Perspektive auf die hier zur Debatte stehende 'Aushandlungssituation' eröffnet haben. - In einem neuen Aufsatz hat Schimank (1992) zwischenzeitlich Goffmans Akteur ins Verhältnis gesetzt zum Dahrendorfschen Konzept des 'Homo Sociologicus', um damit einen (weiteren) Beitrag zu leisten zur Anschlußfähigkeit des (hier insbesondere vom Rational Choice-Ansatz protegierten) 'Homo Oeconomicus'-Modells an die (übrige) soziologische Theoriebildung.

Das - implizite oder explizite - (Erfolgs-) Ziel jedlichen proto-politischen Handelns ist der Erwerb, der Erhalt oder die Erweiterung von - wie auch immer gearteten - Möglichkeiten, auf spezielle und/oder anonyme andere einzuwirken. Jede Maßnahme, die mit der Intention getroffen wird, hierfür geeignet zu sein, ist mithin eine proto-politische Maßnahme. Worum es im Einzelnen geht, und wer davon auf welche Weise betroffen ist, ist dabei von sekundärer Bedeutung. D.h.: Wer immer, wie auch immer, intendiert, auf die Ordnung des Zusammenlebens Einfluß zu nehmen, handelt proto-politisch (vgl. dazu nochmals Rogers 1977).

Macht in diesem sozusagen 'diffusen' Sinne (vgl. hierzu Foucault 1978 und 1987) ist mithin ein essentielles Merkmal der menschlichen Sozialität schlechthin. Sie sichert - ceteris paribus - Regeln des Zusammenlebens, stellt Praktiken auf (begrenzte) Dauer, gewährleistet die (relative) Verlässlichkeit des Handelns der (warum auch immer relevanten) anderen. D.h., sie reduziert die Komplexität von Optionen und erzeugt das, was Eric Voegelin (1965) 'Kosmion' genannt hat: eine (sozusagen 'sakral') legitimierte soziale Ordnung. Und eben diese ist ja, in vielgestaltigen Konkretionen, Goffmans durchgängiges Thema: Aufgrund welcher Bedingungen gelingt es wem, welche Situationen wie zu definieren, und was folgt daraus für wen? (vgl. dazu auch Thomas 1978).

Wenn man also 'das Politische' nicht reduziert auf einen institutionell bzw. organisatorisch ausgegrenzten Teilbereich des menschlichen Zusammenlebens, sondern davon ausgeht, daß 'das Politische' jene 'Intensität' des Handelns bezeichnet, die aus dem Problem der Herstellung, des Erhaltens oder der Veränderung gesellschaftlicher Ordnung schlechthin, und damit natürlich auch der Interaktionsordnung resultiert (vgl. dazu Schmitt 1963), dann drängt sich einem jene anthropologische Perspektive nachgerade auf, die sozusagen vom 'zoon politicon' des Aristoteles bis zu Erving Goffmans situationsflexiblem 'Theaterspieler' reicht: Die Dramatologie der (symbolischen) Praktiken, mittels derer das Phänomen menschlicher Gesellschaftsfähigkeit und menschlicher Gesellschaftsbedürftigkeit 'organisiert' wird (vgl. dazu auch Balandier 1976). Anders gesagt: Die den Arbeiten Goffman's implizite Anthropologie ist hinsichtlich ihrer handlungstheoretischen Dimension m.E. eine in diesem weiten Sinne proto-politische Anthropologie, der die Prämisse zugrundeliegt, daß in einer gegebenen Situation nicht der Handelnde wichtig ist, der sich relativ ambitionslos durch sie 'durchwurstelt', sondern vor allem der, der sich über sie Gedanken macht, der daran interessiert ist, sie zu definieren.

4. Die dramatologische Perspektive

Wenn wir nun versuchen, die anthropologischen Implikationen a) der kulturtheoretischen Fundierung, die uns auf das exzentrische Schauspiel, b) der phänomenologischen Beschreibung, die uns auf die situative Existenz, und c) der handlungstheoretischen Verortung, die uns auf die 'Ordnungspolitik' des individuellen Interaktionsteilnehmers aufmerksam gemacht hat, nochmals zu fokussieren, dann erscheint wieder jene Spur, auf die ich schon anfangs hingewiesen habe: Die aus dem Nichts kommende und auch nirgendwo hin-führende, die Bretter, die die soziale Welt bedeuten, kreuzende Spur eines Wesens, das weder in Natur noch in Kultur fraglos eingebettet, vielmehr auf Interpretation und Präsentation angewiesen, gegenüber jeder Erfahrung orientierungsbedürftig und ständig in der Realisierung seiner Situationsdefinitionen gefährdet ist. Kurz: Der Goffmensch, der sich hier zeigt, ist der sozusagen prinzipiell in 'Schwierigkeiten' befindliche, auf die Vermeidung von Problemen bedachte und mithin ein wesentlich dramatisches Leben führende Mensch.¹⁰ Und die 'Lehre' nun von diesem Menschen, von seinen Bedingungen und Möglichkeiten, seinen lebensweltlichen Bezügen und - vor allem - von seinen Äußerungsformen, bezeichne ich als Dramatologie.

Dramatologisch gesehen geht es prinzipiell um den in Situationen handelnden Interaktionsteilnehmer, um dessen situative Orientierungen, Abstimmungen, Aushandlungen, Darstellungen usw. Metaphorisch gesprochen: Der Dramatologe schaut sich an, welche 'Charaktere' unter welchen Bedingungen in welchen Kulissen wie miteinander umgehen. An den (inter-)agierenden 'Spielern' interessiert vor allem, wie sie ihre 'Rollen' meistern, welche Drehbücher sie benutzen, und welches Publikum sie wie ansprechen. "Totus mundus agit histionem" lautet bekanntlich die Inschrift über dem Eingang des Globe Theatre in London. Und zumindest der starke Verdacht, daß alle Welt schauspielert, begründet natürlich auch die anthropologische Relevanz dieser Sichtweise der Gesellschaftlichkeit des Menschen, die - aus analytischen Gründen - diese Welt eben anschaut, als sei sie eine Bühne: "Wir stolzieren und ärgern uns ja ein Stündchen auf ihr herum, und dann ist unsere Zeit um" (Goffman 1974/1977, S. 143). Inszenierung ist demnach gar keine besondere Sache, Alltagsdramaturgie keine außergewöhnliche Art von Verhalten, Schauspielen keine spezifische Form menschlichen Zusammenlebens, sondern eine Grundgegebenheit der 'conditio human' zum einen, und eine recht banale, alltägliche Angelegenheit zum anderen: Wir alle zielen vermittels unserer Selbst-Darstellungen darauf ab, von den anderen auf eine bestimmte Art und Weise wahrgenommen zu werden, vor den anderen in ei-

¹⁰ Noch weniger also als nach der berühmt gewordenen, polemisch gegen die strukturfunktionalistische Auffassung gerichteten Charakterisierung durch Garfinkel ist der Mensch für Goffman ein "urteilsunfähiger Trottel". Vielmehr sieht er ihn m.E. eher radikaler als die Ethnomethodologen als einen 'Sinngebungs-Virtuosen' an (vgl. dazu auch Eberle 1991b).

nem bestimmten Licht zu erscheinen. Und die anderen machen im Prinzip dasselbe, und so machen wir alle uns sozial einander erträglich, denn: "Sicherheit erwächst durch einander bestätigende Vorstellungen" (Soeffner 1989a, S. 157).

Wir haben es bei Goffmans Ansatz also mit einer sozialwissenschaftlichen Perspektive zu tun, die versucht, den Prinzipien des menschlichen Zusammenlebens dadurch auf die Spur zu kommen, daß sie dieses als einen ständigen Strom wechselseitiger Inszenierungen begreift, dem ein analytisch faßbarer Komplex dramaturgischer Leistungen zugrundeliegt. Und diese Perspektive, und darin sehe ich ihre Besonderung und Besonderheit z.B. gegenüber den gewohnten soziologischen Rollentheorien (exemplarisch etwa der von Dahrendorf 1967), sucht eben vor allem zu erhellen, wie vom Individuum aus gesehen Gesellschaft erscheint, statt von der Gesellschaft her nach dem Individuum zu fragen - obwohl Goffman (1974/1977, S. 22) ja unmißverständlich bekundet: "Persönlich halte ich die Gesellschaft in jeder Hinsicht für das Primäre."

Mit 'Dramatologie' - als anthropologisch informierter sozialwissenschaftlicher Perspektive im Anschluß an Goffman - meine ich nun also ein in diesem Sinne spezifisches analytisches Interesse innerhalb des lebensweltlichen Ansatzes, der ja prinzipiell auf Rekonstruktionen thematisch einschlägiger Erfahrungen typischer Akteure abzielt (vgl. zur Programmatik Hitzler/Honer 1988; zur Fundierung: Schütz/Luckmann 1979 und 1984): Ich meine das Interesse an sozialem Handeln, bei dem es immer zumindest auch, möglicherweise aber auch vor allem um die Erzeugung von Eindrücken, d.h. um Inszenierung geht, weil Menschen sich faßbar machen und erhalten müssen, um interagieren zu können.¹¹ Und das generelle Thema der Dramatologie ist eben diese Dramaturgie des sozialen Lebens, und zwar so, wie der typische Akteur sie erfährt, erleidet und - vor allem - auch selber erhan-

¹¹ Die Differenz zwischen einem allgemeinen lebensweltlichen Rekonstruktionsinteresse und einer hierin auf den dramatologischen Aspekt zugespitzten Problemstellung läßt sich vielleicht am besten mit den beiden symptomatischen Ausgangsfragen illustrieren:

(lebensweltlich) Wie sieht ein Mensch seine Welt bzw. eine seiner kleinen 'Welten', und warum (aufgrund welcher Bedingungen) sieht er sie so?

(dramatologisch) Was tut ein Mensch, um seine Weltsicht und (damit?) ein Bild seiner selbst (d.h. für ihn selbst und für andere) a) überhaupt faßbar zu machen, b) zu vermitteln, c) zu plausibilisieren, d) durchzusetzen?

delt: als Exzentriker, als Existentialist, als Politiker - um damit nochmals die von mir hier vorgeschlagenen anthropologischen Dimensionierungen zu vergegenwärtigen.¹²

¹² Die Frage, die ich mir hier gestellt habe, war also - genau genommen - nicht, "Was ist der Goffmensch?", sondern eher im Sinne der von Goffman (1974/1977, S. 10) explizit geforderten 'subversiven phänomenologischen Wendung': "Aufgrund welcher Merkmale könnten wir einen Interaktionsteilnehmer als 'Goffmenschen' bezeichnen?" Und als Konsequenz dieser ent-ontologisierten Fragestellung will ich, ermutigt v.a. durch Thomas Luckmanns skeptischer Frage nach den 'Grenzen der Sozialwelt' (1980) und neuerdings auch wieder durch die Peirce-Interpretation von Jo Reichertz (1991, v.a. S. 9-70), eine (vorläufig jedenfalls noch) überaus spekulative und zudem paradox klingende Möglichkeit zumindest erwähnen: Der Goffmensch muß nicht notwendigerweise ein Mensch sein. (Zu in diese Richtung weisenden empirischen Befunden vgl., neben den Laboruntersuchungen über die Sprachverwendungsfähigkeiten von Schimpansen und Gorillas (dazu Linden 1980), v.a. die Dokumentationen von Langzeit-Beobachtungen freilebender Primaten durch Jane van Lawick-Goodall (z.B. 1975 und 1991), Dian Fossey (z.B. 1989) und Barbara Harrisson (z.B. 1979), sowie die Zoo-Studien von Frans de Waal (1983 und 1991).

Literatur:

Ashworth, P.D.: L'enfer, c'est les autres: Goffman's Sartrism. In: Human Studies, 8, 1985, S. 97-168

Balandier, Georges: Politische Anthropologie. München (dtv) 1976

Bergmann, Jörg R.: Goffmans Soziologie des Gesprächs und seine ambivalente Beziehung zur Konversationsanalyse. In: Hettlage, Robert/Lenz, Karl (Hrsg.): Erving Goffman - Ein soziologischer Klassiker der zweiten Generation. Bern und Stuttgart (Haupt) 1991, S. 301-326

Brosziewski, Achim: Zur impliziten Anthropologie im Rational-Choice-Ansatz. (Vortrag beim Workshop 'Implizite Anthropologien' der Arbeitsgruppe 'Soziologie und philosophische Anthropologie' in Göttingen, 8.6.1991)

Burns, Tom: Erving Goffman. London, New York (Routledge) 1992

Camus, Albert: Der Mythos von Sisyphos. Ein Versuch über das Absurde. Reinbek b. Hbg. (Rowohlt) 1959

Collins, Randall: Erving Goffman and the Development of Modern Social Theory. In: Ditton, Jason (ed.): The View from Goffman. London and Basingstoke (Macmillan) 1980, S. 170-209

Collins, Randall: Theoretical Continuities in Goffman's Work. In: Drew, Paul/Wootton, Anthony (eds.): Erving Goffman. Exploring the Interaction Order. Cambridge (Polity Press) 1988, S. 41-63

Craib, Ian: Existentialism and Sociology. London et al. (Cambridge University Press) 1976

Dahrendorf, Ralf: Homo Sociologicus. In: Dahrendorf, Ralf: Pfade aus Utopia. München (Piper) 1967, S. 128-193

Drew, Paul/Wootton, Anthony (eds.): Erving Goffman. Exploring the Interaction Order. Cambridge (Polity Press) 1988

Easton, David: Political Anthropology. In: Siegel, B. (ed.): Biennial Review of Anthropology. Stanford 1959

Eberle, Thomas S.: Rahmenanalyse und Lebensweltanalyse. In: Hettlage, Robert/Lenz, Karl (Hrsg.): Erving Goffman - Ein soziologischer Klassiker der zweiten Generation. Bern und Stuttgart (Haupt) 1991a, S. 157-211

Eberle, Thomas S.: Harold Garfinkels implizite Anthropologie. (Vortrag beim Workshop 'Implizite Anthropologien' der Arbeitsgruppe 'Soziologie und philosophische Anthropologie' in Göttingen, 7.6.1991)

Esser, Hartmut: 'Habits', 'Frames' und 'Rational Choice'. In: Zeitschrift für Soziologie, H. 4/1990, S. 231-247

Fontana, Andrea: The Mask and Beyond: The Enigmatic Sociology of Erving Goffman. In: Douglas, Jack D. (ed.): Introduction to the Sociologies of Everyday Life. Boston 1980, S. 62-81

Fossey, Dian: Gorillas im Nebel. München (Kindler) 1989

Foucault, Michel: Dispositive der Macht. Berlin (Merve) 1978

- Foucault, Michel: Das Subjekt und die Macht. In: Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul: Michel Foucault - Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Frankfurt a.M. (Athenäum) 1987, S. 243-264
- Garfinkel, Harold: Bedingungen für den Erfolg von Degradierungszeremonien. In: Lüderssen, Klaus/Sack, Fritz (Hrsg.): Seminar: Abweichendes Verhalten III. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1976, S. 31-40
- Gerhards, Jürgen/Neidhardt, Friedhelm: Strukturen und Funktionen moderner Öffentlichkeit. Berlin (Veröffentlichungsreihe der Abteilung 'Öffentlichkeit und soziale Bewegung' des WZB, FS III 90-101) 1990. - Wiederabgedruckt in: Müller-Doohm, Stefan/Neumann-Braun, Klaus (Hrsg.): Öffentlichkeit, Kultur, Massenkommunikation. Oldenburg (BIS der Universität) 1991, S. 31-90
- Goffman, Erving: The Presentation of Self in Everyday Life. Garden City, N.Y. (Doubleday) 1959 / Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München (Piper) 1969
- Goffman, Erving: Asylums: Essays on the Social Situation of Mental Patients and Other Inmates. Garden City, N.Y. (Doubleday) 1961 / Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1973
- Goffman, Erving: Encounters: Two Studies in the Sociology of Interaction. Indianapolis (Bobbs-Merrill) 1961 / Interaktion: Spaß am Spiel, Rollendistanz. München (Piper) 1973
- Goffman, Erving: Behavior in Public Places: Notes on the Social Organization of Gatherings. New York (Free Press) 1963 / Verhalten in sozialen Situationen. Strukturen und Regeln der Interaktion im öffentlichen Raum. Gütersloh (Bertelsmann) 1971
- Goffman, Erving: Stigma: Notes on the Management of Spoiled Identity. Englewood Cliffs, N.J. (Prentice Hall) 1963 / Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1975
- Goffman, Erving: Interaction Ritual: Essays on Face-to-Face Behavior. Garden City, N.Y. (Doubleday) 1967 / Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1971
- Goffman, Erving: Strategic Interaction. Philadelphia (University of Pennsylvania) 1969 / Strategische Interaktion. München, Wien (Hanser) 1981
- Goffman, Erving: Relations in Public: Microstudies of the Public Order. New York (Basic Books) 1971 / Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1974
- Goffman, Erving: Frame Analysis: An Essay on the Organization of Experience. Cambridge, M.A. (Harvard University) 1974 / Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1977
- Goffman, Erving: Gender Advertisements. Cambridge, M.A. (Harvard University) 1979 / Geschlecht und Werbung. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1981
- Goffman, Erving: Forms of Talk. Philadelphia (University of Pennsylvania) 1981 / 1. Kapitel daraus: Erwiderungen und Reaktionen. In: Hammerich, Kurt/Klein, Michael (Hrsg.): Materialien zur Soziologie des Alltags. (Sonderheft 20 der KZfSS). Opladen (Westdeutscher Verlag) 1978, S. 120-176
- Goffman, Erving: The Interaction Order. In: American Sociological Review, Vol. 48/1983, S. 1-17

- Gonos, George: 'Situation' versus 'Frame': The 'Interactionist' and the 'Structuralist' Analyses of Everyday Life. In: American Sociological Review, Vol. 42/1977, S. 854-867
- Gonos, George: The Class Position of Goffman's Sociology: Social Origins of an American Structuralism. In: Ditton, Jason (ed.): The View from Goffman. London and Basingstoke (Macmillan) 1980, S. 134-169
- Goodenough, Ward: Cultural Anthropology and Linguistics. In: Gervin, P.L. (ed.): Monograph Series on Language and Linguistics 9. Washington 1957, S. 167-173
- Gouldner, Alvin: Die westliche Soziologie in der Krise, Band 2. Reinbek b. Hbg. (Rowohlt) 1974
- Harrison, Barbara: Kinder des Urwalds. Frankfurt a.M. (Fischer) 1979
- Heidegger, Martin: Sein und Zeit. Tübingen (Niemeyer) 1972
- Hettlage, Robert: Rahmenanalyse - oder die innere Organisation unseres Wissens um die Ordnung der Wirklichkeit. In: Hettlage, Robert/Lenz, Karl (Hrsg.): Erving Goffman - Ein soziologischer Klassiker der zweiten Generation. Bern und Stuttgart (Haupt) 1991a, S. 95-156
- Hettlage, Robert: Klassiker der zweiten Generation: Erving Goffman. In: Hettlage, Robert/Lenz, Karl (Hrsg.): Erving Goffman - Ein soziologischer Klassiker der zweiten Generation. Bern und Stuttgart (Haupt) 1991b, S. 385-444
- Hitzler, Ronald: Sinnwelten. Ein Beitrag zum Verstehen von Kultur. Opladen (Westdeutscher) 1988
- Hitzler, Ronald: Goffmans Perspektive. Notizen zum dramatologischen Ansatz. In: Sozialwissenschaftliche Informationen (SOWI), H. 4/1991a, S. 276-281
- Hitzler, Ronald: Vorüberlegungen zu einigen Merkmalen politischen Handelns. In: Berking, Helmuth/Hitzler, Ronald/Neckel, Sighard (Hrsg.): Politisches Handeln/Experten-interview. Bamberg (Dokumentation Nr. 1 des Arbeitskreises 'Soziologie politischen Handelns') 1991b, S. 5-20
- Hitzler, Ronald: Ist Sport Kultur? In: Zeitschrift für Soziologie, H. 6/1991c, S. 479-487
- Hitzler, Ronald/Honer, Anne: Der lebensweltliche Forschungsansatz. In: Neue Praxis, 18. Jg., H.6/1988, S. 496-501
- Honer, Anne: Einige Probleme lebensweltlicher Ethnographie. In: Zeitschrift für Soziologie, H.4/1989, S. 297-312
- Honer, Anne: Lebensweltliche Ethnographie. Wiesbaden (DUV) 1993
- Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim: Zum Menschenbild in der Soziologie. In: Staehelin, Balthasar (Hrsg.): Das Bild vom Menschen (Engadiner Kollegium). Zürich (Novalis) o.J., S. 51-61
- Holland, D./Quinn, N. (eds.): Cultural Models in Language and Thought. Cambridge (University Press) 1987
- Koenen, Elmar: Riskierte Individuen - versicherte Bürger. Zur impliziten Anthropologie in der Risikogesellschaft. (Vortrag beim Workshop 'Implizite Anthropologien' der Arbeitsgruppe 'Soziologie und philosophische Anthropologie' in Göttingen, 8.6.1991)
- Lawick-Goodall, Jane van: Wilde Schimpansen. Reinbek b. Hbg. (Rowohlt) 1975

- Lawick-Goodall, Jane van: Ein Herz für Schimpansen. Reinbek b. Hbg. (Rowohlt) 1991
- Lenz, Karl: Erving Goffman - Werk und Rezeption. In: Hettlage, Robert/Lenz, Karl (Hrsg.): Erving Goffman - Ein soziologischer Klassiker der zweiten Generation. Bern und Stuttgart (Haupt) 1991a, S. 25-94
- Lenz, Karl: Goffman - ein Strukturalist? In: Hettlage, Robert/Lenz, Karl (Hrsg.): Erving Goffman - Ein soziologischer Klassiker der zweiten Generation. Bern und Stuttgart (Haupt) 1991b, S. 243-300
- Linden, Eugene: Die Kolonie der sprechenden Schimpansen. Wien, München (Meyster) 1980
- Lipp, Wolfgang: Stigma und Charisma. Über soziales Grenzverhalten. Berlin (Reimer) 1985
- Lofland, John: Early Goffman: Style, structure, substance, soul. In: Ditton, Jason (ed.): The View from Goffman. London and Basingstoke (Macmillan) 1980, S. 24-51
- Luckmann, Thomas: Über die Grenzen der Sozialwelt. In ders.: Lebenswelt und Gesellschaft. Paderborn u.a. (Schöningh) 1980, S. 56-92
- Luckmann, Thomas: Die "massenkulturelle" Sozialform der Religion. In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): Kultur und Alltag. (SB 5 von 'Soziale Welt'). Göttingen (Schwartz) 1988, S. 37-48
- MacCannell, Dean: Erving Goffman (1922-1982). In: Semiotica, Vol 45/1983, No.1-2, S. 1-33
- Meinberg, Eckhard: Das Menschenbild der modernen Erziehungswissenschaft. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1988
- Plessner, Helmuth: Die Stufen des Organischen und der Mensch (Gesammelte Schriften IV). Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1981
- Plessner, Helmuth: Zur Anthropologie des Schauspielers. In: Plessner, Helmuth: Gesammelte Schriften VII. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1982, S. 401-418
- Plessner, Helmuth: Soziale Rolle und menschliche Natur. In: Plessner, Helmuth: Gesammelte Schriften X. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1985 S. 227-240
- Psathas, George: Goffman's Image of Man. In: Human and Society, Vol. 1/1977, S. 84-94
- Reichertz, Jo: Aufklärungsarbeit. Stuttgart (Enke) 1991
- Riggins, Stephen H. (ed.): Beyond Goffman. Studies on Communication, Institution, and Social Interaction. Berlin, New York (Mouton de Gruyter) 1990
- Rogers, Mary F.: Goffman on Power. In: The American Sociologist, Vol. 12/1977, S. 88-95
- Sartre, Jean-Paul: Marxismus und Existentialismus. Versuch einer Methodik. Reinbek b. Hbg. (Rowohlt) 1964
- Schimank, Uwe: Erwartungssicherheit und Zielverfolgung. In: Soziale Welt, H. 2/1992, S. 182-200
- Schmitt, Carl: Der Begriff des Politischen. Berlin (Duncker & Humblot) 1963
- Schudson, Michael: Embarrassment and Erving Goffman's Idea of Human Nature. In: Theory and Society, Vol. 13/1984, S. 633-648

- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas: Strukturen der Lebenswelt, Band 1 und 2. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1979 und 1984
- Soeffner, Hans-Georg: Kulturmythos und kulturelle Realität(en). In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): Kultur und Alltag. (SB 5 von 'Soziale Welt'). Göttingen (Schwartz) 1988, S. 3-20
- Soeffner, Hans-Georg: Handlung - Szene - Inszenierung. In: Soeffner, Hans-Georg: Auslegung des Alltags - Der Alltag der Auslegung. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1989a, S. 140-157
- Soeffner, Hans-Georg: Goffman, Erving. In: Lutz, Bernd (Hrsg.): Metzler Philosophen Lexikon. Stuttgart (Metzler) 1989b, S. 287-290
- Soeffner, Hans-Georg: Zur Soziologie des Symbols und des Rituals. In: Oelkers, Jürgen/Wegenast, Klaus (Hrsg.): Das Symbol - Brücke des Verstehens. Stuttgart u.a. (Kohlhammer) 1991, S. 63-81
- Thomas, William I.: The Definition of the Situation. In: Manis, Jerome/Meltzer, Bernard (eds.): Symbolic Interaction. Boston 1978
- Voegelin, Eric: Die neue Wissenschaft der Politik. München (Pustet) 1965
- Waal, Frans de: Unsere haarigen Vettern. München (Hranack) 1983
- Waal, Frans de: Wilde Diplomaten. München, Wien (Hanser) 1991
- Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen (Mohr/Siebeck) 1972
- Weber, Max: Politik als Beruf. In ders.: Gesammelte politische Schriften. Tübingen (Mohr/Siebeck) 1980, S. 505-560
- Widmer, Jean: Goffman und die Ethnomethodologie. In: Hettlage, Robert/Lenz, Karl (Hrsg.): Erving Goffman - Ein soziologischer Klassiker der zweiten Generation. Bern und Stuttgart (Haupt) 1991, S. 211-242

II.

Über Formen der (Selbst-)Inszenierung politischer Akteure

Symbolisierende Politik

oder: Der strategische Rekurs auf Erfahrungstransendenzen

1. Das semiotische Feld der Symbolik

Nach einer berühmten Definition von Anatol Rapoport (1972, S. 18) ist ein Symbol ein Phänomen, das drei Bedingungen zu erfüllen hat: "Erstens muß dieses Etwas als Ding wahrgenommen werden. Zweitens muß es für etwas anderes stehen. Drittens kann das, wofür es stehen soll, nicht aus dem Symbol selber erschlossen werden". Diese Definition gibt uns zweifellos einen universellen Schlüssel zum Phänomen des Symbols in die Hand, aber so nützlich sie zunächst vielleicht auch erscheinen mag, sie birgt einige Probleme in sich und führt, obwohl sie in mancher Hinsicht in die richtige Richtung weist, auch leicht in die analytische Irre - nämlich z.B. zu einer vorschnellen Vermischung von Symbol und Zeichen, zu einer Gleichsetzung von Symbol und Emblem und zu einer Verwechslung von Manifestation und Idee.

Im analytisch strengen Sinne nämlich sind Symbole Phänomene, die von der alltäglichen Erfahrungsebene aus auf andere Erfahrungsebenen verweisen bzw. diese anderen Erfahrungsebenen alltäglich vergegenwärtigen. Nicht jedes Symbol hat Zeichencharakter, d.h., nicht jedes Symbol ist Teil eines Symbolsystems und dient der Kommunikation. Manche Symbole sind nur dem Symbolerfinder (zumindest im Hinblick auf ihren symbolischen Gehalt) bekannt. Symbole, die nur 'privat' als Symbole gewußt werden (die Merkzeichen-Charakter haben), sind jedoch politisch - auch proto-politisch im Sinne der Erlangung der Zustimmung eines Zweiten dazu, seinen Willen (auch) gegen das Widerstreben eines Dritten durchzusetzen (vgl. Hitzler 1991) - irrelevant. Politisch relevant sind Symbole mit Anzeichen- und vor allem Symbole mit Zeichencharakter.

Da die somit notierte terminologische Unschärfe aber symptomatisch ist für fast alle mir bekannten Arbeiten zur Symbolforschung, keineswegs nur, aber eben auch zur politischen Symbolforschung, nutze ich die Begriffsklärungen der phänomenologisch-hermeneutischen Wissenssoziologie in ihrer Gesamtheit zur Annäherung an die vielfältige und insgesamt diffuse Bestimmung des Symbolischen in der einschlägigen Literatur. D.h.: Im Anschluß an Hans-Georg Soeffners Ausfaltung des insbesondere von Alfred Schütz und Thomas Luckmann phänomenologisch durchgearbeiteten Themas 'Zeichen und Symbol' verwende ich im Folgenden nicht 'Symbol', aber 'Symbolik' als Sammelbegriff für ein semiotisches Feld von Phänomenen, denen gemeinsam ist, daß sie sinnhaft auf etwas verweisen bzw. etwas vergegenwärtigen, was sie nicht selber sind (vgl. Schütz 1971,

Schütz/Luckmann 1984, S. 178-200, Luckmann 1985, Soeffner 1989, 1990 und 1991). Zu diesem semiotischen Feld der Symbolik gehören mithin v.a.

- das Anzeichen als nichtintendierter Hinweis auf Nicht-Präses
- das Zeichen als manifester, relativ klar denotierter (innerhalb eines 'Systems' von Verweisungen verständlicher) Verweis auf etwas (normalerweise nicht-präses), was es nicht ist
- das Signal als handlungsanweisendes Zeichen
- das Symbol (im engeren Sinne) als mental und/oder material manifeste Vergegenwärtigung einer anderen Wirklichkeit, z.B. der des Kollektivs, im Alltag (Realsymbol und Transparenzsymbol)
- das Ritual als vor dem Handlungsbeginn festgelegtes Verhaltensmuster, das a) als Symbol fungiert und/oder b) unter Verwendung von Symbolen statthat
- das Emblem als 'publizierte' Manifestation (Zeichen bzw. Signal oder Symbol) der Identifikation mit einem Kollektiv bzw. einer Kollektiv-Idee ('Anzeige' von a) Überzeugung bzw. Gesinnung - aa) bekundend, ab) auffordernd -, b) Zugehörigkeit - ba) faktisch, bb) ideologisch, bc) emotional -, c) Funktion, d) Status)
- die Repräsentation als "Vergegenwärtigung einer Potenz, die als abwesend vorgestellt wird" (Haehling 1992, S. 37), Verdichtendes Veranschaulichen eines Kollektivs und seiner Idee
- der Repräsentant als Verkörperung eines Kollektivs bzw. einer Kollektiv-Idee durch einen hierfür legitimierten Akteur.

In diesem umfassenden Sinne ist der Mensch, wie - neben der im wesentlichen impliziten Anthropologie des Symbolischen Interaktionismus - nachdrücklich vor allem der Neukantianer Ernst Cassirer betonte, ein 'animal symbolicum', ein symbolverwendendes und symbolverwiesenes Wesen (vgl. Cassirer 1953-54 und 1956). Und der Mensch ist auch, wie wir aus der kulturvergleichenden Politikforschung (vgl. z.B. Seaton/ Claessen 1979) und vor allem von der (philosophischen) Anthropologie der Macht (vgl. Plessner 1981) wissen, in einem ebenfalls weiten Sinne ein 'zoon politicon', ein grundsätzlich politisches, ein im sozialen Miteinander auf seine eigenen Interessen hin strategisch handelndes Wesen (vgl. auch Hitzler 1992a). Somit stellt sich uns hier naheliegenderweise die Frage, welche Bedeutung der Symbolik für (proto-) politisches Handeln zukommt.

Dienlich zur Beantwortung dieser Frage erscheint mir, zunächst einmal, wie z.B. Sarcinelli (1987 und 1992), zwischen symbolischer Politik und politischer Symbolik, bzw. wie Voigt (1989) zwischen der Politik der Symbole und den Symbolen der Politik zu unterscheiden - und diese Differenz aufzutun auch am Beispiel des politischen Akteurs selber, in seiner Janusköpfigkeit als Darsteller von politischem Handeln zum einen und als politischem Repräsentanten zum anderen. Letzteren Aspekt dürfte wohl der Romantiker Friedrich von

Hardenberg ins Auge gefasst haben, als er notierte: "Bedarf der mystische Souverän nicht, wie jede Idee, eines Symbols, und welches Symbol ist würdiger und passender, als ein liebenswürdiger trefflicher Mensch?" (zitiert nach Marx/Pankoke 1992, S. 97). Den ersteren hingegen spricht offensichtlich Ulrich Sarcinelli an, wenn er konstatiert: "Der moderne Politiker braucht kommunikative Kompetenz. Er braucht die Fähigkeit zur Politikvermittlung, und je versierter er die Klaviatur symbolischer Politik zu bedienen weiß, desto erfolgreicher dürfte er sein" (Sarcinelli 1992, S. 165).

2. Symbolische Politik

'Symbolische Politik' - im Sinne von Pseudo- und Als-ob-Aktivitäten - ist vor allem Thema einer unter dem Einfluß des Symbolischen Interaktionismus entstandenen 'kritischen' Politikforschung (vgl. dazu z.B. Merelmann 1969, Hall 1972, Rothman 1981, Elder/Cobb 1983). Als Prototyp und 'Klassiker' dieser Position gilt gemeinhin Murray Edelman (1976, 1977 und 1988), der im Anschluß vor allem an Erving Goffmans Theatermetaphorik Politik als Show-Veranstaltung für die (Wähler-)Massen analysiert (hat).

'Eigentlich' ist für Edelman Politik die Produktion von gesamtgesellschaftlich relevanten Entscheidungen. Und unter dieser Prämisse unterscheidet er bekanntlich eine instrumentelle und eine expressive Dimension politischen Handelns. 'Instrumentell' nennt er politisches Handeln dann und insoweit, als es im Hinblick auf objektiv-manifeste Ziele strategisch rational ist. Damit meint er die wesentlichen Verkehrsformen zwischen Entscheidungseliten fassen zu können. 'Expressiv' hingegen nennt er politisches Handeln dann und insoweit, als es der Mystifikation bzw. der Verschleierung tatsächlicher politischer Vorgänge und der Evokation von Weltbildern dient. Damit meint er die wesentlichen Aspekte der Inszenierung von Politik durch Entscheidungseliten gegenüber einem (Massen-) Publikum erfasst zu haben: "Politik spielt sich für die Mehrheit die meiste Zeit im Kopf ab, als Flut von Bildern, mit der Zeitungen, Illustrierte, Fernsehen und politische Diskussionen sie überschütten" (Edelman 1976, S. 4).

Politisches Handeln hat für Edelman demnach stets zwei, in einem gewissen Spannungsverhältnis zueinander stehende Seiten: Es geht um die Durchsetzung von partikularen Interessen gegenüber anderen partikularen Interessen zum einen, und es geht um die zustimmungsheischende Vermittlung und Erklärung dieses Interessengerangels an die Öffentlichkeit zum anderen. 'Politik als Ritual' bzw. 'Politik als symbolisches Handeln' meint nun diesen letzteren, expressiven Aspekt. (Rituale sind dabei schlicht Handlungsformen des Symbolischen: sie bewirken idealerweise die Identifikation mit 'dem Ganzen' - z.B. Wahl.)

Symbolische Politik wird nach Edelmans Auffassung deshalb betrieben, weil sie von den tatsächlichen politischen Vorgängen ablenkt und somit bewirkt, daß die Entscheidungseliten in Ruhe ihren Geschäften der Ressourcen- und Machtverteilung nachgehen können (zu dieser Sicht vgl. neuerdings auch Scheuch/Scheuch 1992). Eine solche Politik muß also genügend Unterhaltungswert besitzen (z.B. dadurch, daß Schau-Kämpfe stattfinden), damit sich das Publikum nicht so langweilt (und/ oder aufregt), daß es auf dumme Gedanken kommt. Symbolische Politik vernebelt so das instrumentelle Geschehen und verhindert damit eine realistische Sicht der Dinge.

Mittel der symbolischen Politik sind eben - in einem unspezifischen, wesentlich zeichenhaft gedachten Sinne - Symbole: Verweisungssymbole, d.h. vereinfachende Codierungen objektiver Sachverhalte, die von jedem kompetenten Rezipienten entschlüsselt werden können (z.B. Statistiken), einerseits, und Verdichtungssymbole, d.h. Projektionsflächen emotionaler und moralischer Befindlichkeiten, die nicht, jedenfalls nicht unmittelbar, rückübersetzt werden können, andererseits. Exemplarisch für Verdichtungssymbole sind Mythen, also vereinfachende und 'erklärende' Deutungsschemata, die vorzugsweise der Rechtfertigung von Ungerechtigkeiten und der 'Heiligung' von Zwangsmaßnahmen dienen (z.B. "Wir haben über unsere Verhältnisse gelebt" oder auch "Die Natur braucht uns nicht. Aber wir brauchen die Natur").

Das augenfälligste Mittel symbolischer Politik ist die politische Sprache bzw. die politische Rhetorik. Alle vier politischen Sprachstile, die Edelman unterscheidet, sind denn auch im Hinblick auf symbolische Politik relevant. Die Verhandlungs-, die Juristen- und die Bürokraten-Sprache dienen allerdings eher dazu, das, was öffentlich gemacht werden muß, kompliziert und unverständlich und mithin als Sache von Spezialisten bzw. Experten erscheinen zu lassen (also zu 'verheimlichen'), während die Appell-Sprache dazu dient, komplexe Zusammenhänge als 'leicht durchschaubar und einfach zu entscheiden' darzustellen. Die Differenz zwischen Gut und Böse, zwischen Richtig und Falsch, zwischen Erstrebenswertem und Verabscheuungswürdigem liegt dabei scheinbar klar auf der Hand und der eigentliche Appell, das Ersuchen um Zustimmung und/ oder Mitwirkung, ist dann, wenn der ganze rhetorische Aufbau gut gemacht ist, mehr oder weniger nur noch Formsache:

Es geht dabei vor allem darum, dem Publikum unauffällige Signale für scheinbar spontane Zustimmung zu geben (claptrap). Für eine in diesem Sinne erfolgreiche Appell-Ansprache nennt z.B. Max Atkinson (1984) zwei recht einfache 'Rezepte', nämlich three-part-lists (argumentative Dreierlisten) und contrastive pairs (Kontrastpaare): Dreierlisten basieren auf dem ready-steady-go-Prinzip. D.h., die aufgelisteten Begriffe dürfen nicht einfach in Form einer Aufzählung aneinandergereiht werden; sie sind vielmehr rhythmisiert zu into-

nieren und tunlichst durch geeignete Gestik und Mimik zu unterstreichen. Wenn diese re-detechnische Rahmenbedingung erfüllt ist, dann läßt sich mit Dreierlisten nahezu jede beliebige Aussage plausibilisieren, weil der verbale Dreischritt - und genau dieser, denn durch Hinzufügen eines vierten Begriffs kann die Wirkung bereits wieder zerstört werden - beim Hörer den Eindruck erweckt, er habe eine einheitliche, vollständige und stimmige Botschaft vernommen - und dem, was gesagt wurde, sei, sozusagen, nichts hinzuzufügen. Die Dreierliste stellt mithin das ökonomische Optimum erfolgreichen appellativen Redens dar, denn die (vermeintliche) Abspiegelung eines Themas an drei Variablen beseitigt einerseits etwaige Restzweifel am hierzu Gesagten, und sie wirkt andererseits gerade noch nicht-redundant in der Variation der Wiederholung.

Kontrastpaare hingegen basieren auf dem Prinzip von Position und Negation. D.h., die Begriffe, die in bewertender, Wir-Gefühle evozierender Absicht einander gegenübergestellt werden, um Gegensätze bzw. Antithesen auszudrücken, müssen sich in ihrer grammatikalischen Struktur ähneln und sich pragmatisch auf denselben Sachverhalt beziehen lassen. Der zweite Teil des Kontrastpaares darf die Form des ersten nicht sprengen, denn wenn der zweite Teil eine deutlich andere Form aufweist als der erste, wenn er also z.B. sehr viel länger oder komplexer ist oder sich gar sein Bezug nicht oder nur schwer erkennen läßt, dann schnappt die claptrap, die Zustimmungsfalle, in aller Regel eben nicht zu. Auch der Effekt von Kontrastpaaren wird wesentlich erhöht, wenn sie durch geeignete außersprachliche Kommunikation begleitet, unterstrichen werden (z.B. durch polarisierende Hand- und Kopfbewegungen, durch Augenkontakte und durch entsprechende Intonation), denn die Kopplung und Massierung verschiedener aufeinander abgestimmter Zeichen und Zeichenarten erhöht die Chancen auf Zustimmung beträchtlich - offensichtlich, so Atkinson, selbst dann, wenn ein großes, an einem Ort versammeltes Publikum mit den Positionen eines Appellanten ideologisch garnicht konform geht.

Grundsätzlich fokussieren bilderreiche Begriffe und prägnante Schlagworte all das, was gemeinhin als 'komplexe und abstrakte Zusammenhänge' gilt, machen es anschaulich, faßbar, leicht verständlich. Metaphorik und Stereotypisierung sind deshalb altbewährte und nachwievor höchst erfolgreiche Mittel appellativen Redens - und zwar - entgegen der schlichten Dichotomie Edelmans - nicht nur auf den Feldern der politischen Bildung, der ideologischen Massen-Indoktrination und der Propaganda, sondern auch auf denen der Verwaltung und Gesetzgebung, nicht nur in der medialen Politikvermittlung, sondern auch in der informellen Verhandlungs-Runde und im kleinen Arbeits-Kreis (vgl. Liedtke u.a. 1991, Opp de Hipt/Latniak 1991, Grewenig 1993) - denn persuasives 'Aushandeln' von Wirklichkeit findet ständig und überall statt (vgl. Dieckmann/Paul 1983, Sarcinelli 1990).

Einschlägige Persuasions-Experten (wie z.B. Atkinson 1984, Graber 1976, Haseloff 1969, sowie die Beiträge in Roloff/Miller 1980) neigen ohnehin dazu, das Handeln politischer Akteure schlechthin - im Spiel um die Macht, bzw. in all den kleinen Spielen um ein bißchen mehr Einfluß und Durchsetzungschancen - als komplexe Sinnstiftungs- und Überzeugungsarbeit zu deuten. Demnach geht es beim politischen Handeln ständig um strategische Ziele und taktische Interessen, etwa um die Auf- und Abwertung von Standpunkten und Meinungen, die Beschwichtigung des Publikums (z.B. durch Erklärungen, Schuldzuweisungen und Entschuldigungen), die Einvernahme für oder gegen Positionen, die Legitimation oder Nihilierung von politischen Einsichten und Weltanschauungen, die eigene Profilierung und die Diffamierung von Gegenspielern und Konkurrenten, die Emotionalisierung von Sachverhalten, die Evokation positiver und die Kompensation negativer Images (vgl. dazu Goffman 1971, Boorstin 1987), die Generierung von Zustimmung und erwünschtem Handeln, usw., usf.

Ulrich Sarcinellis ganz im Sinne Edelmans gestellter Diagnose zufolge also "bewegt sich Symbolisches in der Politik gleichsam im Spannungsfeld zwischen Abbild und Trugbild, zwischen Realitätsdarstellung und Täuschung über die Realität" (Sarcinelli 1992, S. 161). Wenn wir nun dementsprechend nicht versuchen, das 'eigentliche' Handeln politischer Akteure als ständiges Problem der Realisierung programmatischer Aufgaben zu erfassen, wie sie sich z.B. in formalen Handbüchern und offiziellen Verlautbarungen zur Organisation politischer Rechte und Pflichten nachlesen lassen, wenn wir das 'eigentliche' Handeln politischer Akteure vielmehr primär als symbolisches dergestalt begreifen, daß es dabei um die Erzeugung des Eindrucks geht, an der politischen Meinungsbildung, Entscheidungsfindung und Ergebnisumsetzung maßgeblich beteiligt zu sein, dann präsentiert sich uns 'das Politische' per se als eine besondere, nichtalltägliche (Sub-) Sinnwelt, die, um faßbar zu werden, erst einmal übersetzt, vergegenwärtigt, repräsentiert werden muß. Und eben das ist die Funktion der politischen Symbolik im weitesten Sinne.

3. Politische Symbolik

'Politische Symbolik' ist traditionell ein Thema vor allem historischer und staatswissenschaftlicher Analysen (vgl. z.B. Brinton 1964, Cassirer 1949, Hattenhauer 1984, Hunt 1984, Korff 1984, Mosse 1976, Nipperdey 1968, sowie neuerdings auch verschiedene der Beiträge in Gauger/Stagl 1992). Elemente politischer Symbolik, so der Grundtenor derartiger Untersuchungen, dienen dazu, Gruppenbewußtsein, Gemeinschaftsdenken, Wir-Gefühl, Kollektividentität herzustellen, zu befördern und aufrechtzuerhalten: Stabilisierung nach Innen, Abgrenzung nach Außen (dazu gehören, sich identifizieren einerseits, und sich

unterscheiden, Differenzen markieren andererseits). Politische Rituale z.B. festigen demnach die Kollektividentität - insbesondere wenn sie einhergehen mit dem Vorzeigen von 'heiligen' Objekten und dem Verweisen auf bzw. Erinnern an dazu passende Mythen. Der Gebrauch von Symbolik gilt infolgedessen - ganz folgerichtig - weniger als verstandesaktivierend denn als herzergreifend. 'Politische Symbolik' meint also, so neuerdings Sarcinelli (1992, S. 161), "die optischen, akustischen oder sprachlichen Stimuli ..., mit denen Politik vermittelt oder über die Politik vermittelt wahrgenommen wird". (Keineswegs nur) staatstragende Beispiele dafür sind z.B.: Fahnen, Farben, Ornamente, Bilder, Münzen, Medaillen, Werkzeuge, Waffen, Lieder, Geschichten, Spiele, Feiern, usw.

Elemente politischer Symbolik haben oft eine prototypische stoffliche Form. Eine Flagge etwa, um damit ein Beispiel des sozusagen 'klassischen' sozialwissenschaftlichen Symbolforschers Raymond Firth (1973) aufzugreifen, eine Flagge, die ein Staatsgebilde und eine Staatsidee repräsentiert, ist im Hinblick auf ihre stoffliche Qualität üblicherweise ein Stück Tuch (an die symbolische Qualität wird aber auch noch dann erinnert, wenn die ikonischen Merkmale der Flagge z.B. auf ein Stück Papier oder auch auf ein Gesicht gemalt werden). Das materialisierte Symbol hat also zunächst einmal emblematische Funktionen: Es zeigt Zugehörigkeit, Einstellung usw. an. Der symbolische Gehalt selber ist - zumindest in aller Regel - nicht nur nicht an das Material gebunden, das das Symbol trägt (Ausnahme z.B.: Reliquien), er weist auch über die emblematische Funktion hinaus, er 'heiligt' sozusagen das Emblem. (Ein Emblem kann man zwar vernichten, aber nicht entweihen, ein Symbol kann man sehr wohl entweihen, aber - außer durch Vergessen - nicht vernichten.)

Auch staatsrepräsentierende Flaggen sind also z.B. in dem Maße, in dem sie instrumentell eingesetzt werden, gar keine Symbole im engeren Sinne, sondern Embleme (z.B. Schiffsflaggen, Nationalflaggen bei sportlichen Veranstaltungen, Stander an Staatskarossen): sie verweisen auf Zugehörigkeit. Zusätzlich aber vergegenwärtigen sie eben auch - und zwar genau in dem Maße, in dem dies intendiert und/oder beachtet wird - die politische Idee und den moralischen Anspruch einer Gemeinschaft (z.B. Freiheit, Gleichheit, Solidarität, Tapferkeit, usw.). Diese expressive Funktion entspricht, wie Firth (1973, S. 340) schreibt, völlig dem Durkheimschen Konzept des 'Heiligen'. Wegen dieser im eigentlichen Sinne symbolischen Qualität gibt es neben impliziten Achtungs-Erwartungen (nicht Beschmutzen, Bespucken usw.) - zumindest in rituellen Zusammenhängen - auch explizite Verhaltensvorschriften für einen respektanzeigenden Umgang mit der Flagge (z.B. Hissen, Grüßen, Einholen, Falten, Aufbewahren).

Der emblematische Gehalt der Flagge besteht also im Verweis auf ihr symbolischer Gehalt besteht in der Vergegenwärtigung von etwas die - zumindest alltägliche - Erfahrung

Transzendierendem. Und dieses Etwas ist, wie gesagt, das Kollektiv und seine Werte-Ordnung, sein Kosmion (vgl. Voegelin 1939 und 1965). Das heißt nun weder, daß der, der die Flagge benutzt, noch daß der, der die Flagge erkennt, notwendigerweise mehr als eine diffuse Vorstellung von diesem Kollektiv und eine vage Vermutung über dessen Werte-Ordnung haben muß. Es genügt im Zweifelsfall, zu wissen, über welche (wie auch immer) sanktionierten symbolischen Repräsentationen (und Repräsentanten) das Kollektiv verfügt, um diesen ein Mindestmaß an Respekt zu zollen - oder eben gerade in provokatorischer Absicht zu verweigern. Das ist jedenfalls das Mindestmaß dessen, was Firth als 'öffentliche' Symbolbedeutung beschreibt.

Vielleicht ist in außer- (also in anti-, post- oder prä-) patriotischen Zeiten wie der unsrigen in diesem unserem Lande die Flagge, selbst wenn sie zu historischer Stunde auf historischem Grund überdimensioniert an einem überlangen Mast gehißt wird, nicht das ideale Beispiel, um (unter professionell vaterlandsloser Gesellen, wie sie Sozialwissenschaftler nun einmal darstellen) die 'Heiligkeit' politischer Symbolik zu verdeutlichen. Das spricht aber keineswegs gegen das Prinzip der 'Heiligkeit', sondern lediglich gegen Versuche, 'Heiligkeit' mittels unzeitgemäßer Inszenierungen und/oder (im Hinblick auf Cliquen-Interessen) allzu durchsichtiger Appelle herzustellen (vgl. dazu auch Soeffner 1992a).

Wer immer jedoch in seiner 'privaten' Weltanschauung überhaupt noch politische Werte zu finden vermag, wird auch Areale des 'Heiligen' erkennen und Symbole, in denen dieses 'Heilige' (jedenfalls für ihn selbst) repräsentiert ist - oder zumindest Anti-Symbole, die dieses 'Heilige' verkehren, beschmutzen, verspotten, und damit doch zwangsläufig auch wieder vergegenwärtigen (denken wir dabei z.B. an solch konsensuelle Werte wie Friedensliebe, Rettung der Natur, Gleichheit der Geschlechter, an Kinderfreundlichkeit, Antirassismus und Solidarität mit wem auch immer - vgl. hierzu auch Soeffner 1992b).

'Lichterketten' etwa weisen im Hinblick auf ihren politischen Bedeutungsgehalt einige Ähnlichkeit mit Nationalflaggen und im Hinblick auf ihre emotionale Wertigkeit einige Parallelen zu patriotischen Aufmärschen auf: da wird vorangetragen, was 'Einheit' und 'Einigkeit' signalisiert, und da wird qua Teilnahme kundgetan, daß man zum besseren Teil der Menschheit gehört. 'Nation' ist ein relativ komplexes Konzept, 'Gegen Ausländer- und Ausländerinnenfeindlichkeit' hingegen ein relativ einfaches. Aber beide Konzepte rekurren auf Erfahrungswerte und verbinden sich mit Sollwert-Vorstellungen. Und hochabstrakt sind sie natürlich ebenfalls alle zwei - und deshalb eben auch hochgradig repräsentationsbedürftig. Das Nicht-Sinnliche faßbar und damit für (gemeinsame) Interessen handhabbar zu machen, das ist die wesentliche Funktion der politischen Symbolik: "Its functions are

those of convenience and simplification, of giving scope for imaginative development, ... of facilitating social interaction and co-operation" (Firth 1973, S. 90).

Analytisch ausgedrückt: Elemente politischer Symbolik (z.B. Uniform / Figur der Justitia / weiße Taube auf blauem Grund) repräsentieren a) politische Ideen bzw. Ideenzusammenhänge (z.B. Wehrwille / bürgerliches Recht / Pazifismus) und b) soziale Kollektiva, die einerseits für diese Ideen 'stehen', sie aufbewahren und vermitteln, und die andererseits durch diese Ideen legitimiert sind (z.B. Bundeswehr / Justizapparat / Friedensbewegung). Politische Symbolik hat somit eine wesentlich integrative Funktion (vgl. dazu neuerdings v.a. Voigt 1989; vgl. aber auch z.B. Cohen 1976, Turner 1974, Pross 1974).

Diese integrative Funktion läßt sich m.E. nun z.B. auch illustrieren anhand der Untersuchungen von Helmuth Berking und Sighard Neckel über die im urbanen Vergesellschaftungsraum verortbare, sogenannte "Politik der Lebensstile" (vgl. v.a. Berking/ Neckel 1986, 1987 und 1990, kritisch dazu auch Ritter 1990), die ich als nachgerade exemplarische Studien zur hier gemeinten Politik im Rekurs auf das semiotische Feld der Symbolik betrachte.

Die bei diesen Untersuchungen identifizierten Stil-Formationen weisen nicht nur je distinktive Emblematisierungen, sondern auch signifikante Interaktions- und Kommunikationsmuster auf, bilden spezielle Wissens- und Relevanzstrukturen aus und unterliegen je eigenen rituellen Reglements. Das Handeln in einer derartigen Kulturformation erfolgt dementsprechend typischerweise im Rekurs auf 'hier' (und oft nur 'hier') gültige Deutungs- und Verhaltens-Schemata. D.h., individuell kann man als akzeptables Mitglied einer solchen Formation nur in dem Maße handeln, in dem sich das eigene Tun mit deren kulturellen Prinzipien, mit deren kultureller Ordnung verträgt bzw. diese nicht tangiert. Dafür kann man, für die meist zeitlich und ideologisch begrenzten Zwecke, um die es im Rahmen solcher Kollektiv-Veranstaltungen geht, auch relativ problemlos auf 'hier' als erfolgreich etablierte, hierarchische Relevanzsysteme rekurren. Dadurch werden reziproke Verhaltenserwartungen im In-group- wie auch im Out-group-Verhältnis stabilisiert und standardisiert. D.h., die an solchen Sinn- und Stil-Formationen partizipierenden Individuen werden wechselseitig in den verschiedenen Rollen, in denen sie in Erscheinung treten können, in hohem Maße einschätzbar und damit gewissermaßen - zumindest füreinander - verlässlich (vgl. nochmals Soeffner 1989).

'Politik der Lebensstile' bezeichnet dementsprechend ganz allgemein: kollektive Formen des rituellen Sich-Absetzens von, des symbolisch-emblematischen Sich-Dagegensetzens gegen und des expressiven Sich-Entsetzens über andere und anderes - insbesondere von,

gegen und über (mit welchen pejorativen Unterstellungen auch immer etikettierter) Normalität. Eine so verstandene 'Politik der Lebensstile' überschneidet sich mit der 'Politik der Neuen Sozialen Bewegungen' einerseits (vgl. dazu Brand 1982, Roth/Rucht 1991) und mit dem, was Ulrich Beck (1992) "Subpolitik" nennt, andererseits, ohne im einen oder im anderen 'aufzugehen'. Sie wird zwar von moralisierenden Antiritualisten (vgl. dazu nochmals Soeffner 1992b) ebenso betrieben, wie von moralisierten Berufsständlern, aber eben nicht nur von diesen. 'Politik der Lebensstile' meint mehr: zum einen den nachgerade allgegenwärtige Distinktionskampf im sozialen Raum und zum anderen die - damit im engeren Sinne politische - Auseinandersetzung um die Definitionsmacht über den sozialen Raum (vgl. Raphael 1989, auch Neckel 1993, Schwengel 1993). Betrieben wird die so verstandene 'Politik der Lebensstile' von allen in die Arenen des öffentlichen Lebens hereindrängenden und -dringenden Akteuren, die sich selbst - im weitesten Sinne - stigmatisieren bzw. signifizieren (vgl. dazu Hitzler/Koenen 1994).

4. Symbolisierende Politik

Die anfangs aus Ordnungsgründen vorgenommene Unterscheidung von symbolischer Politik und politischer Symbolik vermischt sich also bei der Analyse des einzelnen Phänomentyps wieder, allerdings mit einem wesentlichen Unterschied: Wenn wir den die 'Symbolische Politik'-Forschung leitenden Generalverdacht, es spielten sich zwei grundsätzlich verschiedene Formen politischen Handelns, nämlich instrumentelle versus expressive Politik, in zwei klar unterscheidbaren 'Arenen' ab, sozusagen auf einer Hinter- und einer Vorderbühne, wenn wir diesen (allzu simplen) Generalverdacht suspendieren und von der tatsächlich erkenn- und allenfalls analytisch differenzierbaren Gemengelage von instrumentellen und expressiven Elementen in jeder Situation (proto-)politischen Handelns ausgehen, dann erscheint 'symbolische Politik' im Sinne von Pseudo-Politik bzw. von 'Politik des Als-ob' lediglich als Spezialfall eines basaleren Aspektes politischen Handelns, nämlich des Rekurrerens auf das Inszenierungsmittel des Symbolisierens, des symbolisierenden politischen Handelns.

Die analytische Differenz zwischen symbolischer und symbolisierender Politik läßt sich exemplarisch an einem ganz speziellen Element der politischen Symbolik aufzeigen: am politischen Repräsentanten. Was der politische Repräsentant eigentlich repräsentiere, darüber streiten sich die Experten allerdings schon mindestens und nachweisbar seit der griechischen Antike (vgl. Fairlie 1940, Birch 1971): Die einen halten ihn sozusagen für die Inkarnation der Volkssouveränität, die anderen meinen, genau damit lasse sich seine Funktion nun gar nicht vereinbaren, bzw. selbige hänge mit Volkeswillen überhaupt nicht zu-

sammen; die einen billigen ihm als Bevollmächtigtem für das Gemeinwesen seinen freien Gewissensentscheid zu, die anderen wollen ihn, als Delegierten einer 'Basis', an strikte Aufträge und Weisungen binden; die einen verehren ihn quasi als Hausvater aller Bürger, die anderen verachten ihn als Laufburschen seiner Wähler (vgl. dazu Eulau et al. 1959, Eulau/Karps 1977, Landshut 1964,). Max Weber zufolge ist der ein Repräsentant, dessen Handeln denen, die er repräsentiert, zugerechnet oder von diesen als verbindlich anerkannt wird. Und bei Francis G. Wilson (1936) erscheint der politische Repräsentant als Exponent des allgemeinen Willens einer politischen Gemeinschaft.

Da nun aber weder diese politische Gemeinschaft noch deren allgemeiner Wille etwas ist, was ein normaler Bürger je wahrgenommen hat, bedarf es, damit ein politischer Repräsentant als solcher 'funktioniert', seiner Verankerung in einem den - produktiv wie rezeptiv, aktiv wie passiv - Beteiligten im wesentlichen bekannten und verstehbaren Interpretations-schema. Dieses Schema wird uns sozial vermittelt über all das, was wir gemeinhin der sogenannten staatsbürgerlichen oder auch staatskritischen Bewußtseins-Bildung (und damit dem politischen Orientierungswissen - vgl. Hitzler 1992b) zurechnen: Vom Gemeinschaftskundeunterricht in den Schulen über die Aufklärungs- und Belehrungsschriften und Propaganda-Unternehmungen von Parteien, Kirchen, Verbänden und sozialen Bewegungen aller Art, bis hin zu politischen Nachrichten, Kommentaren und Pamphleten, aber auch einschließlich des alltäglichen politischen Klatsches bzw. der politischen Stimmungs- und Gesinnungspflege an Stammtischen ebenso wie in etwelchen mehr oder minder subversiven intellektualisierten Diskussions- und Protest-Zirkeln.

Erst vor dem Hintergrund entsprechenden politischen Orientierungswissens also bringt der Repräsentant "etwas zu gegenwärtiger Wirksamkeit, was ist, aber ohne ihn nicht 'da' ist, nicht in sichtbarer Erscheinung wirksam sein kann", nämlich, so Siegfried Landshut (1964, S. 181), "ein Ideelles, Geistiges, jenes besondere Prinzip, das die Einheit und Gemeinsamkeit der politischen Lebensgemeinschaft ausmacht, ein regulatives Prinzip, das als ein Imperativ der Lebensführung" wirkt (zur neueren Repräsentationstheorie im Überblick und in der empirischen Anwendung vgl. Patzelt 1991).

Semiotisch betrachtet, entspricht der Repräsentant mithin dem, was Husserl (1970, S. 340-373) eine symbolische Surrogatvorstellung genannt hat: Er steht als etwas für etwas zu etwas. Er ist ein zeichenhaft installiertes Symbol: Wer ihn - als Repräsentanten und damit als bedeutungsschwangeres Phänomen - zur Kenntnis nimmt, der apperzipiert zwar auch so etwas Kompliziertes wie einen Menschen (zumindest einen bestimmten Typus Mensch, vielleicht sogar einen signifikanten, individualisierten Anderen). Der Repräsentant hat also zweifellos einen subjektiven Sinn - für den einerseits, der ihn darstellt, für den anderer-

seits, der ihn wahrnimmt. Er hat überdies ebenso zweifellos stets auch eine okkasionelle Bedeutung, je nachdem, in welcher spezifischen 'Arena' er unter welchen spezifischen Prämissen erscheint. Aber er hat auch - als Zeichen bzw. als zeichenhaftes Symbol - einen objektiven Sinn (vgl. Schütz 1974, S. 172 ff). Und dieser objektive Sinn liegt m.E. in seiner rituellen Funktion, in seiner Verkörperung der als legitim geltenden politischen Ordnung einer Gesellschaft.

Das Wesentliche am Repräsentanten ist also - per Definition - selbstredend seine Verweisungsfunktion: Die alltagstranszendente Idee des Politischen vergegenwärtigt, bzw. verkörpert sich alltäglich im Repräsentanten, der in seiner schieren Erfahrbarkeit nicht auf sich (als was auch immer), sondern eben über sich hinaus auf die andere Wirklichkeit sozialer Kollektiva verweist. Der Repräsentant erscheint uns somit, wie jedes Symbol, als Teil einer assoziativen Beziehung, deren appräsentiertes Glied einem außeralltäglichen Wirklichkeitsbereich zugehört, nämlich dem der sozialen Kollektive (vgl. dazu Schütz/Luckmann 1984, S. 364 ff, Schütz 1971, S. 407 ff). Weil nun der Repräsentant aber nicht einfach nur ein zeichenhaftes Symbol ist, sondern weil er als ein solches fungiert, deshalb ist er eben nicht nur Teil des politischen Zeichensystems (also der politischen Symbolik), deshalb ist er auch Teil jenes kommunikativen Geschehens, jenes Zeichenprozesses, der die Subsinnwelt des Politischen hin zum alltäglichen Betrachter vermittelt (also der symbolischen Politik). Er steht somit, indem er beide Momente in sich vereinigt, prototypisch für das, was ich nunmehr eben 'symbolisierende Politik' zu nennen vorschlage.

Wesentliches Merkmal einer solchen, analytisch verstandenen, symbolisierenden Politik ist also die Verwendung von Elementen des symbolischen Feldes (also der Symbolik) dazu, Zustimmung zu erlangen dazu, seinen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen. Hierzu Elemente des symbolischen Feldes zu verwenden bedeutet, auf Etwas zu verweisen bzw. etwas zu vergegenwärtigen, was außerhalb alltäglicher Erfahrbarkeit liegt (der Staat, das Politische, die Gemeinschaft, Werte und Ideale, Visionen, Utopien, usw.). Und der politische Akteur kann dabei eben nicht nur auf das Arsenal verfügbarer Zeichen, Embleme, Symbole und Rituale zurückgreifen, er ist auch, als Repräsentant (wessen oder wovon auch immer), selber ein (bedeutsames) Element dieses symbolischen Feldes (vgl. hierzu Schütz 1992, Hitzler 1992c und 1993). - Aber damit betreten wir das Gebiet der Charisma-Forschung; und diese ist ein weites Feld - und eine andere Geschichte.

Literatur:

- Atkinson, Max (1984): *Our Masters' Voices*. London, New York (Methuen)
- Beck, Ulrich (1992): Subpolitik - Der Machtzerfall der Institutionen. In: *Communio*, H. 5, S. 438-453
- Berking, Helmuth/Neckel, Sighard (1986): Der alltägliche Protest gegen das Allgemeine. In: *Merkur*, H. 451-452, S. 875-879
- Berking, Helmuth/Neckel, Sighard (1987): Politik und Lebensstile. In: *Ästhetik und Kommunikation*, H. 65-66, S. 47-57
- Berking, Helmuth/Neckel, Sighard (1990): Die Politik der Lebensstile in einem Berliner Bezirk. In: Peter A. Berger/Stefan Hradil (Hrsg.): *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile* (SB 7 von 'Soziale Welt'). Göttingen (Schwartz), S. 481-500
- Birch, A. H. (1971): *Representation*. London: Pall Mall Press
- Boorstin, Daniel J. (1987): *Das Image*. Reinbek b. Hamburg (Rowohlt)
- Brand, Karl-Werner (1982): *Neue Soziale Bewegungen*. Opladen (Westdeutscher)
- Brinton, C. (1964): *A Decade of Revolution*. New York (Harper & Row)
- Cassirer, Ernst (1949): *Der Mythos des Staates*. Zürich, München (Artemis)
- Cassirer, Ernst (1953-54): *Philosophie der symbolischen Formen*, 3 Bände. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft)
- Cassirer, Ernst (1956): *Wesen und Wirkung des Symbolbegriffs*. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft)
- Cohen, A. (1974): *Two-Dimensional Man: An Essay on the Anthropology of Power and Symbolism in Complex Society*. London
- Dieckmann, Walter/Paul, Ingwer (1983): 'Aushandeln' als Konzept der Konversationsanalyse. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft*, H. 2, S. 169-196
- Edelman, Murray (1976): *Politik als Ritual*. Frankfurt a.M./New York (Campus)
- Edelman, Murray (1977): *Political Language*. New York (Academic Press)
- Edelman, Murray (1988): *Constructing the Political Spectacle*. Chicago (The University of Chicago Press)
- Elder, Charles D./Cobb, Roger W. (1983): *The Political Uses of Symbols*. New York, London
- Eulau, Heinz/Karps, Paul D. (1977): The Puzzle of Representation: Specifying Components of Responsiveness. In: *Legislative Studies Quarterly*, Vol. II, No. 3
- Eulau, Heinz/Wahlke, John C./Buchanan, William/Ferguson, Leroy C. (1959): The Role of the Representative: Some empirical observations on the theory of Edmund Burke. In: *The American Political Science Review*, Vol. LIII
- Fairlie, John A. (1940): The Nature of Political Representation, I and II. In: *The American Political Science Review*, Vol. XXXIV, No. 2+3
- Firth, Raymond (1973): *Symbols: Public and Private*. London (Allen & Unwin)
- Gauger, Jörg-Dieter/Stagl, Justin (1992) (Hrsg.): *Staatsrepräsentation*. Berlin (Reimer)

- Goffman, Erving (1971): Techniken der Imagepflege. In ders.: Interaktionsrituale. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 10-53
- Graber, Doris A. (1976): Verbal Behavior and Politics. Urbana et al.
- Grewenig, Adi (1993) (Hrsg.): Inszenierte Information. Opladen (Westdeutscher)
- Haehling, Raban von (1992): Repräsentation antiker Staaten: Persepolis und Athen. In: Jörg-Dieter Gauger/Justin Stagl (Hrsg.): Staatsrepräsentation. Berlin (Reimer), S. 37-62
- Hall, P.M. (1972): A Symbolic Interactionist Analysis of Politics. In: Sociological Inquiry, Vol. 42, S. 35-76
- Haseloff, Otto Walter (1969): Über Symbolik und Resonanzbedingungen der politischen Sprache. In: K.D. Hartmann (Hrsg.): Politische Beeinflussung. Frankfurt a.M.
- Hattenhauer, H. (1984): Deutsche Nationalsymbole. München (Olzog)
- Hitzler, Ronald (1991): Vorüberlegungen zu einigen Merkmalen politischen Handelns. In: Helmuth Berking/Ronald Hitzler/Sighard Neckel (Hrsg.): Politisches Handeln/Experteninterview. (Dokumentation Nr. 1 des Arbeitskreises 'Soziologie politischen Handelns'). Bamberg (Universitätsdruck), S. 5-20
- Hitzler, Ronald (1992a): Der Goffmensch. Überlegungen zu einer dramatologischen Anthropologie. In: Soziale Welt, H. 4, S. 449-462
- Hitzler, Ronald (1992b): Formen politischen Wissens. In: Helmuth Berking/Ronald Hitzler/Sighard Neckel (Hrsg.): Politisches Wissen. (Dokumentation Nr. 2 des Arbeitskreises 'Soziologie politischen Handelns'). Berlin (Universitätsdruck), S. 1-15
- Hitzler, Ronald (1992c): Die mediale Selbstinszenierung von Politikern. In: Jörg-Dieter Gauger/Justin Stagl (Hrsg.): Staatsrepräsentation. Berlin (Reimer), S. 205-222
- Hitzler, Ronald (1993): Politik als Beruf heute - und morgen. In: Merkur, 47. Jg., S. 79-83
- Hitzler, Ronald/Koenen, Elmar (1994): Kehren die Individuen zurück?. In: Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1994, S. 447-465
- Hunt, L. (1984): Politics, Culture, and Class in the French Revolution. Berkeley et al. (University of California Press)
- Husserl, Edmund (1970): Zur Logik der Zeichen (Semiotik). In ders.: Philosophie der Arithmetik (Husserliana XII). Den Haag (Nijhoff)
- Korff, G. (1984): Rote Fahnen und tableaux vivants. In: A. Lehmann, (Hrsg.): Studien zur Arbeiterkultur. Münster, S. 103-140
- Landshut, Siegfried (1964): Der politische Begriff der Repräsentation. In: H.-D. Ortlieb (Hrsg.): Hamburger Jahrbuch für Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik. Tübingen
- Liedtke, Frank/Wengeler, Martin/Böke, Karin (1991) (Hrsg.): Begriffe besetzen. Opladen (Westdeutscher)
- Luckmann, Thomas (1985): Riten als Bewältigung lebensweltlicher Grenzen. In: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie, H. 3, S. 535-550
- Marx, Peter/Pankoke, Eckart (1992): Publizität und Enthusiasmus. In: Jörg-Dieter Gauger/Justin Stagl (Hrsg.): Staatsrepräsentation. Berlin (Reimer), S. 89-104

- Merelman, Richard M. (1969): The Dramaturgy of Politics. In: The Sociological Quarterly, Vol. 10, No. 2
- Mosse, G.L. (1976): Die Nationalisierung der Massen. Frankfurt a.M. u.a. (Ullstein)
- Neckel, Sighard (1993): Soziale Scham. In: Gunter Gebauer/ Christoph Wulf (Hrsg.): Praxis und Ästhetik. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 270-291
- Nipperdey, Thomas (1968): Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland im 19. Jahrhundert. In: Historische Zeitschrift 206, S. 529-585
- Opp de Hipt, Manfred/Latniak, Erich (1991) (Hrsg.): Sprache statt Politik? Opladen (Westdeutscher)
- Patzelt, Werner J. (1991): Neuere Repräsentationstheorie und das Repräsentationsverständnis von Abgeordneten. In: Zeitschrift für Politik, H. 2, S. 166-199
- Plessner, Helmuth (1981): Gesammelte Schriften V. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Pross, Harry (1974): Politische Symbolik. Stuttgart u.a. (Kohlhammer)
- Raphael, Lutz (1989): Klassenkämpfe und politisches Feld. In: Klaus Eder (Hrsg.): Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 71-110
- Rapoport, Anatol (1972): Bedeutungslehre. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft)
- Ritter, Claudia (1990): Zum politischen Potential der Alltagspraxis. In: Forschungsjournal 'Neue Soziale Bewegungen', H. 3, S. 12-21
- Roloff, Michael E./Miller, Gerald R. (eds.): Persuasion. Beverly Hills, London (Sage) 1980
- Roth, Roland/Rucht, Dieter (1991) (Hrsg.): Neue soziale Bewegungen in der Bundesrepublik Deutschland. Bonn (Bundeszentrale für politische Bildung)
- Rothman, Rozann (1981): Political Symbolism. In: S.L. Long (ed.): The Handbook of Political Behavior, Vol. 2. New York, S. 285-341
- Sarcinelli, Ulrich (1987): Symbolische Politik. Opladen (Westdeutscher)
- Sarcinelli, Ulrich (1990) (Hrsg.): Demokratische Streikultur. Opladen (Westdeutscher)
- Sarcinelli, Ulrich (1992): 'Staatsrepräsentation' als Problem politischer Alltagskommunikation: Politische Symbolik und symbolische Politik. In: Jörg-Dieter Gauger/Justin Stagl (Hrsg.): Staatsrepräsentation. Berlin (Reimer), S. 159-174
- Scheuch, Erwin K./Scheuch, Ute (1992): Cliques, Klüngel und Karrieren. Reinbek b. Hbg. (Rowohlt)
- Schütz, Alfred (1971): Symbol, Wirklichkeit und Gesellschaft. In ders.: Gesammelte Aufsätze, Band 1. Den Haag (Nijhoff), S. 331-411
- Schütz, Alfred (1974): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (1984): Strukturen der Lebenswelt, Band 2. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Schütz, Astrid (1992): Selbstdarstellung von Politikern. Weinheim (Deutscher Studien Verlag)

- Schwengel, Hermann (1993): Jenseits der feinen Unterschiede. In: Gunter Gebauer/Christoph Wulf (Hrsg.): Praxis und Ästhetik. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 135-147
- Seaton, S. Lee/Claessen, Neri J.M. (1979) (eds.): Political Anthropology. The Hague et al. (Mouton)
- Soeffner, Hans-Georg (1989): Emblematische und symbolische Formen der Orientierung. In ders.: Auslegung des Alltags - Der Alltag der Auslegung. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 158-184
- Soeffner, Hans-Georg (1990): Appräsentation und Repräsentation. In: Hedda Ragotzky/Horst Wenzel (Hrsg.): Höfische Repräsentation. Tübingen (Niemeyer), S. 43-63
- Soeffner, Hans-Georg (1991): Zur Soziologie des Symbols und des Rituals. In: Jürgen Oelkers/Klaus Wegenast (Hrsg.): Das Symbol - Brücke des Verstehens. Stuttgart u.a. (Kohlhammer), S. 63-81
- Soeffner, Hans-Georg (1992a): Geborgtes Charisma - Populistische Inszenierungen. In ders.: Die Ordnung der Rituale. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 177-202
- Soeffner, Hans-Georg (1992b): Rituale des Antiritualismus. In ders.: Die Ordnung der Rituale. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 102-130
- Turner, Victor (1974): Dramas, Fields, and Metaphors: Symbolic Action in Human Society. Ithaca, N.Y.
- Voegelin, Eric (1939): Die politischen Religionen. Stockholm (Berman-Fischer)
- Voegelin, Eric (1965): Die neue Wissenschaft der Politik. München (Pustet)
- Voigt, Rüdiger (1989) (Hrsg.): Politik der Symbole, Symbole der Politik. Opladen (Leske + Budrich)
- Wilson, Francis G. (1936): The Elements of Modern Politics. New York et al.

Skandal ist Ansichtssache

Zur Inszenierungslogik ritueller Spektakel in der Politik

Politik ist, was immer sie sonst noch sein mag, zumindest auch ein Spiel um Macht.¹ Und der Skandal ist ein probates Mittel, die Skandalisierung ein bewährter Zug in diesem Spiel. Denn in diesem Spiel, dessen Ziel eben Macht-Zuwachs ist (vgl. Käsler 1984), gewinnt gewöhnlich der, der es versteht, gegenüber einem (warum auch immer) relevanten Publikum sich bzw. seine Absichten in ein möglichst vorteilhaftes, etwelche Konkurrenten bzw. deren Ambitionen hingegen in ein möglichst schäbiges Licht zu rücken.² Und der Skandal soll nun als eben jener Vorgang gelten, in dem es einem Akteur (dem Skandalierer) gelingt, durch die Thematisierung eines Ereignisses oder eines Sachverhalts im Zusammenhang mit einem Akteur (dem Skandalisierten) die Erwartungen eines anderen Akteurs (des Skandalpublikums) zu irritieren.³ Der Begriff 'Skandal' bezeichnet demnach nicht die Verletzung einer sozial gültigen Norm sondern die akzeptierte Etikettierung eines Ereignisses oder Sachverhalts als nicht normenkonform. Kurz: Ein Sachverhalt wird dadurch zum Skandal, daß er a) bekannt gemacht und b) erfolgreich als Skandal definiert worden ist.

1. Das Publikum

In der einschlägigen sozialwissenschaftlichen und publizistischen Literatur wird der Skandal ja vor allem als eine Art 'Selbstreinigungsprozess' funktionierender politischer (in Sonderheit: demokratischer) 'Systeme' interpretiert. Der moderne politische Skandal bildet danach so etwas wie ein Äquivalent zu traditionelleren Formen informeller sozialer Kontrolle, die - im 'vorgesetzten' Bereich - approbierte Sitten und Bräuche, Normen und

¹ Damit, daß Politik hier als Spiel bezeichnet wird, soll keineswegs angedeutet werden, es handle sich dabei um eine unernste Angelegenheit. Mit 'Spiel' ist hier nichts anderes gemeint als die Organisationsform eines Handelns, das daraus folgt, daß man sich freiwillig und zeitweilig darauf eingelassen hat, bestimmte Regeln zu befolgen (vgl. dazu Hitzler 1988, S. 98ff). Spiel schließt dieser Definition zufolge tragische, ja tödliche Handlungskonsequenzen keineswegs aus.

² Dabei kann die Überzeugungskraft bestimmter Personen bzw. Auffassungen prinzipiell durchaus dadurch entschieden erhöht werden, daß sie "den derberen Stock" haben (wie Berger/Luckmann 1969, S. 117, den Tatbestand sozialer Gewaltverhältnisse ironisch umschreiben). Wir wollen uns hier aber der Einfachheit halber auf die Rituale 'funktionierender' demokratischer Verhältnisse beschränken, die sich - nach Popper - ja dadurch auszeichnen sollen, daß regierende Eliten ohne Blutvergießen abgelöst werden können.

³ Dieses sehr abstrakte Verständnis des Phänomens 'Skandal' ermöglicht es uns, uns im folgenden im wesentlichen jenseits jenes moralischen bzw. moralisierenden Diskurses (nach Foucault 1973, vgl. z.B. S. 156) zu bewegen, der sich gemeinhin um diese Thematik rankt, und so der 'reinen' Inszenierungslogik des Skandals auf die Spur zu kommen (vgl. dazu auch bereits Hitzler 1987a).

Werte stabilisieren: Im Skandalisierten personifiziert sich sozusagen eine kulturell problematische Verhaltensweise, d.h., er wird zum negativen Vor-Bild, zum "Unwunschkild" (Bloch) für das Skandalpublikum, das sich mit der Akzeptanz der Etikettierung quasi 'automatisch' indirekt selber zu 'korrektem' Verhalten verpflichtet.⁴ Dabei zeigt sich aber auch bereits - einmal mehr - daß in modernen Gesellschaften eben nicht mehr mit mehr oder minder einhellig akzeptierten Normenstandards gerechnet werden kann, daß vielmehr mannigfaltige Interessengruppierungen vielfältige Antagonismen und Konfliktlinien erzeugen (vgl. z.B. Berger/Berger/Kellner 1975, Beck 1983). Und das bedeutet folgerichtig wiederum auch, daß Skandale in modernen Gesellschaften grosso modo nicht Skandale 'für alle' sondern immer 'nur' Skandale für mehr oder minder bestimmte Gruppierungen und Konstellationen, Skandale in mehr oder minder bestimmbar sozialen Kontexten sind. Anders ausgedrückt: Was dem einen ein Skandal, ist dem anderen vielleicht eine ephemere Bagatelle, dem Dritten eine durchaus 'korrekte' Handlungsweise und dem Vierten womöglich gar schon der beifallheischende Nachweis besonderer Befähigungen. Ob und von wem man als Skandalierter gehängt, geächtet, belächelt oder bejubelt wird, das ist weit eher eine Frage von Macht- und Interessenkonstellationen als eine der 'Qualitäten' der skandalisierten Angelegenheit selber.

Skandalpublika in modernen Gesellschaften sind demnach immer Teil-Kollektiva - oft 'vernachlässigbar' kleine, gelegentlich fast allumfassend große (deren Definitionsmacht man sich dann allenfalls noch 'klammheimlich' entziehen kann). Und folglich stabilisiert der Skandal Konformität weniger in Bezug auf gesellschaftlich allgemein approbierte Normen und Werte als eben in Bezug auf Partialinteressen; auf jene Partialinteressen vornehmlich, die für den Skandalierer und/oder den Skandalisierten karriererelevant sind, auf die Partialinteressen also des jeweils angesprochenen Skandalpublikums. Für so manchen Beteiligten hingegen, wie auch für 'unbeteiligte Zuschauer', ist das, woraus andere schon einen Skandal machen (wollen), ohnehin mitunter 'einfach ein Witz': Wem die Dimension (eigener oder fremder) existenzieller Betroffenheit irrelevant erscheint, dem zeigt ein Skandal - jeder beliebige Skandal - nachgerade immer auch seine komischen Seiten, denn der Skandal weist in aller Regel dieselben Strukturelemente auf wie der Witz: Zwei wider-

⁴ Vgl. dazu auch Durkheims These der kollektiven Normenstabilisierung durch abweichendes Verhalten (Durkheim 1961, Einleitung). - Gemeinhin gilt der politische Skandal als Karrierebremse, um nicht zu sagen: als Instrument der Zerstörung politischer Reputierlichkeit schlechthin. Wenn man an die 'großen' Skandale der Weltgeschichte oder auch nur der jüngeren politischen Vergangenheit der Bundesrepublik Deutschland denkt, dann scheint dieses allgemein verbreitete Verständnis des Skandals auch durchaus zutreffend zu sein. Nur: Täuschen wir uns, wenn wir den Skandal nur über seine spektakulärsten und mithin erinnerungsträchtigsten Erscheinungsformen definieren, nicht hinsichtlich dessen, was ihn 'strukturell' kennzeichnet? Kurz: Verdoppeln wir nicht einfach die dem Skandal inhärente Propagandastrategie - nämlich: Kontroll- und Reinigungsmittel des öffentlichen Lebens zu sein -, wenn wir ihn lediglich als Instrument zur Aufrechterhaltung bzw. Wiederherstellung ordentlicher bzw. geordneter Verhältnisse durch Diskriminierung von Fehlverhalten begreifen?

sprüchliche Prinzipien treffen aufeinander und generieren dadurch Unerwartetes. Es darf, soweit es einen 'nicht weiter betrifft' bzw. (warum auch immer) betroffen machen muß, gelacht werden (vgl. dazu Hitzler 1988, S. 91ff).

Trotz alledem - oder womöglich gar gerade deshalb - hat der Skandal eine nicht zu unterschätzende Relevanz für die 'Politik als Ritual' (Edelman 1976), und er hat stets auch den Effekt eines politischen Spektakels, gehört somit jedenfalls zur (medialen) Inszenierung von 'Politik als Showgeschäft' (Schwartzberg 1980). Skandalieren ist also grundsätzlich, ganz im Sinne von Goffman (1981), 'strategische Interaktion'; d.h. es ist, der politischen (Ichheiser 1927) respektive medialen (Altheide/Snow 1979) 'Logik' nach, weit weniger ein die je gesellschaftlich approbierten Spielregeln festigendes als ein diese für eigene Ziele und Zwecke nutzendes Handeln.⁵ Man könnte es auch so sagen: Wer erfolgreich skandalieren will, der braucht durchaus kein Kämpfer für gesellschaftlich hochgeschätzte 'Ideale' zu sein, aber er erhöht seine Erfolgsaussichten in aller Regel beträchtlich, wenn er sich als ein solcher glaubhaft darzustellen versteht. Denn in dem Maße, wie eigennützig erscheinende Motive des Skandalierers offenkundig oder auch nur ruchbar werden, steht dieser in der Gefahr, unversehens selber sich in der Rolle des Skandalisierten wiederzufinden.⁶

2. Der Skandalierer und der Skandalisierte

Man tut mithin, wenn man sich als Skandalierer schon unbedingt mit dem Skandal identifizieren muß (wenn man ihn also - warum auch immer - nicht einfach 'gerüchteweise anzetteln' kann), gut daran, einige basale rituelle Regeln persuasiver Degradierungszeremonien zu beachten⁷, wie sie etwa Garfinkel (1977) beschrieben hat: Das Hauptproblem für den Skandalierer besteht wohl darin, ein (warum auch immer) als relevant erscheinendes Publikum überhaupt erst einmal dazu zu bringen, ein bestimmtes Verhalten als normab-

⁵ Dieser 'Logik' zufolge sind, die politischen Akteure "in Konkurrenzdemokratien ... zu kurzfristigen Erfolgen verurteilt" (Kevenhörster 1984, S. 250). Ob daraus allerdings, wie Kevenhörster meint, zwangsläufig auch "politische Orientierungsverluste" folgen, scheint mir doch eher fraglich.

⁶ Jeder Skandal, einmal in Gang gebracht (wobei der Skandal-Verursacher keineswegs identisch zu sein braucht mit dem Skandal-Betreiber), entwickelt eine nur selten vorhersehbare Eigendynamik, und das tatsächliche Skandal-Opfer muß durchaus nicht jenes sein, das 'eigentlich' gemeint war.

⁷ Unter Berufung auf einschlägige Experten (z.B. Atkinson 1984, Graber 1976, Dieckmann 1969, Geißner 1969, Haseloff 1969, Sandow 1962, Zimmermann 1969) begreife ich politisches Handeln schlechthin - und damit natürlich auch politisches Skandalieren - als persuasives Handeln, das im wesentlichen der Auf- und Abwertung von Standpunkten und Meinungen, der Beschwichtigung des Publikums, der Legitimation bzw. Nihilierung politischer Positionen, der individuellen und kollektiven Profilierung bzw. Diffamierung, der Emotionalisierung von Sachverhalten, der Evozierung von Zustimmung und anderen erwünschten Reaktionen, usw., und mit all dem eben nicht zuletzt auch der 'Imagebildung' (vgl. dazu Goffman 1971, Boorstin 1987) dient.

weichend und den normabweichenden Akteur als dafür 'der Öffentlichkeit gegenüber' Verantwortlichen anzusehen; d.h. als jemanden, der gleichsam das allgemeine moralische Empfinden als solches verletzt bzw. der an ihn bzw. an seine Position gerichteten 'billigen' Erwartungen nicht entsprochen hat. Dienlich hierzu sind u.a. Rekurse auf sozial anerkannte (rollenspezifische bzw. situationstypische) Verhaltensstandards, aber auch 'uneigennützig' Verweise auf das, was man gerne 'die öffentliche Meinung' nennt. So macht sich der Skandalierer sozusagen zum Fürsprecher eines 'allgemeinen' (Aufklärungs- und Reinigungs-)Interesses, indem er das Skandalpublikum quasi als Geschädigten und (Schieds-)Richter zugleich der infrage stehenden skandalösen Angelegenheit anruft. Skandalieren, d.h., etwas als 'Skandal' zu etikettieren, bedeutet hier also, eine (woraus auch immer resultierende) Definitionsmacht selektiv einzusetzen, um eine Person im Zusammenhang mit einem 'empörungswürdigen' Ereignis oder Sachverhalt sozial zu diskriminieren; glaubhaft zu machen mithin, daß das Bild, das der Skandalisierte von sich zu vermitteln versucht, dem, wie oder was er 'wirklich' ist, nicht entspricht bzw., um es mit Goffman (1975, S. 10ff) zu sagen, daß reale und virtuelle soziale Identität des Skandalisierten divergieren.

Wenn dies gelingt, d.h., wenn der Skandalisierte 'das Ganze' (warum auch immer) nicht einfach ignorieren, banalisieren oder wenigstens 'unter den Teppich kehren' kann, dann wird er dadurch gezwungen, zu seinem Verhalten Stellung zu nehmen, es zu 'erklären' (im Sinne von Scott/Lyman 1968). Auch hierfür gibt es natürlich einige, je nach 'Lage der Dinge' mehr oder weniger erfolgversprechende Taktiken: Der Skandalisierte kann z.B. leugnen - und zwar sowohl den skandalisierten Tatbestand selber als auch, daß er damit in eine plausible Verbindung zu bringen sei. Er kann den Sachverhalt 'in einem anderen Licht' bzw. unter anderen Gesichtspunkten oder notfalls eben als einmaligen 'Ausrutscher' darstellen. Er kann auch 'mildernde Umstände' und 'besondere Gründe' ins Feld führen oder gar reklamieren, daß er im Dienste eines 'höheren Zweckes' gehandelt habe. Kurz: Der Skandalisierte kann auf vielerlei Arten versuchen, sich zu rechtfertigen, sich zu entschuldigen - je nachdem, wie es 'die Lage' erfordert (vgl. dazu Ware/Linkugel 1973). Wenn der Skandal jedoch nun allzu offenkundig auf 'harten Fakten' und 'überzeugenden Argumenten' des Skandalierers basiert, wenn der Skandalisierte sich jedenfalls nicht mehr mit derlei rhetorischer Akrobatik 'aus der Schlinge ziehen' kann, dann kann er aber immer noch 'Asche auf sein Haupt streuen', sich 'in Demut üben', Vergebung erbitten, sich also dezidiert 'rückhaltlos' mit seinem ihm selbst nun evidenten Fehlverhalten identifizieren und versuchen, einen endgültigen Schlußstrich zu ziehen, indem er seine 'ehrliche Absicht' zu einem Neuanfang, zu einem radikalen Gesinnungswandel (z.B. einem fairen, einem bürgernahen, einem 'menschlichen' Politikverständnis) bekundet. Selbstverständlich lassen sich derlei Taktiken auch nachgerade beliebig kombinieren. Und selbstverständlich sind sie nicht im-

mer in dem Sinne erfolgreich, daß der Skandalisierte den Skandal ohne Irritation der Karriere überstehen würde.

3. Der Fauxpas

Diese Form der diskreditierenden Skandalisierung ist in der Regel gemeint, wenn - nicht nur in den Medien und beim sogenannten 'Mann auf der Straße' sondern auch in der einschlägigen Fachliteratur⁸ - von 'Skandal' die Rede ist. D.h., man geht üblicherweise davon aus, daß es 'die Konkurrenz' im Spiel um die Macht ist, die einen Akteur skandalisiert. Damit ist aber zunächst einmal noch wenig gewonnen: Grundsätzlich kann nämlich jeder andere Akteur bzw. jede beliebige Akteurskonstellation 'Konkurrenz' sein, denn Politik ist - jedenfalls prinzipiell - ein Spiel mit unbegrenzter Teilnehmerzahl. Gerechnet wird mit potentiellen Skandalisierern dabei natürlich vor allem aus den Reihen politisch engagierter Akteure, also aus den Reihen politischer Gegner von konkurrierenden Parteien, aus den Reihen offener und insbesondere verdeckter parteiinterner Widersacher und nicht zuletzt aus den Reihen einschlägig befasster, (nicht nur) opponierender publizistischer 'Meinungsmacher'. Jedenfalls geht man - grosso modo - davon aus, daß das Skandalinteresse dieser überaus heterogenen Schar, das mitunter hochgradig koinzidieren und dementsprechend bisweilen zu ganz unvermuteten single-issue-Koalitionen führen kann, das Interesse von Gegenspielern sei, das darauf ziele, bei Dritten moralische Empörung über das Tun (oder Unterlassen) des Skandalisierten zu evozieren.

Um nun aber eine terminologische Engführung bzw. jegliche atergo-Moralisierung zu vermeiden, schlage ich vor, diesen Skandal-Typus als Fauxpas zu bezeichnen, d.h. als eine Angelegenheit, die erfolgreich als Verstoß gegen irgendwelche Sitten, Werte, Normen etikettiert worden ist. Der Fauxpas ist praktisch 'allgegenwärtig' im öffentlichen Leben und entsprechend nachgerade tagtäglich präsent in den Medien. Folglich wäre es müßig, hier all die Pannen und Affären aufzulisten, in die sogenannte Spitzenpolitiker hierzulande verstrickt waren oder noch sind. Lediglich exemplarisch sei mithin erinnert an einige politische Fauxpas aus der jüngsten Vergangenheit, wie etwa den Flugbenzin-Skandal um Franz-Josef Strauss, die U-Boot-Affäre um Helmut Kohl, das Spielbank-Debakel um Ernst Albrecht und natürlich das 'Waterkantgate' des Uwe Barschel (vgl. dazu auch Alemann 1988, Käsler 1989). Fast schon vergessen sind hingegen die ja auch noch nicht allzulang zurückliegenden 'Aufregungen' aus der vergangenen Legislaturperiode, z.B. um Bundespostminister Schwarz-Schilling, um Bundesverteidigungsminister Wörner, um Bundes-

⁸ Vgl. z.B. Gross 1965, Klose 1971, Laermann 1984, Neckel 1986, Schmitz 1981, Schütze 1985, Winkler 1968.

tagspräsident Barzel oder um Regierungssprecher Boenisch. Auch Otto Graf Lambsdorffs Parteispenden-Verstrickungen lagen 1988 wohl nur deshalb noch auf dem Tisch des allgemeinen Interesses, weil er partout in ein öffentliches Spitzenamt zurückkehren wollte (was ihm denn ja auch - bezeichnenderweise? - erfolgreich geglückt ist). Und die 'Fettnäpfchen', durch die Bundeskanzler Kohl watet, sind ohnehin so zahlreich, daß man sich an die abgestandeneren bzw. ausgesesseneren sowieso kaum noch erinnern mag.⁹

Im übrigen lebt natürlich - wie nachgerade jede - auch die politische Kultur in diesem unserem Lande immer schon auch mit dem politischen Fauxpas bzw. mit der mehr oder minder öffentlichen Debatte darüber, was denn nun als ein solcher zu bezeichnen ist und was nicht: War vielleicht die seinerzeitige Entscheidung für Bonn als Bundeshauptstadt schon eine skandalöse Angelegenheit? Oder daß man sich mit einer - seiner eigenen - Stimme Mehrheit zum Bundeskanzler wählen läßt? Daß man einem Nachrichtenmagazin 'Landesverrat' anzulasten versucht? Daß eine 'braune' Vergangenheit hierzulande keineswegs für die Übernahme von politischen Spitzenämtern disqualifiziert - ebensowenig wie rechtskräftige Verurteilungen? War der Versuch, für einen Mißtrauensantrag ein paar Stimmen zu 'kaufen', ein Skandal? Zwang der Spion im Kanzleramt den Regierungschef 'moralisch' zum Rücktritt? Ist es empörend, einflußreiche Positionen mit Gesinnungsfreunden und Gefolgsleuten zu besetzen? Darf man heimliche Absprachen mit politischen Gegnern treffen? Darf man Intrigen spinnen? Beginnt der Skandal, wenn man seine Macht mit kriminellen Aktionen zu sichern versucht? Wird vielleicht - und wenn ja, in wessen Augen? - die politische Moralkultur dieser Republik garnicht vor allem durch Geld und Macht sondern durch Sex und Suff im Bonner Regierungsviertel untergraben?¹⁰ Oder doch erst dadurch, daß man solcherlei überhaupt publik macht?

4. Die Profilierung

Neben dieser Form der auferlegten Skandalisierung, die in der hypostasierten, durch so manche prominente Ausnahme, wie man gern sagt: 'bestätigten', Ideal-Regel Karriere-Ab-

⁹ Zu Helmut Kohl nachwievor lesenswert ist Kühn/Walter (1985); über Korruptionen in diesem unserem Lande räsonniert Bluth (1983); eine kurzgefasste Skandal-Chronik der Bundesrepublik von 1949 bis 1987 hat Liedtke (1987) zusammengestellt; auf Bonner Skandale nach der 'Wende' konzentriert sich Berkemeier (1986).

¹⁰ Erotisches wird in Bonn - auch und gerade von der dort akkreditierten Journaille - in aller Regel als 'Privatangelegenheit' betrachtet, und mithin wird zwar 'intern' gern über das Thema geklatscht, aber es wird kaum etwas darüber publiziert. Alkoholisches ist im Alltag von Politikern (keineswegs nur hierzulande) so allgegenwärtig, daß es nur in ganz eklatanten Fällen von öffentlichen Entgleisungen überhaupt 'der Rede wert' erscheint. (Vgl. zu den Bonner Interna z.B. Hauenschild 1985, zum internationalen Vergleich King 1984).

brüche oder doch zumindest einschneidende Karriere-Umbauten und Karriere-Verlagerungen des Skandalisierten nach sich zieht, hat eine allgemeine Dramatologie des politischen Skandals jedenfalls auch die Erscheinungsformen gewollter Skandalisierung zu berücksichtigen, jene Formen also, bei denen ein Akteur sich freiwillig selbst skandalisiert oder sich absichtsvoll skandalisieren läßt. Man spricht in solchen Fällen dann zwar gern und schnell von 'Schein-Skandalen', doch Kriterien für eine solche Unterscheidung lassen sich m.E. eher auf der Bewertungs- denn auf der Beschreibungsebene finden. Strukturell gesehen jedenfalls dient dieser Skandal-Typus demselben Ziel wie der soeben beschriebene, nämlich: im Spiel um die Macht (Boden) zu gewinnen - nur daß es nun explizit darum geht, einen bestimmten Akteur gegenüber einem (warum auch immer) relevanten Publikum auf- statt abzuwerten. Wenn dabei versucht wird, zu verbergen, daß die (Selbst-)Skandalisierung gewollt ist, dann könnte man das einen politischen Theaterdonner nennen. Wenn die Absicht der Selbst-Skandalisierung offenkundig ist und gleichsam 'sinnstiftend' wirkt, dann könnte man vielleicht von einem Gimmick sprechen. Sowohl der Theaterdonner als auch der Gimmick haben die intendierte Funktion, das laut Luhmann (1983) ja grundsätzlich begrenzte öffentliche Interesse zu usurpieren, die Aufmerksamkeit (warum auch immer) relevanter Publika an sich bzw. die eigenen Aktivitäten zu binden - und damit indirekt natürlich vom (generalisierten) Gegenspieler abzuziehen.

Jeder Politiker muß sich - jedenfalls im Zeitalter der elektronischen Massenkommunikation - quasi multimedial selbst inszenieren (bzw. von Public-Relations-Spezialisten inszenieren lassen), und zwar so, daß er unter seinen Mitbewerbern um die Gunst von Wählern, Sponsoren und sonstigen karriererelevanten Instanzen möglichst vorteilhaft hervorsticht. Unter dieser Prämisse kann man z.B. versuchen, Themen zu besetzen, neue Themen zu initiieren, einen bestimmten 'Stil' zu installieren, aufsehenerregende Aktionen 'durchzuziehen', sozial approbierte, stereotype Rollen zu spielen, usw. (vgl. Bergsdorf 1979 und 1983; vgl. auch Schwartzberg 1980, Klapp 1964). Dem Einfallsreichtum des erfolgsorientierten politischen Selbstdarstellers bzw. seiner Image-Berater sind heutzutage - jedenfalls prinzipiell - kaum Grenzen gesetzt.¹¹ Dabei lassen sich dann offenbar tatsächlich ganze 'Grammatiken' (vgl. Burke 1962) erfolgreicher Politikinszenierung applizieren.

Eines der Grundprobleme des typischen 'Durchschnittsabgeordneten' (nicht nur) in Bonn ist deshalb der strukturell bzw. medien-logisch bedingte Umstand, daß hinter dem spektakulären Vordergrund zahlreicher großflächiger Skandal-Szenarios (mit prominenten Ak-

¹¹ Das hat auch - und zwar exemplarisch, soweit sich das aus der Sicht des interessierten europäischen Zuschauers beurteilen läßt - der Verlauf des Kandidatenduell Bush-Dukakis beim U.S.-amerikanischen Präsidentschaftswahlkampf 1988 gezeigt. - Vgl. aber auch schon McGinniss (1970) über die Nixon-Kampagne, sowie Radunski (1980), bei dem sich die Grundzüge der Biedenkopf-Geißler-Strategie für die CDU quasi nachlesen lassen.

teuren und gelegentlich virtuosen Choreographien) seine beschränkte Skandal-Potenz im allgemeinen verblaßt und verschwindet. Das öffentliche bzw. das veröffentlichte Interesse am Staatsschauspiel konzentriert sich nämlich in aller Regel auf die Auf-, Ab- und Fehltritte ohnehin schon populärer Stars und Primadonnen. Und der politische Nobody im (Bonner) Abgeordneten-Pool muß schon reichlich extravagante Kapriolen schlagen, um wenigstens für Augenblicke im großmedialen Rampenlicht zu stehen, statt allenfalls im dämmrigen Schein provinzieller Wahlkreis-Berichterstattung. Das heißt nun zwar beileibe nicht, daß sich jeder profilieren würde, der auffällt. Aber wer überhaupt eine Chance haben will, sich zu profilieren, der muß zumindest - immer wieder - auffallen, muß, um es dramatologisch zu formulieren, versuchen, gegenüber je bestimmten (karriererelevanten) anderen in den unterschiedlichsten Situationen durch (irgendwie) beeindruckende Aktionen auf eine solche Art und Weise zu 'wirken', daß diese anderen einen nachhaltig positiven Eindruck von seiner Person bzw. seinen Leistungen gewinnen (vgl. dazu auch Goffman 1969 und 1971).

5. Der Gimmick

Der gemeine Abgeordnete ist folglich ständig bemüht, 'rundum' den Eindruck von Kompetenz und Wichtigkeit zu erwecken bzw. zu vertiefen. Und so überrascht es auch nicht, daß der Katalog minispektakulärer Einfälle vorwärtstrebender Hinterbänkler so manche überraschende Stil-Blüte birgt, denn es gilt, gerade auf dem unwägbaren Terrain des politischen Skandals, sichtlich (und an zahlreichen einschlägigen Presse-Artikeln ersichtlich) die Faustregel, daß es eben allemal noch besser ist, daß schlecht von einem gesprochen wird als daß gar nicht von einem gesprochen wird. Genau dies ist das 'Rezept', das dem zugrundeliegt, was 'Gimmick' zu nennen ich hier vorschlage: Unter einem Gimmick wäre demnach eine absichtsvolle, als 'harmlos' gedachte Selbst-Skandalisierung zu verstehen (die jedoch auch ungeahnte und ungewollte Konsequenzen zeitigen kann: Da gibt es zum Beispiel einen Politiker, der vor vielen Jahren zweimal bei Wählkämpfen aus einem Flugzeug geschwebt ist und auch als Bundesbildungsminister noch mit dem Etikett 'Fallschirmspringer' leben muß). Gimmicks sind, das habe ich oben bereits angedeutet, m.E. durchaus keine 'Schein-Skandale' sondern 'wirkliche' Skandale: Sachverhalte bzw. Handlungsweisen, die von (rollenbezogenen) Verhaltensnormen abweichen und mithin - wenngleich oft 'augenzwinkernd', aber auch boshaft-bissig kommentiert - als doch zumindest 'irgendwie problematisch' kolportiert werden.

Allerdings rechnet, wer einen Gimmick inszeniert, üblicherweise damit, daß die positiven Effekte des Spektakels gegenüber den möglichen negativen Folgen deutlich überwiegen,

daß man also z.B. bei mehr - bzw. bei den (warum auch immer) 'wichtigeren' - Leuten wohlwollende Aufmerksamkeit statt Mißfallen erregt, daß man mit seiner Aktion beim großen bzw. beim 'richtigen' Publikum auch 'richtig ankommt'. Aktives 'impression management' (Goffman 1975) ist also konstitutiv für den politischen Gimmick. Gleichwohl kann man nie ausschließen, daß es eben auch solche Leute gibt, die sich 'schrecklich' aufregen, etwa wenn man versucht, mit irgendwelchen mehr oder minder skurrilen Einfällen im sogenannten Sommerloch-Theater die saisonale Hauptrolle zu spielen, wenn man sich als seriöser Spitzenpolitiker von einer Illustrierten als 'Traum-Sportkanone' ins Bild setzen läßt, wenn man als Wettverlierer im Rhein badet, Nordseewasser test-trinkt, verstrahltes Molkepulver löffelt, ein Flugzeug nach Moskau steuert, usw. Dergleichen jedenfalls liefert jenen Stoff, aus dem die vielen kleinen Aufmerksamkeits-Erreger sind, mittels derer man andere skandalieren, selber skandalisiert werden oder sich eben auch selber ganz absichtsvoll ein wenig skandalieren bzw. skandalieren lassen kann. Sozusagen 'substanziell' läßt sich dabei schwerlich voraussagen, ob bzw. welcher Skandal einer Politiker-Laufbahn eher förderlich oder eher hinderlich sein dürfte.¹² Und die Gesamtkalkulation solcher 'kleiner' Inszenierungen basiert eben, wie gesagt, allemal auf der - im einen Fall mehr und im anderen Fall weniger begründeten - Annahme, daß derlei marginale Spektakel sich 'karrieremäßig irgendwie auszahlen'.

Vielleicht läßt sich dieses strategische Prinzip am Beispiel von Jürgen Möllemann illustrieren: Möllemann gilt ja, bei Freund und Feind, gleichsam als der Prototyp des 'Staatsschauspielers', der nahezu ausschließlich nach der Devise agiere, es sei allemal vorteilhafter, eine schlechte Presse zu bekommen als gar keine, es sei allemal besser, als 'Luftikus' in den Schlagzeilen zu erscheinen, denn als 'graue Maus' überhaupt nicht zur Kenntnis genommen zu werden. Seine - nicht immer geglückten - politischen Aktivitäten (die er, jedenfalls soweit sie Partei-Politik betreffen, zu einem guten Teil auch 'hinter den Kulissen' entfaltet) hat der Bundesbildungsminister und Landesvorsitzende der FDP in Nordrhein-Westfalen vor allem in früheren Jahren, denn auch stets emsig mit einem wahren Feuerwerk persönlicher 'Eskapaden' garniert, die manchem interessierten Bürger, Journalisten und Politikerkollegen zum schieren Ärgernis wurden und werden, manchem anderen aber gerade Möllemanns Talent, sein Durchsetzungsvermögen und seine Brillanz bestätigen, die jedenfalls allemal als Publicity-Gag gezündet haben.

Möllemann war und ist zu nachgerade jedem Thema medial präsent - und dies durchaus nicht zufällig. Sein kleines aber eingeschworenes Mitarbeiter-Team beherrscht vielmehr

¹² Liebesaffären etwa erregen hie deutliches Mißfallen und da schiere Bewunderung; Homosexualität läßt den einen politisch stolpern und stärkt beim anderen durchaus die Durchsetzungsschancen; selbst ruchbar gewordene Empfänglichkeit für zweifelhafte finanzielle Zuwendungen bedeutet ja bekanntlich keineswegs zwangsläufig, daß die Karriere einen spürbaren 'Knick' bekommt.

eine ganze Palette wirksamer Strategien, um eben diese Medienpräsenz zu forcieren. Das - in aller Unschuld formulierte - 'Credo' lautet dabei, daß man die Journalisten bei der Erfüllung ihrer 'Informationspflicht' unterstützen und deshalb "aktiv an sie rangehen" müsse. Zum richtigen Zeitpunkt und dann möglichst 'kontrapunktisch' sich zu äußern, das sind nur zwei der taktischen Regeln, mit denen die Möllemann-Crew operiert - wobei dies alles, so sein engster Vertrauter, Axel Hoffmann, eben nicht als 'Lancieren von Meldungen' sondern als 'Erleichtern der journalistischen Arbeit' zu verstehen sei. Wie auch immer man diese Medien-Politik also interpretieren mag, dem Fernsehmoderator Klaus-Hinrich Casdorf zufolge jedenfalls wendet Möllemann zehn Prozent seiner Zeit für politische Aktivitäten auf, und neunzig Prozent dafür, diese möglichst vorteilhaft zu präsentieren.¹³

6. Das Impression Management

Der kleine Exkurs in die gelegentlich recht skurrile Welt der Gimmicks läßt m.E. auch in diesem Teil-Phänomen die dramaturgischen Grundstrukturen politischer Skandal-Inszenierungen schlechthin sichtbar werden. U.a. dürfte er z.B. (einmal mehr) deutlich gemacht haben, daß die Frage, ob ein Sachverhalt zum Skandal wird, und ob der Skandal zum Problem für den Skandalisierten wird, weit weniger eine Frage an den Sachverhalt als solchem ist als eine Frage des richtigen Timings, der passenden Kulisse und der gelungenen Besetzung der Helden-, Schurken- und Opfer-Rollen der jeweiligen 'Aufführung'. Auch die 'Grünen' bieten, Zeit ihres Bestehens, in diesem 'Geiste' immer wieder überaus 'gelungene' Beispiele medienwirksamer Selbst-Darstellung respektive Selbst-Entblößung: Vom Durchbrechen eingeschliffener Bekleidungsbräuche, von Grünpflanzen-Experimenten, Transparent-Aktionen und Protestgesängen im Plenarsaal während der Frühphase ihrer parlamentarischen Existenz, über den öffentlichen Dauer-Clinch konkurrierender Strömungen und Flügel und die damit korrespondierende Lust an der Demontage profilierter Ideen-Träger, bis hin zu gewissen Unstimmigkeiten im Steuergebaren des Parteivorstandes

¹³ Derzeit lautet ein bissiges Bonner Ondit, Möllemann mache weniger Bildungspolitik als Politik mit der Bildung. Und diese Einschätzung scheint mir symptomatisch für das Dilemma des Jürgen Möllemann, der zweifellos zur politischen Medienprominenz in diesem unserem Lande gehört, dabei aber schon immer mit dem Stigma behaftet ist, eine Art 'Mann ohne Eigenschaften' zu sein, ein Mann ohne jene Qualitäten jedenfalls, welche ihn für den 'Mann auf der Straße' - ja sogar für viele seiner Parteifreunde - zu einer Persönlichkeit machen könnten, die ein sozial approbiertes politisches 'Ideal' zu repräsentieren vermöchte. Möllemann spielt, so scheint es, das 'Spiel um die Macht' allzu unverdeckt. D.h., er vernachlässigt m.E., bei aller 'technischen' Brillanz im Umgang mit den Instrumentarien heutiger Politik-Inszenierung, das menschliche Bedürfnis nach 'transzendenten Werten', die Dimension der (politischen) Sinnstiftung. - Diese Einschätzung gehört zu den vorläufigen Ergebnissen eines Forschungspraktikums 'Medien und Politik in Bonn', das wir in Form einer Fallstudie über Möllemann durchgeführt haben. Eine Dokumentation dazu wird vorbereitet.

reichen hier die nicht nur freiwilligen Beiträge zum bundesdeutschen Politik-Spektakel. Aber was unter Umständen den biedren Bürger schreckt, das gerade fasziniert womöglich den voyeuristischen Links-Liberalen, und eben das 'bindet' vielleicht relevante, happening-freudige Anhängerscharen und Wählerreservoirs.

So erscheinen die 'Grünen' denn auch keineswegs nur als 'Exoten' im Konzert parlamentarischer Inszenierungs-Ritualisten. Sie füllen lediglich stilistisch-ideologische Lücken der politischen Bedarfsdeckung in diesem unserem Lande. Denn nominell sind unsere Bundestagsabgeordneten zwar Vertreter des ganzen Volkes und als solche an keinerlei Richtlinien und Weisungen gebunden (Art 38, Abs. 1 des Grundgesetzes), faktisch aber werden sie eben keineswegs vom deutschen Volk als solchem in ihre Ämter befördert sondern stets von allerlei Interessengruppierungen und Parteierungen lanciert und nominiert und von relativen Mehrheiten regional und weltanschaulich begrenzter Wählerschaften als ihre Repräsentanten angesehen - und auch 'in die Pflicht genommen'. D.h., daß Abgeordnete grundsätzlich eingebunden sind in dichte Netze von Erwartungen und Abhängigkeiten, die gleichsam die Koordinatensysteme ihrer je individuellen Orientierungen bilden (vgl. dazu auch Hitzler 1987b).

Um von einem solchen Netz aufgefangen zu werden und abgefedert zu bleiben, muß man als Politiker unter anderem den Eindruck von relativer Wichtigkeit und hochgradiger - klientelespezifischer - Zuverlässigkeit vermitteln. Den Eindruck von Zuverlässigkeit erweckt man vorzüglich dadurch, daß man glaubhaft macht, genau im Sinne und zum Nutzen jener 'Interessen' zu handeln, als deren Repräsentant man avanciert ist bzw. (weiterhin) avancieren will. Den Eindruck von Wichtigkeit, von politischer Relevanz aber vermittelt man nicht zum wenigsten durch (möglichst kontrollierte) Skandalierungen der eigenen Person (bzw. gegebenenfalls eben auch des eigenen Kollektivs). Wesentlich hierbei ist vor allem, daß es einem gelingt, sich so zu skandalieren, daß zweierlei gesichert bleibt: Die jeweilige Empörung muß zum einen vor allem (wie auch immer zu definierende) externe Gruppierungen erfassen, während im internen Netzwerk allenfalls punktuelle Irritationen auftreten sollten, grosso modo aber eben ein (amüsanter) Spektakeffekt erzielt wird. (D.h. der 'äußere' Skandal evoziert idealerweise 'im eigenen Lager' zustimmenden Beifall für den skandalisierten Protagonisten und engagierte Kontra-Interpretationen des skandalisierten Sachverhalts.) Die jeweilige Empörung darf aber zum anderen nicht so massiv werden, daß zur Wahrung der im Zweifelsfall 'höheren' Gruppierungsinteressen eine 'Degradierung' oder gar die 'Eliminierung' des in Frage stehenden Akteurs erforderlich wird.¹⁴

¹⁴ Wenn dergleichen Balance-Akte glücken - nicht nur einmal sondern immer wieder -, dann fungiert der Skandal nicht mehr, jedenfalls nicht mehr nur als jener gern beschworene Seismograph der Selbstreinigungskräfte demokratischer Gesellschaften; dann wird er - zumindest auch zum brauchbaren Instrument

Um nicht mißverstanden zu werden: Ich stimme der Auffassung, daß ein skandalöser Sachverhalt ein solcher ist, der gegen irgendjemandes (moralische) Normen und Werte verstößt, durchaus zu. Gleichwohl ist eben beileibe nicht jeder gegen (moralische) Normen und Werte verstößende Sachverhalt auch schon ein skandalöser. Offenkundig braucht es für einen Skandal mehr als 'nur' ein abweichendes Verhalten.¹⁵ Z.B. muß eben jemand dieses Verhalten als 'empörungswürdig' definieren und es muß ein (wie und warum auch immer) 'interessiertes' Publikum dafür geben. Kurz: Es kommt auf die in den verschiedenen Rollen beteiligten Akteure an, es ist eine Frage der historischen und sozialen Umstände, und es hängt auch wesentlich von aktuellen und generellen Relevanzstrukturen diverser potentieller Publika ab, ob und mit welchem Nachdruck ein Sachverhalt als irritierend bzw. problematisch definiert wird. Essentiell wichtig für das Gelingen einer Skandalisierung ist mithin, daß die 'richtigen' Leute die 'richtigen' Verhaltensweisen der 'richtigen' Leute skandalös finden.

7. Der Theaterdonner

Die schlichte 'Logik', daß es bei einem Skandal eben 'immer darauf ankommt', wer sich über wen und über was aufregt bzw. aufregen läßt, liegt auch und insbesondere dem zugrunde, was ich oben bereits als die Strategie des 'Theaterdonners' angesprochen habe: Dabei versuchen die beteiligten Akteure 'nach außen hin' den Anschein zu erwecken, es existiere eine 'echte' Skandaltriade¹⁶ zu einem Sachverhalt, in den sie involviert sind. Der Theaterdonner meint also eine Art 'Verschwörung' gegenüber einem Publikum, dem dabei z.B. suggeriert wird, es finde eine echte Kontroverse statt, während tatsächlich die Akteure ernsthafte Meinungsverschiedenheiten nur vorspielen.¹⁷ Daß es sich bei irgendeinem politischen Spektakel um Theaterdonner handelt, läßt sich naheliegenderweise in aller Regel allerdings lediglich als Verdacht äußern, denn anders als der Gimmick funktioniert der Theaterdonner nur, wenn eben nicht erkennbar wird, daß hier eine Form der absichtsvollen Selbst-Skandalisierung vorliegt.

expressiven politischen Handelns, zum opportunen Mittel bei der Inszenierung des 'Zuschauersports' Politik (vgl. hierzu auch Edelman 1967, Sarcinelli 1987, Wassermann 1986).

¹⁵ Ich verzichte hier mit Bedacht darauf, 'abweichendes Verhalten' vom sozusagen endlosen sozialwissenschaftlichen Diskurs darüber, was damit gemeint sein kann, her zu problematisieren. Meine Gesamtargumentation dürfte ohnehin den (nicht unbegründeten) Verdacht nahelegen, daß dahinter eine gewisse Affinität zu 'Etikettierungstheorien' steht. (Vgl. dazu Becker 1973, insbes. auch die Einleitung von Thomas Luckmann; vgl. auch Hitzler 1983).

¹⁶ Den Ausdruck 'Skandaltriade' verwende ich in Anlehnung an die von Bergmann (1987, bes. S. 61ff) so genannte 'Klatschtriade' (vgl. auch Keppler 1987).

¹⁷ Das Phänomen, das hier als 'Theaterdonner' etikettiert wird, zeigt also deutliche Korrespondenzen zu dem, was Boorstin (1987) 'Pseudo-Ereignis' genannt hat.

Daß dieser Typus des Skandals aber keine Fiktion des Autors sondern ein international gebräuchliches Strategieprinzip ist, das läßt sich an zahlreichen einschlägigen Hinweisen und Bekundungen politischer Inszenierungsexperten in in- und ausländischen Presseorganen zeigen. Im übrigen bildet das unter der Regie von Kurt Biedenkopf und vor allem von Heiner Geißler in der CDU forcierte Konzept der 'Besetzung' politischer Begriffe und damit einhergehend der Okkupation politisch virulenter Themenfelder sozusagen den 'Schlüssel' zum Phänomen des Theaterdonners: Man streite sich (worüber auch immer) möglichst lautstark 'im eigenen Hause' und erziele so zugleich zwei erwünschte Effekte: Zum einen bindet man die begrenzte Aufmerksamkeit und Aufnahmefähigkeit 'der Öffentlichkeit' für politische Themen an die eigene Partei bzw. Parteiengruppierung, und zum anderen deckt man das mögliche Meinungsspektrum zu einem Thema durch kontrovers sich profilierende Positionen im eigenen Lager selber ab (wodurch 'idealerweise' jede externe Opposition redundant wird). Die (geplante) parteiinterne Auseinandersetzung, mithin also der (gespielte) Dissens 'im eigenen Hause' liefert so den Stoff, aus dem die aufmerksamkeitsichernde 'action' ist, wenn Politik zum Medienereignis wird. Der Schau-Kampf sichert, durch seinen fraglosen Unterhaltungswert, ein hinreichendes Interesse beim Zuschauer.

Nochmals: Die Rede vom Theaterdonner mutet vielleicht gelegentlich etwas 'verschwörungstheoretisch' an, da man mehr als einen generellen Verdacht allenfalls bei sehr intensiver empirischer Überprüfung des einen oder anderen konkreten 'Falles' äußern könnte. Gleichwohl erlaube ich mir, einfach einmal als Frage zu formulieren, ob z.B. das Dauergerangel der beiden 'Männerfreunde' Kohl und Strauß der Profilierung beider Politiker nicht ebenso dienlich war, wie die Scharmützel zwischen CSU und FDP der beider Parteien; ob die anscheinend so grimmig ausgetragene Lagertheorie-Debatte - ganz unabhängig von ihrem Ausgang - als öffentlich vor-geführte Debatte nicht ganz nützlich war, um den Unionsparteien über weite Zeiträume öffentliches Interesse zu sichern; ob die hitzige Auseinandersetzung zwischen Steinkühler und Lafontaine nicht vielleicht eine ähnliche Funktion (gehabt) haben könnte; ob Lafontaine überhaupt all seine provokant wirkenden Gedankenspiele tatsächlich so realisiert sehen möchte; ob sich 'Fundis' und 'Realos' nicht doch letztendlich 'grüner' sind als sie sich geben; ob der nachgerade 'paradigmatisch' hochgespielte Antagonismus zwischen der sogenannten Süßmuth- und der sogenannten Gauweiler-Linie in der staatlichen AIDS-Bekämpfung bei genauerer Betrachtung wirklich so fundamental ist wie er gerne dargestellt wird.

8. Das dramaturgische Prinzip

Wenn wir uns nun noch einmal den inszenierungstechnisch relevanten Gemeinsamkeiten von Faupas, Gimmick und Theaterdonner zuwenden, so können bzw. müssen wir konstatieren, daß der Skandal heute, in der Ära der 'Politik als Showgeschäft' (Schwartzberg 1980), nicht mehr einsinnig und fraglos als unliebsamer Stolperstein in der Laufbahn des politischen Akteurs schlechthin definiert werden kann, daß das 'Stellhölzchen der Macht' (Neckel 1986) zwischenzeitlich zu einer raffinierten Fangvorrichtung ausgebaut ist, die auch für so manchen 'Entfesselungstrick' herhalten muß, kurz: daß der Skandal ein 'dialektisches' Phänomen (geworden) ist, ein durchaus janusköpfiger Eklat, dessen rituelle Relevanz vor allem in seinen spektakulären Effekten liegt. Wenn wir also unseren Gegenstand von tradierten definitorischen Engführungen weitgehend ablösen, dann eröffnet sich zunehmend eine weitere, dramatologische Perspektive, die es ermöglicht, vor allem auch "die Techniken der Eindrucksmanipulation, die ... angewandt werden, (und) die wesentlichen Probleme der Eindrucksmanipulation ... zu beschreiben" (Goffman 1969, S. 219).

Seiner dramaturgischen Struktur nach läßt sich der Skandal somit als rituelles Darstellungsmuster (vgl. Luckmann 1985, Gronbeck 1978) begreifen, das aus einem personalisierbaren Sachverhalt, aus einer Benennung dieses Sachverhalts als irritierend bzw. als im weitesten Sinne 'empörungswürdig' und aus der Akzeptanz dieser Benennung in Form einer Artikulation von 'Empörung' durch Dritte besteht. Es beruht auf dem Einsatz rhetorischer Mittel (wie Polemik, Diffamierung, Pauschalierung bzw. deren ironischer Verkehrung) durch den Skandalierer, die dazu dienen, Identifikation, Mobilisierung und Solidarisierung beim Skandalpublikum zu bewirken. Es ist ein kontextrelatives Phänomen, dessen Spektakeffekt gruppierungs- bzw. interessenspezifisch variiert. D.h. es beinhaltet, dem typischen subjektiv gemeinten Sinn nach, drei Handlungsdispositionen: Man wird skandalisiert, man skandalisiert einen anderen, man skandalisiert sich selber bzw. läßt sich selber skandalieren.¹⁸

Folglich erscheint es auch wenig sinnvoll, an der - eben nur einen, wenngleich besonders augenfälligen Aspekt erfassenden - Vorstellung festzuhalten, daß der politische Skandal stets, wenn er schon dem Skandalierer nicht nützt, zumindest dem Skandalisierten schadet, daß der politische Skandal also quasi per Definition die Karriere des skandalisierten Akteurs

¹⁸ Dahinter steht natürlich die Auffassung, daß kein Sachverhalt 'an sich' skandalös und daß die Inszenierung eines Skandals mithin ein bezugsgruppentheoretisches Phänomen sei (vgl. hierzu Shibutani 1959). Überpointiert formuliert: Skandal ist Ansichtssache - jedenfalls in segmentierten Gesellschaften wie der unseren. Das bedeutet, daß so gut wie kein Sachverhalt unisono zum Skandal erklärt bzw. als ein solcher wahrgenommen wird. Zugleich heißt es aber auch, daß sich kaum etwas mit dem Anschein politischer Virulenz ereignet, das nicht von irgendjemandem als Skandal empfunden bzw. auch irgendwie und irgendwo als ein solcher lanciert würde.

bremse bzw. zerstöre. Er kann vielmehr, als kontextrelatives Phänomen, eine Karriere durchaus befördern. Und deshalb entspricht es politischem Karrierestreben durchaus, um sich - verschämt oder un-verschämt - einen Skandal zu machen bzw. machen zu lassen. Zweifellos kann man durch einen Skandal 'sein Gesicht verlieren'. Aber man kann unter Umständen auch mehr oder minder nachhaltig 'Eindruck schinden' damit und seine Chancen im 'Spiel um die Macht' erhöhen. Der Skandal ist, für den Skandalierer ebenso wie für den Skandalisierten, nicht ohne Risiko, denn Charisma und Stigma liegen hier nahe beisammen. Oder anders ausgedrückt: Der politisch Ambitionierte wandelt dabei auf einem schmalen Pfad zwischen der Gefahr, sich zum Narren oder gar Schurken zu machen, und der Chance, zum Helden zu werden (vgl. Klapp 1964). Das bedeutet nichts anderes, als daß man als Politiker (heutzutage) sehr wohl mit, ja daß man bis zu einem gewissen Grad sogar von Skandalen leben kann, daß man aber stets darauf achten muß, welche Skandale man wann und wo und mit Rücksicht auf welches Publikum wie inszeniert bzw. inszenieren läßt. Denn wenn man gewählt und wiedergewählt werden will, dann kann man es sich ebensowenig leisten, gar kein Aufhebens um sich zu machen, wie, zur 'falschen' Zeit in den 'falschen' Skandal verwickelt zu sein.

Literatur:

- Alemann, Ulrich von 1988: Die politischen Parteien in der Glaubwürdigkeitskrise? In: Gewerkschaftliche Monatshefte 5, S. 257-268
- Altheide, David L./Snow, R.P. 1979: Media Logic. Beverly Hills/London: Sage
- Atkinson, Maxwell 1984: Our Masters' Voices. London/New York: Methuen
- Beck, Ulrich 1983: Jenseits von Stand und Klasse? In: R. Kreckel (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten (Sonderband 2 von 'Soziale Welt'). Göttingen: Schwartz, S. 35-74
- Becker, Howard S. 1973: Außenseiter. Frankfurt a.M.: Fischer
- Berger, Peter L./Berger, Brigitte/Kellner, Hansfried 1975: Das Unbehagen in der Modernität. Frankfurt a.M./New York: Campus
- Berger, Peter/Luckmann, Thomas 1969: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt a.M.: Fischer
- Bergmann, Jörg 1987: Klatsch. Berlin: de Gruyter
- Bergsdorff, Wolfgang (Hrsg.) 1979: Wörter als Waffen. Stuttgart: Bonn Aktuell
- Bergsdorff, Wolfgang 1983: Herrschaft und Sprache. Pfullingen: Neske
- Berkemeier, Karl H. 1986: Bonner Skandale - nach der Wende. Köln: Förtner & Kroemer
- Bluth, Siegfried 1983: Die korrupte Republik. Esslingen: Fleischmann
- Boorstin, Daniel J. 1971: Das Image. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt
- Burke, Kenneth 1945: A Grammar of Motives. Cleveland: World
- Dieckmann, Walther 1969: Sprache in der Politik. Heidelberg: Winter
- Durkheim, Emile 1961: Regeln der soziologischen Methode. Neuwied/Berlin: Luchterhand
- Edelman, Murray 1976: Politik als Ritual. Frankfurt a.M./New York: Campus
- Foucault, Michel 1973: Archäologie des Wissens. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Garfinkel, Harold 1977: Bedingungen für den Erfolg von Degradierungszeremonien. In: K. Lüderssen/F. Sack (Hrsg.): Seminar: Abweichendes Verhalten III. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 31-40
- Geißner, Hellmut 1969: Rede in der Öffentlichkeit. Stuttgart: Kohlhammer
- Goffman, Erving 1971: Techniken der Imagepflege. In: Ders.: Interaktionsrituale. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 10-53
- Goffman, Erving 1975: Stigma. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Goffman, Erving 1981: Strategische Interaktion. München/Wien: Hauser
- Graber, Doris A.: Verbal Behavior and Politics. Urbana et al.: University of Illinois Press
- Gronbeck, Bruce E. 1978: The Rhetoric of Political Corruption. In: The Quarterly Journal of Speech 64, S.155-172
- Gross, Johannes 1965: Phänomenologie des Skandals. In: Merkur 14, H. 205, S. 398-400

- Haseloff, Otto Walter 1969: Über Symbolik und Resonanzbedingungen der politischen Sprache. In: K.D. Hartmann (Hrsg.): Politische Beeinflussung. Frankfurt a.M.: EVA, S.72-98
- Hauenschild, Almut 1985: Aus gut unterrichteten Kreisen. Düsseldorf/Wien: Econ
- Hitzler, Ronald 1983: Spiele mit der Wirklichkeit. In: Konkursbuch 11, S.115-128
- Hitzler, Ronald 1987a: Skandal: Karrierebremse oder Karrierevehikel? In: Sozialwissenschaftliche Informationen 16, H.1, S. 22-27
- Hitzler, Ronald 1987b: Repräsentanten. MS eines Vortrags beim V. Internationalen Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Semiotik in Essen
- Hitzler, Ronald 1988: Sinnwelten. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Ichheiser, Gustav 1927: Die Antinomie zwischen Politik und Moral nach Machiavelli. In: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie, S.294-309
- Käsler, Dirk 1984: Alles nur Theater? Politik zwischen Show und Entscheidung. In: Süddeutsche Zeitung, 14./15.1.
- Käsler, Dirk 1989: Der Skandal als "politisches Theater". In: R. Ebbighausen/S. Neckel (Hrsg.): Anatomie des politischen Skandals. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 307-333
- Keppler, Angela 1987: Der Verlauf von Klatschgesprächen. In: Zeitschrift für Soziologie 16, H.4, S. 288-302.
- Kevenhörster, Paul 1984: Politik im elektronischen Zeitalter. Baden-Baden: Nomos
- King, Anthony 1984: Sex, Money and Power: Political Scandals in Great Britain and the United States. Essex: Papers in Politics and Government, No.14
- Klapp, Orrine 1964: Symbolic Leaders. Chicago: Aldine
- Klose, Werner 1971: Skandal und Politik. Tübingen: Katzmann
- Kühn, Volker/Walter, Günter 1985: Ich bejahe die Frage rundherum mit Ja. Hamburg: Rasch und Röhling
- Laermann, Klaus 1984: Die gräßliche Bescherung. Zur Anatomie des politischen Skandals. In: Kursbuch 77, S. 159-172
- Liedtke, Rüdiger 1987: Skandal-Chronik. Frankfurt a.M.: Eichborn
- Luckmann, Thomas 1985: Riten als Bewältigung lebensweltlicher Transzendenzen. In: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie 3, S.535-550
- Luhmann, Niklas 1983: Öffentliche Meinung. In: Ders.: Politische Planung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 9-34
- McGinnis, Joe 1970: The Selling of the President. Harmondsworth: Penguin
- Neckel, Sighard 1986: Das Stellhölzchen der Macht. In: Leviathan 14, H. 4, S. 581-605
- Radunski, Peter 1980: Wahlkämpfe. München/Wien: Olzog
- Sadow, Jürgen 1962: Studien zur Rhetorik im Deutschen Bundestag. In: Publizistik 7, H.4, S.278-292
- Sarcinelli, Ulrich 1987: Symbolische Politik. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Schwarzenberg, Roger-Gerard 1980: Politik als Showgeschäft. Düsseldorf/Wien: Eco

- Schmitz, Manfred 1981: Theorie und Praxis des politischen Skandals. Frankfurt a.M./New York: Campus
- Schütze, Christian 1985: Skandal - Eine Psychologie des Unerhörten. Bern/München: Scherz
- Scott, Marvin B./Lyman, Stanford M. 1968: Accounts. In: American Sociological Review 35, S. 46-62
- Shibutani, Tamotsu 1959: Reference Groups as Perspectives. In: American Journal of Sociology 60, S.569-592
- Ware, B.L./Linkugel, Wil A. 1973: They Spoke in Defense of Themselves: On the Generic Criticism of Apologia. In: Quarterly Journal of Speech 59, S. 273-284
- Wassermann, Rudolf 1986: Die Zuschauerdemokratie. Düsseldorf/Wien: Econ
- Winkler, Hans-Joachim 1968: Über die Bedeutung von Skandalen für die politische Bildung. In: Hamburger Jahrbuch für Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik 13, S. 225-244
- Zimmermann, Hans Dieter 1969: Die politische Rede. Stuttgart: Kohlhammer

Die Politik des Zwischenrufs

Zu einer kleinen parlamentarischen Form

In diesem Beitrag geht es um eine kleine Äußerungsform im Schnittbereich von parlamentarischem Alltagshandeln, Dramatologie und kommunikativen Gattungen¹: um den Zwischenruf². Dabei appliziere ich eher Einsichten in und Ansichten über politisches Handeln auf ihn, als daß ich ihn in seiner materialen Fülle systematisch auffächern und strukturell beschreiben werde. Gleichwohl versuche ich zunächst eine Formaldefinition, die dazu dient, anzuzeigen, wovon ich im Folgenden sprechen will: Unter einem Zwischenruf verstehe ich eine verbale Äußerung eines Akteurs im Rahmen einer institutionell monopolisierten Rede oder einer institutionell oligopolisierten Diskussion anderer Akteure vor einem größeren Auditorium. Der Zwischenruf ist relativ knapp formuliert (er muß 'dazwischen' passen) und wird relativ laut vorgetragen (er muß 'gerufen' werden), und er bezieht sich 'irgendwie' auf die aktuelle Rede, den Redner, einen anderen Zwischenruf, einen anderen Zwischenrufer, eine Zwischenfrage, einen Zwischenfrager, einen Ordnungsruf, einen Ordnungsrufer, eine sonstige Meinungskundgabe oder einen sonstigen Meinungskundgeber.

Der Zwischenruf, als 'coverterm' für außerordentlich vielfältige verbale Äußerungsformen - vom schlichten 'Pfui' oder 'Bravo' bis zu bohrenden Beckmessereien und mehr oder minder sinnigen Wortspielen³ - löst - sozusagen als eine 'Institution des Tuns' (Luckmann

¹ Zum Bereich parlamentarischen Alltagshandelns bestand zwischen 1985 und 1988 eine Forschungs-kooperative zwischen dem Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung in Köln (unter Leitung von Renate Mayntz) und dem Forschungsinstitut für Soziologie der Universität zu Köln (unter Leitung von Friedhelm Neidhardt) (vgl. dazu auch Mayntz/Neidhardt 1989). - 'Dramatologie' bezeichnet mein aktuelles theoretisches Interesse an sozialen Inszenierungs- und Problematisierungsphänomenen. - Kommunikative Gattungen schließlich bilden - wie bekannt - das Forschungsthema der Wissens- und Sprachsoziologen um Thomas Luckmann (Konstanz) und Jörg Bergmann (Gießen), deren Aktivitäten ich auch 'aus der Ferne' nachwievor gespannt verfolge.

² Margret Kusenbach danke ich für ihre Hilfe bei der Dokumentation des Phänomens und für ihre konstruktive Kritik. - Meine Überlegungen stützen sich material auf amtliche Protokolle des stenographischen Dienstes des Deutschen Bundestags. Diese Protokolle haben einen für interpretative Feinalysen gravierenden Nachteil: Sie sind schriftsprachlich bereinigt (vgl. auch Anm. 23 d.A.). Sie haben aber auch entscheidende Vorteile: Sie sind die genauesten Aufzeichnungen, die im Bundestag wahrscheinlich überhaupt möglich sind, weil Experten für Stenographie mit großer Berufserfahrung und relativ guter persönlicher Kenntnis der mehr als fünfhundert Akteure im Plenum des Deutschen Bundestages im Fünf-Minuten-Arbeitsrhythmus an der hierfür günstigsten Position - nämlich vor dem Rednerpult - in Kurzschrift und auf Tonband aufzeichnen, was geäußert wird, und diese Aufzeichnungen dann auch sofort transkribieren. Die damit erreichte Protokoll-Qualität läßt sich (gerade auch im Hinblick auf die 'Politik des Zwischenrufs') von der Zuschauer- oder Pressetribüne aus schon aus beobachtungstechnischen Gründen garnicht herstellen (vgl. dazu Klein 1982).

³ Z.B. zum Ersteren: Abgeordneter Jaunich: "... Sie haben doch die gesetzgeberische Mehrheit in diesem Hause. Oder ist das falsch?" Abgeordneter Diepholz: "Sie hatten sie doch 13 Jahre lang!" Zuruf von der CDU/CSU: "Sie haben damals das Kindergeld gekürzt!" (Prot. 25. Sitzung, 11.9.1987, S. 1687/A). - Z.B.

1986, S. 203) - typisch das Problem, in einer Situation fremdmonopolisierten Sprechens seine Meinung zum aktuellen Geschehen zu äußern. D. h. er interveniert in prinzipiell "der unmittelbaren Sprechreaktion verschlossene Texte" (Soeffner 1979, S. 337). Wer zwischenruft, weiß, daß er zwischenruft, und er weiß in aller Regel auch, was beim Zwischenrufen zu tun und zu lassen ist - auch wenn er dieses Wissen möglicherweise nicht formulieren könnte. Der Zwischenrufer orientiert sich - gelegentlich wohlbedacht, normalerweise quasi-automatisch - an einem kommunikativen Handlungsmuster, an den konstitutiven Merkmalen dessen, was einen Zwischenruf ausmacht: Kurz und laut seine kontextrelevante Meinung in die Rede eines Anderen vor einem größeren Auditorium einzuwerfen.⁴ Zwischenrufe gehören zu den 'kleinen' kommunikativen Formen (vgl. auch Jolles 1982). Sie bestehen grundsätzlich aus nur einem Redezug, der zumeist mehr oder weniger parallel zur 'Hauptrede' verläuft. Manche Zwischenrufe sind - im Sinne von Luckmann und Bergmann (1983 und 1987) - rekonstruktiv, manche sind nicht-rekonstruktiv, wie überhaupt eine verbindlich festgelegte 'Binnenstruktur' nur in bezug auf die eher diffusen Merkmale der relativen Kürze, der relativen Lautstärke und der Kontextbezogenheit erkennbar ist. Das kommunikative Milieu, in dem ein Zwischenruf plaziert werden kann, ist die Versammlung (welcher Art auch immer); die kommunikative Situation, in der er getätigt wird, ist das Redemonopol bzw. -oligopol; in die Rolle des Zwischenrufers kann jeder Versammlungsteilnehmer schlüpfen, der keine aktuell relevante institutionalisierte Funktion innehat (wie es z. B. beim Redner, beim Gesprächsleiter, beim Protokollanten usw. der Fall ist).

1. Ein antiritualistisches Ritual

Die 'Außenstruktur' des Zwischenrufs, also sozusagen das, was man als die externen Bedingungen seiner Möglichkeit bezeichnen könnte, konkretisiert sich in vielfältigen Erscheinungsweisen. Eine davon, und dazuhin eine, an die man zumeist auch gleich denkt, wenn das Stichwort 'Zwischenruf' fällt, ist das Parlament bzw. genauer: die Plenarver-

zum Letzteren: "So ein gerupfter Vogel!" - bezogen auf Hans-Jochen Vogel (Prot. 246. Sitzung, 13.11.1986, S. 18970/C). - "Sie sind doch ein mißlungener Conférencier!" (Prot. 55. Sitzung, 10.10.1977, S. 4248/C). - "Frech behauptet ist halb bewiesen!" (Prot. 23. Sitzung, 9.9.1987, S. 1473/B). - "Die Schande von Oggersheim!" - bezogen auf Helmut Kohl (Prot. 249. Sitzung, 26.11.1986, S. 19311/B).

⁴ Wobei es schwierig ist, z. B. die Grenze zwischen einem Zwischenruf und einer zeitweiligen Redezugübernahme, zwischen einem Zwischenruf und einem 'Bartgemurmel' in einzelnen Fällen genau festzulegen.

sammlung des Parlaments.⁵ Und gerade hier wird der Zwischenruf auch zu einer besonders pikanten Angelegenheit: Die sogenannten parlamentarischen Debatten sind nämlich u. a. dadurch gekennzeichnet, daß man als Parlamentsmitglied im Plenum nur sprechen darf, wenn man die offizielle Genehmigung dazu hat, und daß apriori verbindlich festgelegt wird, wer sich im Rahmen einer thematischen Vorgabe wann und wie lange äußern darf. Eine sogenannte parlamentarische Debatte besteht mithin formell aus Reden, Gegen-Reden und Gegen-Gegen-Reden usw., aus Erklärungen, Berichten und diversen Frage-Antwort-Ritualen sowie 'ad-hoc' beim amtierenden Präsidenten beantragten und vom Redner auf Anfrage des Präsidenten hin gestatteten 'Zwischenfragen'.⁶ Auch im Deutschen Bundestag darf gemäß Paragraph 27, Abs. 1 der Geschäftsordnung ein Abgeordneter "nur sprechen, wenn der Präsident ihm das Wort erteilt hat". Nun ist aber die sogenannte Plenardebatte weniger eine Debatte zwischen den Parlamentariern als vielmehr der rituelle Rahmen für Serien von monologischen Deklarationen und Deklamationen, die vorwiegend eben nicht der demokratischen Meinungs-Findung, sondern der Kundgabe der politischen Positionen von Regierung und Opposition dienen.⁷ D.h. in der sogenannten Plenardebatte geht es darum, den Eindruck zu erzeugen, die gewählten Repräsentanten des Volkes seien maßgeblich an politischen Entscheidungsprozessen beteiligt. Tatsächlich aber kommen bei dieser Politik-Show die einzelnen Abgeordneten keineswegs gleichgewichtig zu Wort, sondern nach ausgeklügelten Proporz-Schlüsseln und entsprechend den jeweiligen innerfraktionellen Hackordnungen (vgl. dazu Scholz 1982).

So wäre denn der Parlamentarier auf der 'großen Bühne' seiner politischen Existenz, bei der Plenarversammlung, qua organisatorischen Strukturierungszwängen statt zum Reden bestellt weitgehend 'zum Schweigen verurteilt', gäbe es nicht dieses kleine 'antiritualistische Ritual' (Soeffner 1988) des Zwischenrufes. Und gerade dieser trägt nicht am wenigsten dazu bei, gegenüber der 'Öffentlichkeit' die sogenannten Plenardebatten als argumentative Auseinandersetzungen zwischen divergenten politischen Auffassungen zu inszenieren. Der Zwischenruf unterscheidet sich von allen anderen 'Redesorten' im Parlament (vgl. Simmler 1978) nämlich dadurch, daß er ohne Genehmigung des Präsidenten ge-

⁵ Auch zur Beschreibung einer 'kleinen kommunikativen Form' wie dem Zwischenruf gehören, und damit schließe ich mich Bergmann (1987, S. 57) an, "die Prinzipien und Regeln, mittels derer ein kommunikatives Muster unter jeweils spezifischen Umständen realisiert ... wird." - 'Die Politik des Zwischenrufs' ist von mir als erster, sozusagen 'explorativer' Beitrag hierzu gemeint.

⁶ Diese wurden 1953 im Deutschen Bundestag durch Aufstellung von Saalmikrofonen institutionalisiert. (Vgl. Wette 1968, S. 183, Anm. 4). - Z.B.: Hans Klein spricht... Vizepräsident Cronenberg: "Herr Abgeordneter, gestatten Sie eine Zwischenfrage des Abgeordneten Lambinus?" Hans Klein: "Ich habe zuwenig Zeit, danke. ..." (Prot. 135. Sitzung, 25.4.1985, S. 10094/C).

⁷ Es scheint ohnehin so zu sein, daß die Präsentation von Politik im 'Medienzeitalter' gern mit das 'Publikum' irreführenden Etiketten operiert. Das haben z.B. Holly/Kühn/Püschel (1986) bei der Analyse sogenannter politischer Fernsehdiskussionen und Hoffmann (1982) bei der Analyse sogenannter politischer Fernsehinterviews festgestellt (vgl. auch Hitzler 1992).

tätigt wird. Trotzdem aber ist der Zwischenruf im Deutschen Bundestag als "gewohnheitsrechtlich zulässig" anerkannt und wird - nach Paragraph 119 der Geschäftsordnung - im stenographischen Sitzungsprotokoll erfaßt⁸, und zwar (anders z.B. als im britischen Parlament, wo er nur als 'interruption' notiert wird) so genau wie möglich, so detailliert, wie er vom Stenographen überhaupt erfaßt werden kann - unabhängig davon, ob er eine Reaktion hervorgerufen hat oder nicht.⁹ Aber auch akustisch vernehmbare Reaktionen auf einen Zwischenruf werden protokollarisch festgehalten: Da gibt es Erwidern bzw. Zurückweisungen durch den Redner¹⁰, kollektive Beifalls- und Mißfallensäusserungen, weitere Zwischenrufe¹¹ und natürlich vor allem die Ermahnungen und Rügen des amtierenden Präsidenten, der Zwischenrufe, die ihm als 'mit der Würde bzw. den Gepflogenheiten des Hohen Hauses' nicht vereinbar erscheinen, auch mit dem sogenannten 'Ordnungsruf' belegen kann¹². Allerdings stellt ein solcher Ordnungsruf heutzutage kaum

⁸ Man könnte es vielleicht auch so formulieren: Der parlamentarische Zwischenruf, als institutionalisierte kommunikative Form, ist womöglich ein Beispiel dafür, wie ein 'System' (der parlamentarische Betrieb) sich ein im Prinzip dysfunktionales Phänomen (die spontane Äußerung) 'einverleibt' und so seine Komplexitätsverarbeitungskapazität erweitert. Forsch gesagt: Das System 'parlamentarischer Betrieb' passt sich an seine Umwelt, die Schwatzhaftigkeit seiner Akteure, an.

⁹ Vgl. dazu auch Blischke (1984). - Im wesentlichen finden sich dementsprechend vier Notationsweisen von Zwischenrufen im amtlichen Plenarprotokoll: Erstens der Vermerk 'Zuruf' unter Angabe der Fraktion, aus der er gekommen ist; zweitens der Vermerk 'Zuruf' unter namentlicher Nennung des Abgeordneten, der ihn getätigt hat; drittens der genaue Wortlaut des Zwischenrufs unter Angabe der Fraktion, aus der er gekommen ist; und viertens (und am Häufigsten) der genaue Wortlaut des Zwischenrufs unter namentlicher Nennung des Abgeordneten, der ihn getätigt hat. - Im übrigen soll es auch Abgeordnete geben, die ihre eigenen, von ihnen selbst als 'gelungen' betrachteten Zwischenrufe dem Stenographen auf einem Zettel zu reichen.

¹⁰ Z.B.: Helmut Kohl spricht... Hans-Jochen Vogel: "Der macht Gesichtsbetrachtungen!" Kohl: "Herr Kollege Vogel, was soll ich an Ihnen denn betrachten, wenn ich nicht Ihr Gesicht betrachten soll?" (Heiterkeit bei der CDU/CSU) Vogel: "Ihr Gesicht kann ich nicht haben! So schön kann ich nicht sein!" Kohl: "Ich weiß wirklich nicht, wie ich Ihre Anregung verstehen soll. Das Fairste, was ich Ihnen antun kann, ist doch, daß ich Ihr Gesicht betrachte. Warum kritisieren Sie das denn auch noch?..." (Prot. 249. Sitzung, 26.11.1986, S. 19313/D). - Norbert Blüm spricht... Rudolf Dressler: "Lieber Arbeitsminister, das ist unterstes Niveau!" Blüm: "Das ist nicht unterstes Niveau, das ist die Wahrheit - gegen Ihre Propaganda! ..." (Prot. 243. Sitzung, 6.11.1986, S. 18816/D). - Helmut Kohl spricht... Zuruf von den Grünen: "Deshalb müssen Sie abgewählt werden!" (Zuruf von der SPD) Kohl: "Überlassen Sie das doch ruhig dem Wähler. Der Wähler wird am 25. Januar entsprechend entscheiden. ..." (Prot. 249. Sitzung, 26.11.1986, S. 19313/D). - Abgeordnete Conrad: "... In welch erbärmlichen Zustand ist die Koalition!" (Beifall bei der SPD) Abgeordneter Bötsch: "Sie rühren uns zu Tränen!" Conrad: "Ich glaube, daß Ihnen zum Heulen zumute ist. Mir wäre auch so, wenn ich in Ihrer Koalition wäre." (Prot. 71. Sitzung, 14.4.1988, S. 4804/B).

¹¹ Z.B.: Hans Apel spricht... Zuruf von der CDU/CSU: "Wo ist der Rau?" Hans-Jochen Vogel: "Den seht Ihr noch jahrelang! Ihr könnt es gar nicht mehr erwarten!" (Prot. 227. Sitzung, 9.9.1986, S. 17598/B). - Wolfgang Schäuble spricht... Abgeordneter Ströbele: "Der Kanzler ist ein Lügner, wenn Sie es hören wollen!" ... (Unruhe bei der CDU/CSU und der FDP, Gegenrufe von der CDU/CSU und der FDP) Ströbele: "Das wird man doch noch sagen dürfen!" Abgeordneter Stark: "Der Terrorist sagt: Der Kanzler ist ein Lügner!" Abgeordneter Vogel: "Herr Stark hat Herrn Ströbele als Terroristen bezeichnet!" (Prot. 246. Sitzung, 13.11.1986, S. 18962/A-B). - Martin Bangemann spricht... Zuruf von der SPD: "Gott, o Gott!" Hans Apel: "FDP, gib uns Lambsdorff wieder. Der Mann ist eine Zumutung!" Wolfgang Roth: "Da hat Apel nun recht!" Abgeordneter Kittelmann: "Den hat ein Pferd getreten!" (Prot. 35. Sitzung, 4.11.1987, S. 2349/C).

¹² Z.B.: Waltraud Schoppe spricht... Vizepräsident Westphal: "Frau Abgeordnete, ich muß Sie unterbrechen." Schoppe: "Bitte?" Westphal: "Ich kann das Wort 'Kumpane' nicht zulassen; dies ist eine Abwei-

noch ein wirksames Mittel zur Disziplinierung eines Abgeordneten dar. Seine 'sittliche Wirkung auf die Betroffenen hat im Laufe der Zeit stark abgenommen' - wie Karl-Heinz Nelamischkies (1964) feststellt. Ordnungsrufe sammelt man inzwischen eher wie Jagd-Trophäen (vgl. Floehr 1985, Floehr und Schmidt 1986).

Der Ordnungsruf bzw., in der 'verschärften' Version, der Wortentzug oder gar der Ausschluß aus einer oder mehreren Sitzungen des Bundestages durch den amtierenden Präsidenten¹³ dient vor allem dazu, persönliche Beleidigungen der Mitglieder des Bundestags zu ahnden, denn die alltägliche Norm, anwesende Andere einigermaßen 'pfleglich' zu behandeln, also 'face threatening acts' zu vermeiden (vgl. Bergmann 1987, S. 208), gilt bei Plenardebatten (im Unterschied offenbar zu Ausschußsitzungen) kaum.¹⁴ Das, was man vielleicht 'verbalen Anstand' nennen könnte, ist hier zwar formal 'einklagbar' (und wird auch häufig eingeklagt¹⁵), aber nicht informell erwartbar. Das zeigen durchaus auch berühmt gewordene Zwischenrufe, wie etwa jener legendäre von Kurt Schumacher (am 25.

chung von unserem parlamentarischen Verfahren. Ich rufe Sie zur Ordnung." (Prot. 71. Sitzung, 24.5.1984, S. 5063/B). - Vizepräsidentin Renger: "Meine Damen und Herren, mir liegt das Wortprotokoll vor. Wegen einiger sehr persönlicher und direkter Beleidigungen des Bundeskanzlers erteile ich Ihnen einen Ordnungsruf, Herr Abgeordneter Ströbele." (Prot. 246. Sitzung, 13.11.1986, S. 18971/C).

¹³ Beide Disziplinierungsmaßnahmen werden nur selten eingesetzt. Gleichwohl, ein Beispiel für die Erstere: Christa Nickels: "... Wir haben Bedarf an einer Fraktionssitzung, weil mein Fraktionskollege Jürgen Reents hier ausgeschlossen worden ist." Vizepräsident Stücklen: "Frau Abgeordnete Nickels, ich entziehe Ihnen das Wort!" (Prot. 91. Sitzung, 18.10.1984, S. 6698/A-B); ein Beispiel für die Letztere: Vizepräsident Stücklen: "Der stenographische Bericht, die Niederschrift über die Ausführungen des Herrn Abgeordneten Reents liegt mir vor. Der Abgeordnete Reents hat erklärt ... Für diesen ungeheuren Vorwurf schließe ich den Abgeordneten Reents von der Teilnahme an dieser Plenar-Sitzung aus. Über den Umfang der Ordnungsmaßnahme werde ich am Schluß dieser Plenarsitzung und nach dem Ältestenrat entscheiden." (Prot. 91. Sitzung, 18.10.1984, S. 6692/A-B - vgl. auch Anm. 16 d.A.).

¹⁴ Schafskopf, Lump, Strolch, Dreckschleuder, Pharisäer, Feigling, Ratte, Schwein, Sumpflüte, Kriegshetzer, Fälscher, Klippschüler, Obertünnes, Lümmel, Dümmling, Flegel, Idiot, Schmutzfink, Maneken-Pis, und natürlich - in allen Variationen - Lügner, das sind nur einige, zufällig herausgegriffene, Verbal-Injurien, wie sie im Deutschen Bundestag (der gegenüber anderen Parlamenten noch als relativ 'gesittet' gilt) gern verwendet werden (vgl. z.B. Wette 1968, Henkels 1977, zum 'Debattenstil' vgl. auch Hess 1982). - Wohl nur, weil der Zwischenruf eine Variante institutionalisierter Kommunikation ist, und nicht Teil informellen Miteinander-Sprechens, kann er so ohne weiteres zum 'face threatening' benutzt werden. Dies hängt unter Umständen auch damit zusammen, daß der Zwischenrufer sich möglicherweise weniger an den Redner wendet, auch wenn er diesen 'anzurufen' scheint, als an andere Adressaten. Bedenkenswert finde ich in dabei die Auffassung von Kühn (1983), daß sich der Zwischenrufer im Plenum vor allem an die ei-gene Fraktion wende, um bei seinen 'Gesinnungsfreunden' Eindruck zu schinden.

¹⁵ Z.B.: Friedrich Zimmermann spricht... Herbert Wehner: "Schämen Sie sich, Sie Frühstücksverleumder!" Abgeordneter Mertens: "Herr Präsident, da wurde von Verleumder gesprochen!" Rainer Barzel: "Herr Präsident!" Präsident Stücklen: "Einen Moment, Herr Abgeordneter Wehner, ich rufe Sie zur Ordnung." (Prot. 188. Sitzung, 28.11.1979, S. 14813/A). - Der Abgeordnete Wohlrabe spricht... (Lebhafter Beifall bei der CDU/CSU) Herbert Wehner: "Sie sind eine Sumpflüte!" Abgeordneter Seitzers: "'Sumpflüte' hat er gesagt, Frau Präsidentin!" Abgeordneter Rawe: "'Sumpflüte' hat er gerufen!" Vizepräsidentin Funcke: "Das Wort hat der Herr Abgeordnete Grobecker." Zuruf von der CDU/CSU: "Was sagen Sie dazu?" Abgeordneter Seitzers: "Was sagen Sie zu den Zurufen des Herrn Wehner?" Rawe: "Den letzten Zuruf können Sie doch nicht überhört haben!" (Anhaltende Zurufe von der CDU/CSU)... (Zit. nach Floehr/Schmidt 1976, S. 78).

11. 1949), der zur allgemeinen - nicht nur des Betroffenen - Empörung Konrad Adenauer einmal 'Bundeskanzler der Alliierten' titulierte hat. Davon zeugt auch Herbert Wehners, vom Abgeordneten Grobecker aufgegriffene, Etikettierung des Abgeordneten Wohlrabe als "Übelkrähe" (am 24. 6. 1976); und neuerdings denkt man in diesem Zusammenhang sicherlich sogleich an einen Zwischenruf, der formal gar keiner war, weil er außerhalb der Sitzung als Reaktion auf eine Disziplinierungsmaßnahme erfolgt ist, die Richard Stücklen bereits über einen Abgeordneten der Grünen verhängt hatte, und der deshalb aus dem Protokoll gestrichen worden ist.¹⁶

Ansonsten aber darf man, wie gesagt, im Deutschen Bundestag mit mehr oder weniger 'Anstand' zwischenrufen, ohne gerügt zu werden. Das ist spätestens seit der 26. Sitzung in der zweiten Legislaturperiode (1954) amtlich, als Konrad Adenauer, dessen Rede ein paar Mal durch Zwischenrufe gestört worden war, beim amtierenden Präsidenten moniert hatte: "Soviel ich weiß, ist es geschäftsordnungsmäßig nicht zulässig, daß ein Redner, während er spricht, unterbrochen wird", und von Carlo Schmid daraufhin den sozusagen historischen Bescheid erhalten hat: "Herr Bundeskanzler, das ist geschäftsordnungsmäßig zulässig und wurde des öfteren schon geübt."¹⁷ Im übrigen galt Carlo Schmid auch selber, neben Heinz Renner von der KPD, August Dreßbach von der CDU und Franz-Josef Strauss von der CSU, in der Nachkriegszeit als besonders engagierter Zwischenrufer. Der ungekrönte 'König' dieses Genres aber war, wie einhellig berichtet wird, der 1983 aus dem Bundestag ausgeschiedene CDU-Politiker Lothar Haase, wenngleich die meisten Ordnungsrufe Herbert Wehner zuteil geworden sind, der ja bekanntlich sporadisch zu cholerischen Ausbrüchen geneigt hat (vgl. z.B. Henkels 1977, Husemann 1986). Derzeit gilt Wehners Nachfolger im Fraktionsvorsitz der SPD, Hans-Jochen Vogel, als aktivster Zwischenrufer, während sich bei der Union aktuell noch kein herausragendes 'Talent' wieder

¹⁶ Gemeint ist hier natürlich Joschka Fischers feingedrehter 'Abgang': Vizepräsident Stücklen: "Herr Abgeordneter Fischer, ich rufe Sie zur Ordnung!" (Weitere Zurufe des Abgeordneten Fischer und von den Grünen) Stücklen: "Herr Abgeordneter Fischer, ich rufe Sie zum zweitenmal zur Ordnung!" (Weitere Zurufe des Abgeordneten Fischer) Stücklen: "Herr Abgeordneter Fischer, ich schließe Sie von der weiteren Teilnahme an der Sitzung aus! ... Die Sitzung ist unterbrochen." (Prot. 91. Sitzung, 18.10.1984, S. 6698/C). Darauf Fischer: "Mit Verlaub, Herr Präsident, Sie sind ein Arschloch!" (Aus dem Protokoll gestrichen.)

¹⁷ Siehe Kruttschnitt 1970, S. 18. - Der einzelne Zwischenruf stört die Rede in der Regel kaum, auch dann nicht, wenn der Redner den Zwischenruf in irgendeiner Form erwidert. Aber eine Vielzahl von Zwischenrufen macht die Rede natürlich 'löcherig' und trägt dazu bei, daß sie kaum noch verstanden werden kann. (Franz-Josef Strauss z.B. wurde bei einer Debatte zur inneren Sicherheit im März 1975 nicht weniger als 82 mal durch Zwischenrufe und andere Formen (mehr oder weniger) spontaner Meinungskundgabe gestört - vgl. Baumanns 1975). - In diesem Sinne hat auch Bundestagspräsident Richard Stücklen einmal verlautbart: "Ich darf meinen Hinweis von gestern wiederholen, daß Zwischenrufe selbstverständlich zur parlamentarischen Auseinandersetzung gehören. Wenn aber die Zwischenrufe zu häufig sind, müssen sie als störend empfunden werden, und - was der große Nachteil ist - der Redner kann beim besten Willen nicht auf die Zwischenrufe eingehen. Es sollte aber doch eigentlich der Sinn der Zwischenrufe sein, daß der Redner darauf reagiert, wenn er will. Ich bitte Sie alle, sich vielleicht nach dieser alten Spielregel zu richten." (Prot. 123. Sitzung, 15.10.1982, S. 7426/A).

erkennen läßt. Traditionell einen 'schwachen Ruf' als Zwischenrufer haben die Freidemokraten; hingegen ist in der Fraktion der Grünen die Lust am Zwischenruf offenkundig nach wie vor groß und weitverbreitet. Insgesamt ist der Deutsche Bundestag zwischenruf-freudiger geworden, seit man - neubaubedingt - mit den Plenarversammlungen 'provisorisch' ins sogenannte 'Wasserwerk' umgezogen ist und hier nun so intim beisammensitzt, daß die Chancen ganz beträchtlich gestiegen sind dafür, daß ein Zwischenruf auch da 'ankommt', wohin er gerichtet war.¹⁸

2. Eine mehrfachadressierte Sprachhandlung

Es gibt eine ganze Reihe von Möglichkeiten, Typologien von Zwischenrufen zu erstellen. Peter Kühn (1983), der den interessanten Vorschlag gemacht hat, den parlamentarischen Zwischenruf als "mehrfachadressierte Sprachhandlung" zu betrachten, schlägt z. B. vor, zwischen unkommentierten, parierten und 'treffenden' Einwüfen zu unterscheiden. Doch scheint mir, daß damit verschiedene klassifikatorische Ebenen vermischt werden und daß Kühn auch keine plausiblen Beschreibungskriterien angibt, nach denen 'objektiv' entschieden werden könnte, ob ein Zwischenruf nun 'getroffen' hat, oder ob er 'abgewehrt' worden ist. Ernst Jörg Kruttschnitt hingegen differenziert zwischen dem gerügten, dem geistvoll-witzigen und dem Standard-Zwischenruf, von dem schon Dolf Sternberger geschrieben hat, er diene dazu, "politische Enthüllungen oder Urteile kollektiv mit Pauken- und Beckenschlägen zu untermalen, Fronten hörbar zu machen, die Schlachtreihe durch ein wohlthuendes und sich rasch fortpflanzendes scharfes Feldgeschrei zu wecken und zu schließen und den Gegnern Angst einzuflößen" (nach Kruttschnitt 1970, S. 29). Auch in unserem Kölner Forschungszusammenhang sind, durch Ulrike Beland und Margret Kusenbach, Ansätze zu Zwischenruf-Typologien entstanden, die aber bislang ebenfalls Definitions-, Zuordnungs- und Abgrenzungsprobleme nach sich ziehen - wie die mir bekannten Klassifikationsversuche ohnehin alle kaum mehr leisten können, als die ad-hoc-Einschätzungen und -Bewertungen, mit denen der sogenannte 'gesunde Menschenverstand' mehr oder minder selbstverständlich operiert, wissenschaftlich zu verdoppeln.¹⁹

¹⁸ Vgl. auch Beland 1988. - Aus zeitlichen Gründen konnte die Untersuchung bislang leider noch nicht hinsichtlich der Frage aktualisiert werden, wie sich die Anwesenheit der Abgeordneten der PDS bzw. überhaupt der Abgeordneten aus den neuen Bundesländern Zwischenruf-'technisch' auswirkt.

¹⁹ Natürlich 'weiß' der 'gesunde Menschenverstand', daß da jemand oberlehrerhaft mahnt, wenn er ruft: "Das sollten Sie sich einmal merken!", daß jemand scheinheilig tut, wenn er 'bedauernd' bekundet: "Leider wahr!", daß "Sehr richtig!" oder "So ist das!" wohl wohlwollende Zustimmung ausdrücken, daß es sicher beleidigend gemeint ist, wenn jemand konstatiert: "Da war Joschka Fischer doch eine Wohltat, im Vergleich zu Ihnen!", daß "Sie haben nicht zugehört!" eine Unterstellung ist, während "Mein Gott, ist das ein Unsinn!" eher die Qualität theatralischer Empörung aufweist, daß "Wer zahlt das alles?" lediglich eine rhetorische Frage ist und daß "Das ist ja ganz was Neues!" wohl als hämische Ironie gemeint war. Nur: Derlei Fingerübungen führen analytisch zu nicht viel mehr als der Einsicht, daß es eben sehr viele verschiedene

In der spärlichen - und vorwiegend essayistischen - Literatur zum Zwischenruf wird diesem gemeinhin auch attestiert, er diene im wesentlichen dazu, den politischen Gegner zu irritieren, seine Argumentation zu erschüttern, ihm Desinformiertheit und Pflichtvernachlässigung vorzuwerfen, seine Leistungen abzuwerten, seine Integrität anzuzweifeln, überhaupt: Sachverhalte zu polemisieren oder zu ironisieren, aber auch Meinungskonformität mit den eigenen Parteigängern zu bekunden, Loyalität und Solidarität zu demonstrieren usw. Kurz: Der Zwischenruf thematisiert mit positiv oder negativ wertender Absicht Wirklichkeitsdeutungen, die in einer institutionell monopolisierten bzw. oligopolisierten Rede vor einem größeren Auditorium vorgenommen werden. Dabei kann der Zwischenrufer z. B. den Redner direkt ansprechen, entweder um ihn zu irritieren oder um ihn zu stabilisieren²⁰; er kann beabsichtigen, Aufmerksamkeit für den Redner einzufordern oder von ihm abzuziehen²¹; er kann beabsichtigen, die Anhänger oder die Gegner des Redners oder ein Drittpublikum anzusprechen usw.²². Und selbstverständlich können auch verschiedene solcher Intentionen zugleich für den Zwischenrufer motivationsrelevant werden - im Sinne eben der von Kühn so genannten "mehrfachadressierten Sprachhandlung". Selbstverständlich zeitigt auch keineswegs jeder Zwischenruf Wirkung, und schon garnicht notwendig die Wirkungen, die vom Zwischenrufer intendiert gewesen sein mögen. Und selbstverständlich ist die Palette möglicher Reaktionen auf einen Zwischenruf sehr viel breiter als

Zwischenrufe und auch mannigfaltige Arten von Zwischenrufen gibt: wahrscheinlich 'positiv' gemeinte und wahrscheinlich 'negativ' gemeinte, kurze und längere, solche, die man als spritzig, witzig, hintersinnig, und solche, die man als langweilig, peinlich, plump empfindet, usw., usf. (Siehe auch Anm. 23 d.A.).

²⁰ Z.B. zum Ersteren: Die Abgeordnete Wilms-Kegel spricht... Zuruf von der CDU/CSU: "Wer hat Ihnen denn das aufgeschrieben?" (Prot. 71. Sitzung, 14.4.1988, S. 4808/C). - Der Abgeordnete Dressler spricht... Abgeordneter Seiters: "Beißen Sie nicht ins Mikrofon!" (Prot. 243. Sitzung, 6.11.1986, S. 18815/B). - Hans Klein spricht... Abgeordneter Ströbele: "Darauf sind Sie wohl stolz oder wie?" (Prot. 135. Sitzung, 25.4.1985, S. 10095/A). - Helmut Kohl spricht... Abgeordneter Rusche: "Wir haben Ihre Doktorarbeit gelesen! Wir wissen, wie Sie Historiker geworden sind!" (Prot. 249. Sitzung, 26.11.1986, S. 19316/B). - Z.B. zum Letzteren: Willy Brandt spricht... (Der Abgeordnete Reddemann macht mehrere Zwischenrufe) Brandt: "Wissen Sie..." Herbert Wehner: "Lassen Sie sich doch von diesem Lümmel nicht aus der Ruhe bringen!" (Prot. 28. Sitzung, 6.4.1973, S. 1399/A). - Aber auch: Der Abgeordnete Bueb spricht... Abgeordneter Immer: "Genauso ist es!" (Prot. 135. Sitzung, 25.4.1985, S. 10096/C-D).

²¹ Wohl eindeutig z.B. zum Ersteren: Helmut Kohl spricht... Abgeordneter Graf Huyn: "Das ist sehr wichtig!" (Prot. 249. Sitzung, 26.11.1986, S. 19314/B). - Wolfgang Schäuble spricht... (Großer Tumult) Hans-Jochen Vogel: "Lassen Sie den Redner sprechen!" Schäuble: "Vielen Dank, Herr Kollege Vogel. ..." (Prot. 246. Sitzung, 13.11.1986, S. 18926/B). - Zumeist aber ist es eine Interpretationsfrage, ob der Zwischenruf nun dazu dient Aufmerksamkeit abzuziehen oder (erst recht) einzufordern. Z.B.: Hans-Jochen Vogel spricht... Abgeordneter Pfeffermann: "Jetzt kommt bestimmt eine Sauerei!" (Prot. 246. Sitzung, 13.11.1986, S. 18971/B). - Die Abgeordnete Wilms-Kegel spricht... Abgeordneter Kansy: "Jetzt kommen wieder die Pflichteinlagen der Regierungsbeschimpfung!" (Prot. 71. Sitzung, 14.4.1988, S. 4808/B).

²² Wer tatsächlich angesprochen werden soll, läßt sich allerdings anhand der Protokolle nur schwer bzw. garnicht entscheiden. Gleichwohl z.B.: Der Abgeordnete Jaunich spricht... (Beifall bei der SPD, Lachen bei der CDU/CSU) Zuruf von der CDU/CSU: "Das könnte Euch so passen!" (Prot. 25. Sitzung, 11.9.1987, S. 1687/D). - Vizepräsident Westphal: "Das Wort hat der Herr Abgeordnete Scharrenbroich." Hans Apel: "Jetzt kommt der Faustschlag ins Gesicht des Malochers!" (Prot. 33. Sitzung, 15.10.1987, S. 2223/A). - Der Abgeordnete Urbaniak spricht... Abgeordneter Wolfram: "Das ist ein Skandal!" (Prot. 243. Sitzung, 6.11.1986, S. 18806/A).

das, was im amtlichen Plenarprotokoll des Deutschen Bundestags festgehalten wird, festgehalten werden kann: z.B. körpersprachliche Erwiderungen jeglicher Art, sämtliche Reaktionen, die außerhalb der Plenarsitzung (wie auch immer) gezeigt werden, und auch Stellungnahmen des Drittpublikums tauchen im Protokoll nicht auf; ja, das Protokoll hält noch nicht einmal nonverbal sich äußernde Reaktionen des Redners auf den Zwischenruf fest.²³ Nicht zuletzt deshalb erscheint es mir auch wenig sinnvoll, auf der materialen Grundlage der Plenarprotokolle bereits Zwischenrufe als 'unbeantwortet' zu kategorisieren - oder gar zu beurteilen, ob sie 'getroffen' haben oder nicht.

3. Ein Exempel politischen Redens

Der Zwischenruf ist - wie mir scheint - eine durchaus symptomatische Kurzformel politischen Redens schlechthin: Auch er dient der Auf- und Abwertung von Standpunkten und Meinungen, der Beschwichtigung oder Erregung diverser Publika, der Argumentation für oder gegen Positionen, der Plausibilisierung oder Entplausibilisierung von Entscheidungen, der Legitimation oder Nihilierung von Einstellungen und Weltanschauungen, der Emotionalisierung von Sachverhalten, der Evokation von Zustimmung oder Ablehnung, der ideologischen Besetzung semantischer Felder usw.²⁴ Der Zwischenruf ist, kurz gesagt, ein Element symbolischer Politik (vgl. z.B. Elder/Cobb 1983, Sarcinelli 1987); d. h. auch und gerade an ihm wird deutlich, daß es im politischen Diskurs zum wenigsten darum geht, etwas auszuhandeln, also irgendwelche Gegner dazu zu bringen, ihren Standpunkt zu wechseln, sondern daß es vielmehr darum geht, Parteigänger zu ermutigen, Sympathisanten zu aktivieren, Unentschlossene für sich zu gewinnen, Kritiker zu diskriminieren und Gegner womöglich zu stigmatisieren. "Das Spiel heißt Macht... Das Spielziel ist Machtzuwachs", hat Dirk Käsler (1984) einmal das politische Geschehen scharf, aber m. E. nicht

²³ Wir können also anhand der Protokolle z.B. nicht entscheiden, ob der Redner auf den Zwischenruf überhaupt nicht reagiert hat (z.B. weil er ihn garnicht gehört oder weil er ihn nicht verstanden hat, oder weil er ihm nicht wichtig genug war, oder weil ihm nichts dazu eingefallen ist), oder ob er z.B. mit dem Zwischenrufer (lediglich) Augenkontakt aufgenommen hat (ihn also z.B. wütend, beleidigt, entsetzt, angeekelt, erfreut oder dankbar angesehen hat), ob er auf den Zwischenruf hin gelächelt oder gestikuliert oder z.B. lauter oder leiser, schneller oder langsamer, höher oder tiefer gesprochen hat. Zumeist können wir anhand des Protokolls nicht einmal feststellen, ob er etwa in seiner Konzentration gestört war (z.B. ob er angefangen hat, zu stottern, sich zu versprechen, usw.). - Derlei deskriptive Feinanalysen bedürften entweder einer sehr langen direkten Beobachtung im Plenum des Bundestags (was außerordentlich schwierig zu bewerkstelligen und m.E. weniger fruchtbar wäre, als man zunächst vielleicht denken möchte), oder der intensiven Nutzung von Fernseh- und Tonbandaufzeichnungen. Dazu wiederum aber fehlt mir (vorderhand?) eine hinreichend relevante theoretische Fragestellung.

²⁴ Vgl. dazu neuerdings umfassend Holly 1988, aber auch z.B. Bergsdorf 1978, Dieckmann 1969, Edelman 1977, Haseloff 1969, Zimmermann 1969.

unzutreffend, charakterisiert.²⁵ Und zum Kampf um die Macht gehört essentiell auch die Täuschung Anderer darüber, daß es den Akteuren tatsächlich vor allem 'um die Macht' geht. Deshalb kann in diesem Spiel - zumindest heutzutage - nur noch gewinnen, wer (unter anderem) ein guter Schau-Spieler ist. Und hierin liegt m. E. auch der Schlüssel zu einem dramatologischen Verständnis der 'Politik des Zwischenrufs', zu seiner alle konkreten Erscheinungsformen und Funktionsweisen übergreifenden Interaktionsrelevanz.

Jenseits seiner, Kontrahenten und Gesinnungsfreunde betreffenden, quasi instrumentellen Funktionen in der politischen Auseinandersetzung verweist der Zwischenruf, jeder Zwischenruf, auch nachdrücklich auf den zwischenrufenden Akteur selbst: Er dient als ein probates, wenngleich nicht ganz 'ungefährliches' Mittel öffentlicher Selbstdarstellung (wemgegenüber auch immer). Der Zwischenrufer präsentiert sich als guter Zuhörer und fixer Denker, der die zur Debatte stehende Thematik beherrscht und daher in der Lage ist, Widersprüche einzuklagen, Schwachstellen aufzudecken, Fehler zu korrigieren und informative Ergänzungen beizusteuern, der also ein kenntnisreicher politischer Kopf ist, der Scharfsinn und Durchsetzungsvermögen, Kompetenz und Courage, Engagement und Witz besitzt. Der Zwischenrufer zieht, wenigstens für Augenblicke, Aufmerksamkeit auf sich, obwohl sie ihm, nach den Regeln des parlamentarischen Zeremoniells, 'eigentlich' gar nicht zusteht.²⁶ Er stiehlt, einen Moment lang, dem Redner die 'Show' und schiebt sich ins Rampenlicht des Interesses, ohne sich dadurch auch gleich zu verpflichten, zu seinem Tun, zu seiner Meinung, zu seinen Andeutungen Genaueres zu sagen, Begründungen zu liefern, zusätzliche 'Erklärungen' abzugeben. Mitunter erscheint der Zwischenruf - extensiv interpretiert - nachgerade als eine elaborierte, ritualisierte Version dessen, was Erving Goffman (1981, vgl. v. a. S. 121) als 'response cry' beschrieben hat: als ein Selbst-Inszenierungs-Vehikel ohne weiterreichende Verpflichtungen.

²⁵ Auf die strategisch-taktische Funktion von Zwischenrufen in diesem parlamentarischen Kampf um die (Definitions-)Macht hat insbesondere Werner Patzelt (1990) am Beispiel der Nachrüstungsdebatte im Bundestag hingewiesen.

²⁶ So gesehen könnte man den Zwischenruf auch als eine Art von absichtsvollem 'Miniatur-Skandal' bezeichnen, der, wie der Skandal schlechthin, als durchaus janusköpfiger Eklat erscheint (vgl. dazu Hitzler 1987a und 1989): Der Zwischenruf skandalisiert -in einem weiten Sinne - einen Sachverhalt bzw. einen Akteur, der aktuell für diesen Sachverhalt 'steht'. Zugleich aber ist der Zwischenruf ja auch selber ein, wenngleich institutionalisierter, Skandal, weil er eine Grundregel parlamentarischen Redens ('nur mit Genehmigung') bricht. Der Zwischenrufer verhält sich also sozusagen skandalös, um dadurch auf einen 'wirklichen Skandal' aufmerksam machen zu können, usw. Ambivalenzen entstehen für den Akteur dabei vor allem "durch den Konflikt zwischen Kooperationsverpflichtung und Verpflichtung zur individuellen Darstellung" (Falk und Steinert 1973, S. 42), denn der Politiker ist eingebunden in ein Netz von Erwartungen und Abhängigkeiten, das gleichsam das 'Koordinatensystem' seiner Orientierungen bildet. Um von diesem Netz, das im Plenum vor allem vom Kreis seiner 'Gesinnungsfreunde' geknüpft wird, abgefedert zu werden und aufgefangen zu bleiben, muß er den Eindruck von Wichtigkeit und Zuverlässigkeit vermitteln. Und das erreicht er in dieser Arena u.a. eben vorzüglich durch 'Selbst-Skandalierungen' als Zwischenrufer.

Die generelle Politik des Zwischenrufs besteht m. E. also darin, zu Zeit- und Aufmerksamkeitslasten eines anderen Akteurs den Zwischenrufer 'interessant' zu machen, Eigeninszenierung in der Grauzone des institutionell approbierten kommunikativen Verhaltens zu betreiben.²⁷ Erst wenn wir hypostasieren, daß jeder parlamentarische Zwischenruf zumindest auch - und gelegentlich eben nur - der Selbstdarstellung des Zwischenrufers dienen könnte, bekommt dieses Phänomen insgesamt - und nicht nur in Teilen - Sinn. Wir finden Zwischenrufe, die, interpretiert, weder einen sachlichen Zweck erkennen lassen, noch eine polemische oder affirmative Absicht. Gelegentlich würde, gäbe - jedenfalls heutzutage - nicht das Protokoll darüber Auskunft, noch nicht einmal deutlich, ob sie von einem Parteifreund oder von einem politischen Gegner des Redners getätigt worden sind. 'Sinnhaft' lassen sich solche Einwürfe nur als Demonstrationen von persönlicher Begabung, z. B. von Scharfsinn, Schlagfertigkeit, Humor usw. deuten.²⁸

Der Zwischenrufer realisiert - so würde ich sagen - exemplarisch die expressive Funktion politischen Redens: Sich als Repräsentant von Parteiungen und Interessengruppierungen glaubwürdig zu machen bzw. glaubwürdig zu erhalten, Zuverlässigkeit und Wichtigkeit zu bekunden und sich so gleichsam 'beiläufig' (einmal mehr) einen kleinen Vorteil im Spiel um die Macht zu verschaffen. Wenn man sich aber dergestalt auf die dramaturgischen Elemente des Politikerdaseins konzentriert, dann liegt natürlich die Vermutung nahe, unter diesem Blickwinkel solle nun alles, was man in den Blick bekommt, als strategisch absichtsvolles Imponiergehabe hypostasiert werden. Dann scheint es schnell so, als mystifiziere man den gemeinen Zwischenrufer zum begnadeten Mimen und ränkereichen Fadenzieher, zum ausgebufften Taktiker und kaltblütigen Machiavellisten, zu einem gewieften

²⁷ Selbstdarstellung in jeder Lage und Situation ist gleichsam (über-)lebenswichtig für den Politiker, denn 'Wirkung', insbesondere Medienwirkung, ist das 'Brot', von dem er sich politisch 'ernährt' (vgl. dazu Rapp 1973, S. 149f). (Nicht nur) Bonner Politiker müssen sich ausstellen, müssen präsent sein, weil auf der Präsenz ihre Prominenz und auf ihrer Prominenz ihre Chance beruht, wieder nominiert und wiedergewählt, und in der Partei- und Fraktionshierarchie akzeptiert zu werden und möglicherweise weiter aufzusteigen. Es verwundert daher nicht, daß das Problem der Inszenierung, der Außendarstellung, explizit und - vor allem - implizit das Handeln des Parlamentariers typischerweise mehr als alles andere prägt (vgl. dazu auch Holly 1988).

²⁸ Z.B.: Hans Apel spricht... (...) Abgeordneter Feilcke: "Das Pferd hat ihn an den Kopf getreten!" (Prot. 227. Sitzung, 9.9.1986, S. 17600/A). Die 'Süffisanz' dieses Hinweises besteht natürlich darin, daß er auf einen berühmt gewordenen Apel-Ausspruch rekurriert. - Abgeordnete Schmidt: "... Das Wort 'Kondom' bringt in der Bevölkerung wohl nur noch wenige zum Erröten", Abgeordneter Kansy: "Beim DFB!" (Prot. 71. Sitzung, 14. 4. 1988, S. 4811/D). (Eine Reaktion der Rednerin ist im Protokoll nicht festgehalten.) Dieser Einwurf gewinnt seinen (Hinter-)Sinn eben dadurch, daß der Zwischenrufer auf einen Sachverhalt anspielt, den er offenbar als bekannt voraussetzt (nämlich den, daß vom DFB einem Bundesligaverein unter sagt worden war, auf den Spielertrikots Werbung für eine Firma zu machen, die Verhütungsmittel herstellt). - Die Bedeutung vieler Zwischenrufe erschließt sich also 'ohne weiteres' und 'für jedermann', während manche zu ihrem Verständnis eben Kontextwissen, Detailinformationen oder/und ein gutes Erinnerungsvermögen - zum Teil auch auf der Grundlage ganz persönlicher Vertrautheit miteinander - erfordern; so z.B. auch: Der Abgeordnete Bueb spricht... Abgeordneter Cronenberg: "Da warst Du früher anderer Meinung!" Bueb: "Niemals, das weißt Du genau! ..." Prot. 243. Sitzung, 6.11.1986, S. 18810/A-B).

"Meister in der Heuchelei und Verstellung" (Machiavelli 1972, S. 72). Nun meine ich zwar durchaus, daß derlei Fähigkeiten und Begabungen für das Überleben in der Sinnwelt des Politischen von hohem Nutzen sind, denn wer hier Erfolg sucht, der kommt kaum umhin, sich mehr oder minder permanent auf die kalkulatorische Lauer zu legen und ständig damit zu rechnen, daß jeder (auch er selber) letztlich darauf angewiesen ist, sich auf Kosten des Anderen (wemgegenüber auch immer) zu profilieren.

Gleichwohl meine ich auch, daß das meiste von dem, was der Politiker so tut, wenn er 'Politik macht', weniger als individuelle Strategie eines Akteurs zu begreifen ist, denn als kollektiver Habitus eines Berufsstandes, für den "ein Satz von Hintergrundsregeln und ...Definitionsregeln besteht" (Falk und Steinert 1973, S. 42). D.h. wenn der Abgeordnete agiert, dann agiert er gelegentlich 'bewußtloser' als es vielleicht den Anschein hat. Dann folgt er oft einfach milieuspezifischen Routinen, subkulturellen Konsensen, gruppierungstypischen 'rules of the game' (vgl. Price/Bell 1970; vgl. auch nochmals Mayntz/Neidhardt 1989). Und wenn er uns etwas 'vormacht', dann macht er mitunter lediglich nach, was andere wiederum ihm vorgemacht haben, denn: "Die gemeinsamen Überzeugungen und Wahrnehmungen einer Gruppe und die Selbstdefinition des einzelnen sind Spiegelungen ein und desselben Vorgangs der Bildung signifikanter Symbole, die für alle, die durch sie integriert werden, dieselben gemeinsamen Deutungsmuster erzeugen" (Edelman 1976, S. 110). Dies gilt auch, und nicht zuletzt, für das Phänomen des Zwischenrufs. Und was dabei sichtbar wird, das ist die hochgradige Identität von Politik als Show, als Inszenierung, und politischem Handeln überhaupt.²⁹ Kurz: Der Politiker, auch und nicht zum wenigsten als Zwischenrufer, muß, qua Profession und - wie Simmel (1987) sagt - eben nicht als 'Heuchelei und Betrug' sondern gleichsam 'rollenkonform', ständig versuchen, gegenüber irgendwelchen (warum auch immer) relevanten Anderen zu 'wirken' - d. h. so zu wirken, daß sie ihn als Vertreter ihrer Interessen, als Repräsentanten ihrer Hoffnungen und Wünsche, als verlässlichen Gesinnungsfreund ansehen können.

²⁹ Oder, wie Putnam (1973, S. 26) konstatiert: "Parliaments are, after all, 'talking shops'. When we listen to politicians talk about politics and policy we are in fact watching them behave." - Vgl. dazu auch Nedelmann 1986, Hitzler 1987b.

Literatur:

- Baumanns, Hans Leo: Die Bonner Hackordnung. In: Deutsches Monatsmagazin, H. 2/1975, S. 40-42
- Beland, Ulrike: Zwischenrufe im Bundestag. Köln (Abschlußbericht) 1988
- Bergmann, Jörg R.: Klatsch. Berlin, New York: de Gruyter 1987
- Bergsdorf, Wolfgang: Politik und Sprache. München, Wien: Olzog 1978
- Blischke, Werner: Ungeschriebene Regeln im Deutschen Bundestag. In: Eckart Busch (Hrsg.): Parlamentarische Demokratie. Heidelberg: Deckers 1984, S. 55-74
- Dieckmann, Walther: Sprache in der Politik. Heidelberg: Winter 1969
- Edelman, Murray: Politik als Ritual. Frankfurt a.M., New York: Campus 1976
- Edelman, Murray: Political Language. New York: Academic Press 1977
- Elder, Charles D./Cobb, Roger W.: The Political Uses of Symbols. New York, London: Longman 1983
- Falk, Gunter und Steinert, Heinz: Über den Soziologen als Konstrukteur von Wirklichkeit. Einleitung zu: Heinz Steinert (Hrsg.): Symbolische Interaktion. Stuttgart: Klett-Cotta 1973
- Floehr, Ralf (Hrsg.): Ordnung ist die halbe Rede. Krefeld: Zweitausendeins (2. Aufl.) 1985
- Floehr, Ralf und Schmidt, Klaus (Hrsg.): "Unglaublich, Herr Präsident!". Krefeld: Zweitausendeins (6. Aufl.) 1986
- Goffman, Erving: Response Cries. In: Ders.: Forms of Talk. Oxford: Blackwell 1981, S. 78-123
- Haseloff, Otto Walter: Über Symbolik und Resonanzbedingungen der politischen Sprache. In: K.D. Hartmann (Hrsg.): Politische Beeinflussung. Frankfurt a.M.: EVA 1969, S. 72-98
- Henkels, Walter: Wie die Soße zum Braten: Zwischenrufe, Ordnungsrufe. In: Ders.: Keine Angst vor hohen Tieren. Düsseldorf, Wien: Econ 1977, S. 106-129
- Hess, Adalbert: Reflexionen über den Debattenstil. In: Hans-Achim Roll (Hrsg.): Plenarsitzungen des Deutschen Bundestages. Berlin: Duncker & Humblot 1982, S. 63-80
- Hitzler, Ronald: Skandal: Karrierebremse oder Karrierevehikel? In: Sozialwissenschaftliche Informationen (SOWI), H.1/1987a, S. 22-27
- Hitzler, Ronald: Repräsentanten. (Manuskript eines Vortrags beim V. Internationalen Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Semiotik in Essen, Oktober 1987b)
- Hitzler, Ronald: Skandal ist Ansichtssache. In: Rolf Ebbinghausen und Sighard Neckel (Hrsg.): Anatomie des politischen Skandals. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1989, S. 334-354
- Hitzler, Ronald: Die mediale Selbstinszenierung von Politikern. In: Jörg-Dieter Gauger und Justin Stagl (Hrsg.): Staatsrepräsentation. Berlin: Reimer 1992, S. 205-222
- Hoffmann, Rolf-Rüdiger: Politische Fernsehinterviews. Tübingen: Niemeyer 1982
- Holly, Werner: Politikersprache. Trier (Habilitationsschrift) 1988
- Holly, Werner/Kühn, Peter/Püschel, Ulrich: Politische Fernsehdiskussionen. Tübingen: Neimeyer 1986

Husemann, Friedrich W.: Der Zwischenruf als solcher. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, Nr. 22/1986, S. 24

Jolles, André: Einfache Formen. Tübingen: Niemeyer (6. Aufl.) 1982

Käsler, Dirk: Alles nur Theater? In: Süddeutsche Zeitung, 14./15. 1.1984

Klein, Friedrich-Ludwig: Das Plenarprotokoll. In: Hans-Achim Roll (Hrsg.): Plenarsitzungen des Deutschen Bundestages. Berlin: Duncker & Humblot 1982, S. 231-247

Kruttschnitt, Ernst Jörg: Kanzler der Alliierten. Baden-Baden: Nomos 1970

Kühn, Peter: Der parlamentarische Zwischenruf als mehrfachadressierte Sprachhandlung. In: René Jongen u.a. (Hrsg.): Sprache, Diskurs und Text (Akten des 17. Linguistischen Kolloquiums in Brüssel 1982, Bd. 1). Tübingen: Narr 1983, S. 239-251

Luckmann, Thomas: Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen. In: Friedhelm Neidhardt, M. Rainer Lepsius, Johannes Weiß (Hrsg.): Kultur und Gesellschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag 1986, S. 191-213

Luckmann, Thomas und Bergmann, Jörg: Strukturen und Funktionen von rekonstruktiven Gattungen in der alltäglichen Kommunikation. (Projektantrag und Fortsetzungsantrag). Konstanz (Manuskripte) 1983 und 1987

Machiavelli, Niccolo: Der Fürst. Stuttgart: Kröner (4. Aufl.) 1972

Mayntz, Renate und Neidhardt, Friedhelm: Parlamentskultur: Handlungsorientierung von Bundestagsabgeordneten. In: Zeitschrift für Parlamentsfragen, H. 3/1989, S. 370-387

Nedelmann, Birgitta: Das kulturelle Milieu politischer Konflikte. In: Friedhelm Neidhardt, M. Rainer Lepsius, Johannes Weiß (Hrsg.): Kultur und Gesellschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag 1986, S. 397-414

Nelamischkies, Karl-Heinz: Die Disziplin im Deutschen Bundestag. Kiel (Dissertation) 1964

Patzelt, Werner: Sprengsatz Sprache: Die 'Nachrüstungsdebatte' des Bundestags als Beispiel. In: Politische Studien, H. 309/1990, S. 53-73

Price, Charles M. und Bell, Charles G.: The Rules of the Game: Political Fact or Academic Fancy? In: The Journal of Politics, Nov. 1970, S. 839-855

Putnam, Robert D.: The Beliefs of Politicians. Yale: University Press 1973

Sarcinelli, Ulrich: Symbolische Politik. Opladen: Westdeutscher Verlag 1987

Scholz, Peter: Rederecht und Redezeit im Deutschen Bundestag. In: Zeitschrift für Parlamentsfragen 1982, S. 24-32

Simmel, Georg: Zur Philosophie des Schauspielers. In: Ders.: Das individuelle Gesetz. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1987, S. 75-95

Simmler, Franz: Die politische Rede im Deutschen Bundestag. Göppingen: Kümmerle 1978

Soeffner, Hans-Georg: Interaktion und Interpretation. In: Ders. (Hrsg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart: Metzler 1979, S. 328-351

Soeffner, Hans-Georg: Rituale des Antiritualismus. In: Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer (Hrsg.): Materialität der Kommunikation. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1988, S. 519-546

Wette, Wolfram: Modus und Stil der parlamentarischen Diskussion im Bundestag. In: Zeitschrift für Politik 1968, S. 181-188

Zimmermann, Hans Dieter: Die politische Rede. Stuttgart: Kohlhammer 1969

Dummheit als Methode

Eine dramatologische Textinterpretation

Das Verfahren

Der von uns so genannte, insbesondere von Anne Honer vorangetriebene, 'lebensweltliche Forschungsansatz' (vgl. v.a. Hitzler/Honer 1988 und 1991, Honer 1989 und auch 1991), der das Perspektivenproblem ins Zentrum der methodologisch-methodischen Überlegungen rückt, ist immer wieder mit der Schwierigkeit konfrontiert, daß die Übernahme bestimmter Perspektiven empirisch - aus unterschiedlichen, die Felderschließung beschränkenden Gründen - nicht möglich ist. Die Frage, vor die wir uns deshalb grundsätzlich gestellt sehen, ist mithin die, ob dieser Ansatz lediglich eine Sonderform ethnographischen Arbeitens für sehr spezifische - eben 'leicht zugängliche' - Areale der sozialen Welt darstellt, oder ob er mit dem Anspruch auf generellere Bedeutung vorgetragen werden kann und soll. Kurz: Was heißt es für einen sich als 'lebensweltlich' verstehenden Forschungsansatz, für einen Ansatz also, der Wirklichkeit(en) möglichst so zu erfassen sucht, wie sie von den Mitgliedern typischerweise erfahren, erlitten und erhandelt wird (vgl. Schütz/Luckmann 1984), wenn eine Mitgliedschaft eben nicht möglich ist?

Es bedeutet ganz einfach, daß man die in Frage stehende Welt wirklich nur von außen, eben aus einer anderen Perspektive, und das heißt vor allem: nur vermittelt über die Darstellungen, über die (zeichenhaften und anzeichenhaften) Objektivationen und Repräsentationen der dort tatsächlich gemachten Erfahrungen, kennenlernen kann. Dies ist natürlich eine triviale Einsicht, und sie wäre auch kaum erwähnenswert, würde sie nicht in aller Regel allenfalls proklamiert, fände aber gleichwohl kaum Berücksichtigung in der hermeneutischen Praxis der Dateninterpretation¹: Üblicherweise neigen auch sogenannte 'qualitative' Forscher dazu, Darstellungen von Erfahrungen nicht zunächst einmal als Darstellungen von Erfahrungen sondern sogleich und vor allem als Darstellungen von Erfahrungen zu deuten - und sie selber dann wieder wie Erfahrungen (statt wie Darstellungen) darzustellen. Solche Kurz-Schlüsse aber tragen m.E. nicht unwesentlich dazu bei, jene Pseudo-Objektivität zu perpetuieren, mit der Sozialwissenschaftler so gerne, vermeintlich 'positionslos' alles gesellschaftliche Geschehen beobachtend, menschliche Wirklichkeit beschreiben, gar 'erklären' zu können glauben.

¹ Dies hat übrigens auch Hans-Georg Soeffner immer wieder angemahnt; neuerdings versammelt in: Soeffner 1989; vgl. dazu aber auch Bergmann 1985, Reichertz 1988

Vor dieser simplen, hintergründigen Einsicht also, daß es ein Jenseits der Perspektive nicht geben kann, daß mithin die je eingenommene Perspektive stets mitzubedenken und kenntlich zu machen sei, und angesichts zugleich der Unmöglichkeit, selber vorübergehend zu Forschungszwecken zu einem Politiker zu werden, erschien es mir im Kontext unseres Projektes über 'Parlamentarier in Bonn'² am sinnvollsten und ergiebigsten, grundsätzlich die Perspektive eines 'gutinformatierten Bürgers' (im Sinne von Schütz 1972) einzunehmen. Anders gesagt: Ich versuche, zu rekonstruieren, wie wir 'draußen im Lande' unsere Politiker und ihre Welt präsentiert bekommen.³ Wie macht man das? Nun, jeder Sozialwissenschaftler kann sich auf dem thematischen Feld, mit dem er befasst ist, ohne weiteres das Wissen aneignen, das eben auch ein sich gut informierender Bürger sich aneignen kann, ohne sich über mehr Quellen zu informieren als die allgemein und relativ problemlos zugänglichen. Statt aber all das, was da 'veröffentlicht' ist, als das zu nehmen, was es zu sein beansprucht (nämlich eine Form der Dokumentation der Wirklichkeit), registriert man es - theoretisch distanziert - vor allem als das, was es ist (nämlich eine Form der Inszenierung der Wirklichkeit).⁴

Aus der bei der Datenerhebung (nicht bei der Dateninterpretation) also voluntativ eingenommenen Sicht des gutinformierten Bürgers sehe ich die Welt mithin weder mit den Augen des politischen Profis, noch mit denen des politischen Idioten, weder kenne ich im strengen Sinne die tatsächliche, institutionelle Produktion, noch kenne ich im strengen Sinne die tatsächliche alltägliche Rezeption von Politik. Aber als Mediennutzer kenne ich eine Vielzahl politischer Darbietungen unterschiedlicher Art und Weise in unterschiedlichen Kontexten, als (im Verhältnis zum Durchschnittswähler wohl relativ privilegierter) Bonn-Besucher kenne ich darüberhinaus unterschiedliche Selbstbekundungen unterschied-

² Bei und mit Friedhelm Neidhardt am Forschungsinstitut für Soziologie der Universität zu Köln und in Zusammenarbeit mit dem Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung in Köln. -Vgl. dazu auch Mayntz/Neidhardt 1989.

³ Was mich - als soziologischem Beobachter - allerdings vom normalen gutinformierten Bürger unterscheidet, das ist, daß ich mich weltanschaulichen Rasonnements tunlichst zu enthalten habe, daß ich mich weniger daran interessiert zeige, meine individuelle politische Meinung zum Besten zu geben, sondern daß ich das Wissen, das man zu einem Thema als gutinformierter Bürger optimalerweise haben kann, sammle, ordne und beschreibe, um Politik, so wie sie von wem, wo, wann und warum auch immer dargestellt wird, verstehen und letztlich vielleicht sogar manche Zusammenhänge 'erklären' zu können. - Vgl. dazu auch Schütz 1971.

⁴ Dies meint die Rede von der dramatologischen Sicht auf die soziale Welt bzw. auf die sozialen Welten, die ich von Wolfgang Lipp (1984) übernommen habe. Letztlich zielt eine Dramatologie, wie ich sie verstehe, nicht nur auf die Analyse besonderer Aspekte des gesellschaftlichen bzw. geselligen Lebens (wie z.B. bei Veblen 1971, Bourdieu 1982, Girtler 1989 - und wie auch bei meiner Beschäftigung mit Phänomenen politischer Dramaturgie), sondern auf eine erfahrungswissenschaftliche Beschreibung von in der 'normal science' vernachlässigten Grundstrukturen des menschlichen Miteinander. Der dramatologische Gedanke scheint mir gleichwohl in der soziologischen und sozialphilosophischen Literatur vielfältig angelegt zu sein: Z.B., um nur die für mich wichtigsten Namen zu nennen, bei Georg Simmel, Ernst Cassirer, Helmuth Plessner, Erving Goffman, Peter L. Berger und Hans-Georg Soeffner.

licher Akteure, und als kognitiv interessierter Beobachter kenne ich eine Vielzahl unterschiedlicher Reaktionen unterschiedlicher Leute in unterschiedlichen Kontexten auf politische Darbietungen und Selbstbekundungen. Als soziologischem Theoretiker erscheint mir das Phänomen 'Politik' mithin sozusagen als öffentliches Drama⁵. Wenn ich nun aber die Dramaturgie dieser Inszenierung erfassen und erhellen will, dann muß ich vor allem versuchen, die 'Drehbücher', die expliziten und möglichst auch die impliziten Regeln, Regelmäßigkeiten, Schemata, Typen, Muster und Strukturen politikdarstellerischen Handelns, also sozusagen 'the rules of the game' (Price/Bell 1970), zu rekonstruieren.⁶

Dieser Absicht besonders dienlich scheint mir die methodische Applikation dessen, was ich einmal als 'Attitüde der künstlichen Dummheit' skizziert habe (vgl. Hitzler 1986). Damit ist nichts anderes gemeint, als daß ich in der theoretischen Einstellung (hier also bei der Auswertung meines - wie auch immer gearteten - Materials) all jenes Wissen, das ich alltäglich so routinisiert, so fraglos habe (und das ich auch brauche und gebrauche, um überhaupt mit anderen Menschen einigermaßen 'gelingend' zusammenleben zu können), absichtsvoll ausklammere und mich möglichst 'naiv' stelle (was etwas durchaus anderes meint, als daß ich mich naiv anstelle). Durch eine solche methodologische Haltung systematischen Zweifels gegenüber dem je Selbstverständlichen nämlich (der somit in Teilen mit dem korrespondiert, worauf auch ethnomethodologische 'Experimente' gemeinhin abzielen) läßt sich klären, wie alltägliches Wissen um und über unsere Erfahrungen sich konstituiert.⁷

⁵ Wobei ich die sonst in diesem Zusammenhang so gern gestellte Frage nach dem Verhältnis zwischen dem 'Machen' von Politik und dem 'Darstellen' von Politik, zwischen 'instrumenteller' und 'expressiver' Politik mit Bedacht ausklammere (vgl. z.B. Edelman 1976 und 1988, Elder/Cobb 1983, Merelman 1969, Pross 1974, Sarcinelli 1987, Schwartzberg 1980).

⁶ Dabei betrachte ich übrigens den Politiker auch und gerade unter Zugrundelegung dieser Spiel- und Bühnenmetapher durchaus nicht als 'Marionette' an den Fäden sich im Hintergrund quasi-automatisch ereignender Abläufe oder verschwörerischer Puppenspieler und Drahtzieher, sondern als einen in seiner Rolle Improvisierenden in einer Art von 'Commedia dell'arte' der politischen Kleinkunsthöhle von Bonn. Damit meine ich, daß seine Rolle ihm zwar eine bestimmte und zu rekonstruierende Grunddisposition auferlegt, daß sie aber so definiert ist, daß sein Publikumserfolg vor allem von seiner Persönlichkeit, von seinen darstellerischen Befähigungen, von seiner Spiellaune, aber auch von den Zufälligkeiten des 'Stückes', das gespielt wird, von der Ausstattung, von Fundus und Requisiten, von den Maskenbildnern, aber nicht zuletzt auch von den Qualitäten der Mit- und Gegenspieler abhängt.

⁷ Das hierbei implizierte Erkenntnisinteresse korrespondiert natürlich hochgradig mit Ulrich Oevermanns Überlegungen zur Nützlichkeit 'künstlicher Naivität' für eine 'objektive Hermeneutik' (vgl. Oevermann 1986, bes. S. 35f). Gleichwohl: Ich habe den Gedanken nicht von Oevermann übernommen. (Und wie Plessner (1981, S. 34) schon so richtig bemerkt hat: "Es wird in der Welt mehr gedacht, als man denkt.") Meine 'künstliche Dummheit' schließt eher an Goffmans 'Rahmen-Analyse' (1977) an, richtet sich jedoch weniger auf eine Typologie von 'Rahmen' als eben vielmehr auf die situative Konstruktion von 'Rahmen' (vgl. auch Soeffner 1989, S. 140-157).

Im Folgenden werde ich nun zu exemplifizieren versuchen, wie sich diese für die dramatologische Arbeit essentielle 'Attitüde der künstlichen Dummheit' im Rahmen einer lebensweltlichen Ethnographie des politisch gutinformierten Bürgers auf einen in diesem Zusammenhang stehenden Text applizieren läßt.⁸ Ich werde mich dabei von Fragen leiten lassen, wie der, welche 'kommunikative Gattung' hier überhaupt vorliegt bzw. welche situativen Rahmen-Bedingungen aus dem Text selber rekonstruierbar sind; an welchen Adressaten-Typus bzw. an welche Adressaten-Typen der Text sich eigentlich wendet; welche typisch erwartbaren Interpretationen des Gesagten durch typische Rezipienten dementsprechend im Text antizipiert sind bzw. welche kommunikativen Absichten sich im Text appräsentieren; und - last but not least - wer der Textproduzent bzw. der Textdistribuent (typischerweise) sein könnte.

Das Transkript⁹

"ine Damen und Herrn, hh die Weltgesundheitsorganisation hat den ersten Dezember Neunzehnhundertachtundachtzig zum Welt (Ehz)tag ausgerufen hh mit dem Ziel + die Menschen weltweit auf die Gefahr (Ehz) hinzuweisen hh und die Verantwortung jedes einzelnen im Umgang mit dieser Seuche bewußt zu machn. hh dies ++ betrifft unsere Verantwortung in der Bundesrepublik + hh aber auch unsre Verantwortung und Hilfe für die Menschn in den Staaten der Welt hh die besonders von (Ehz) betroffen sind. + hh + ich begrüße diesen ersten Welt (Ehz)tag und verstehe ihn als einn Tag + an dem wir + über diese Krankheit redn ++ uns fragen + wie wir uns verantwortungsvoll verhalten könnn hh und + konkret + unsere Hilfe anbietn. + hh wir habn in den vergangenen Jahren Wichtiges erreicht, ++ die Bevölkerung ist aufgeklärt hh ++ viele Menschen erklären ihre Bereitschaft hh ihr Verhaltn auf die Krankheit einzustelln. hh es ist gelungen + Hilfe und Beratung für Kranke und Infizierte auszubauen. + ich möchte heute abend ++ die Gelegenheit nutz'n all jenen zu danken hh die sich + im + Kampf geg'n (Ehz) engagiert haben. hh + dabei sind nicht zu vergessen + die (V/v)ielen in der Selbsthilfegruppe. + hh + (i)n den Selbsthilfegrupp'n=und lassen (sie/Sie) mich besonders Dank sag'n + den Ärztn und Flegekräft'n in den Krankenhäusern, + die (Ehz)kranke begleitet + auch in der Sterbestunde begleitet habn. ++ ich warne (sie/Sie) ausdrücklich hh + die Gefahr (Ehz) zu unterschätz'n. + es gilt ++ der Ausbreitung der Seuche vorzubeugn. + denken (sie/Sie) an die Gesun- Ihre Gesundheit und die Gesundheit + unserer Mitbürger, + verhaltn (sie/Sie)

⁸ Wohlgemerkt: Im Rahmen eines lebensweltlichen Forschungskonzeptes; und das heißt: hier steht lediglich ein 'Mosaiksteinchen' dieser Unternehmung zur Debatte.

⁹ Transkriptionszeichen bzw. -hinweise:

- ().....Unklarheit über korrekte Schreibweise
- +.....kurze Pause
- ++.....längere Pause
- . ;.....stark bzw. schwach sinkende Stimme
- hh.....hörbares Ein- oder Ausatmen
- =.....schneller Sprechanschluß
-Wortabbruch
- ___.....betont gesprochen

sich verantwortlich. ++ ((Rascheln)) mir ist ganz wichtig + am Welt (Ehz)tag auch bewußt zu machn hh daß (Ehz) mehr ist als eine tödliche Krankheit, + und eine weltweite Gefahr, + (Ehz) bedeutet für mich zugleich auch eine Bewährungsprobe hh für unsere Gesellschaft wie für jedn einzelnen von uns. + hh wie wir mit (Ehz) umgehen hh wird darüber entscheidn ob wir in unserer Gesellschaft fäich sind + hh zu Eigenverantwortung und Solidarität. + wenn uns dies gelingt + können wir (Ehz) besiegn.++"

Die Interpretation

Dieser Text repräsentiert zunächst einmal meinen Versuch, etwas Gesprochenes möglichst vollständig, möglichst wortgetreu und möglichst interpretationsarm (was bekanntermaßen stets nur ein fernes Ideal anzeigt) zu transkribieren. Die Transkription ist dabei - im Hinblick auf meine generellen Frageinteressen - so unkompliziert wie möglich und so kompliziert wie nötig gehalten. Alltätlich gesprochen würde man vielleicht sagen, dies sei ein vollständiger Text. Er ist vollständig insofern, als er das, was in einem von einem wohlsozialisierten, normalen Menschen identifizierbaren Kontext von einer Stimme gesagt worden ist, vom Anfang bis zum Ende 'wiedergibt'. Er ist nicht vollständig z.B. u.u.a. im Hinblick auf diesen Kontext. Das hat, wie sich noch zeigen wird, seinen systematischen Grund.

Aus Gründen der besseren Darstellbarkeit der 'Erträge' der in concreto natürlich komplizierteren hermeneutischen Operationen¹⁰, die im wesentlichen auf der 'Kunstlehre der pragmatischen Hermeneutik' (im Sinne Soeffners 1989) basieren, führe ich die Interpretation in acht dem Text folgenden, aufeinander aufbauenden Schritten vor. Die 'Erträge' der je vorangegangenen Auslegungen fließen dabei in die je folgenden Passagen ein. Dadurch, daß man bei dieser Vorgehensweise Deutungen kumuliert, ist es möglich, die Interpretationen von Schritt zu Schritt immer stärker zu extensivieren, ohne dabei allzusehr Gefahr zu laufen, sich in 'bodenlosen' Spekulationen zu verirren.

1. Der Text beginnt mit einer leicht verstümmelten und relativ unspezifischen Anrede: "ine Damen und Herrn". - Wir alle neigen hier wahrscheinlich, aufgrund unserer einschlägigen Hörgewohnheiten und aufgrund der Neigung, als unvollständig wahrgenommene, vertraute Formen unaufwendig zu schließen, dazu, "ine Damen und Herrn" einfach als unvollständige Wiedergabe von "Meine Damen und Herren" und damit eben als eine relativ unspezifische Anrede zu interpretieren. (Daß es mannigfaltige andere, aber gleichfalls kulturell sinnhafte, ja: routinisierte 'Vervollständigungen' geben kann, bedarf dabei wohl keiner

¹⁰ Für eine ebenso anregende wie fruchtbare Diskussionsrunde zu dem infragestehenden Text danke ich unserer Bamberger Interpretationsgruppe, namentlich Birgit Hodenius, Anne Honer, Sabine Lotze und Matthias Michailow.

weiteren Erläuterung). Die Anrede ist, wie gesagt, relativ unspezifisch, allerdings wirklich nur relativ unspezifisch. D.h. einige wenige Rückschlüsse auf ihre 'objektive' (was wirklich nicht mehr heißt als: auf ihre in unserer Gesellschaft relativ allgemein und fraglos geltende) Bedeutung lassen sich doch ziehen: Angesprochen sind unzweifelhaft mehr als je ein Vertreter beider Geschlechter. Zum Ausdruck kommt deren relative Anonymität, zum Ausdruck kommt eine relativ geringe Vertraulichkeit des Sprechenden gegenüber seinen Adressaten, zum Ausdruck kommt der Rekurs auf ein kulturelles Wissen, das man vielleicht ziemlich unscharf mit 'bürgerliche Verkehrsformen' umschreiben könnte. Diese Anrede könnte also 'so gut wie jeder' Sprechende hierzulande verwenden, um bei 'so gut wie jeder' Gelegenheit Nicht-Intimität anzuzeigen.

2. Darauf folgt so etwas wie eine Mitteilung über ein zweckhaftes Ereignis: "die Weltgesundheitsorganisation hat den ersten Dezember Neunzehnhundertachtundachtzig zum Welt (Ehz)tag ausgerufen hh mit dem Ziel + die Menschen weltweit auf die Gefahr (Ehz) hinzuweisen hh und die Verantwortung jedes einzelnen im Umgang mit dieser Seuche bewußt zu machn." - Zum Ausdruck kommt in dieser Sequenz, daß der Sprechende die Adressaten über eine von einer internationalen Organisation getroffene Benennung bzw. Maßnahme informiert, die selber den Zweck verfolgt, international zu informieren. Sie könnte natürlich z.B. von einem Kind beim Frühstück im Kreise seiner Familie aus der Zeitung vorgelesen werden. Dann würde es sich aber gleichwohl um ein Zitat einer Art von Mitteilung handeln, wie sie üblicherweise wohl nicht von Privatpersonen, sondern von Informationsfunktionären (z.B. Publizisten, Journalisten, Nachrichtensprecher) und von Repräsentanten von Kollektiven (z.B. Politikern, Interessenvertretern) gegenüber einer (wie auch immer zu qualifizierenden) Öffentlichkeit bei solchen Gelegenheiten gemacht wird, die mit dem Mitgeteilten in einem für die Adressaten verständlichen Zusammenhang stehen bzw. in einen solchen gebracht werden können. Es kann sich aber natürlich auch um eine solche Mitteilung selber handeln, die dann entweder face-to-face (in kleinem Kreise, z.B. bei einem Festessen, oder auch bei einer Großkundgebung, z.B. bei einer Demonstration) oder über ein geeignetes Massenmedium (den Hörfunk, das Fernsehen, eine Schallplatte, eine Ton- oder Video-Aufzeichnung, ein Film), live oder konserviert getätigt worden ist. Bei Berücksichtigung der Anrede allerdings scheint es ziemlich unwahrscheinlich, daß die Mitteilung face-to-face bei einer Massenkundgebung erfolgt sein dürfte.

3. Diese zweckhafte Mitteilung wird nun objektivierend interpretiert: "dies ++ betrifft unsere Verantwortung in der Bundesrepublik + hh aber auch unsre Verantwortung und Hilfe für die Menschn in den Staaten der Welt hh die besonders von (Ehz) betroffen sind." - Zum Ausdruck kommt hier ein auf die Nation bezogenes in-group-out-group-Schema, mittels dessen das zuvor Mitgeteilte auf das hin ausgelegt wird, was es der Auffassung des

Sprechenden zufolge für die in-group besagt. - Wer also könnte so etwas sagen, und wer könnte mit 'uns' gemeint sein? Nun, sagen könnte es wohl am ehesten ein professionell oder amateurhaft Sozial-Engagierter, der sich zugleich selbstverständlich auf 'uns in der Bundesrepublik' beziehen kann, darf oder muß. Letzteres macht es z.B. unwahrscheinlich, daß der Sprechende ein Vertreter einer Kirche ist (er würde sich dann wohl eher auf 'uns Christen' oder auf 'uns in dieser oder jener Kirche' beziehen), ebenso, daß er für ein anderes Teilkollektiv in der Bundesrepublik redet ('wir in der Gewerkschaft', 'wir von dieser oder jener Partei', 'wir Rollstuhlfahrer' usw.) - es sei denn, es handle sich um ein durch die vorgängige Mitteilung thematisch besonders betroffenes Teilkollektiv ('wir, die Gefährdeten', oder 'wir, die Verantwortlichen', oder 'wir, die Hinweiser und Bewußtmacher') oder um einen nationalen Repräsentanten der Weltgesundheitsorganisation. Im letzteren Fall jedoch wäre zu erwarten gewesen, daß der Sprechende sich zwischen Mitteilung und Interpretation als Vertreter der WHO identifiziert hätte. Es ist also wahrscheinlich, daß der Sprechende sich entweder auf 'uns, die Hinweiser und Bewußtmacher' (z.B. als Kommentator auf Journalisten), auf 'uns, die Verantwortlichen' (z.B. die Mediziner, die Politiker), auf 'uns, die Gefährdeten' (z.B. die hochgradig 'riskant' Lebenden oder die im weitesten Sinne 'riskant' Lebenden), oder eben auf 'uns alle, in der Bundesrepublik', bezieht. Nun finden wir in diesem Textabschnitt zwei für unsere Fragestellung interessante semantisch-syntaktische Hinweise. Zum einen: Es geht um unsere Verantwortung in der Bundesrepublik, aber es geht (auch) um unsere Verantwortung für die Menschen anderswo. Es geht also nicht um unsere Verantwortung für die Menschen in der Bundesrepublik und anderswo, sondern es geht um unsere Verantwortung untereinander (in der Bundesrepublik) und für andere (anderswo). Der Sprechende formuliert also das, was seiner Auffassung nach 'für uns alle' (in der Bundesrepublik) gilt, aber er formuliert es nicht als seine Auffassung, nicht seiner (persönlichen oder Standes-)Meinung nach, sondern er formuliert es 'objektivierend'. Er formuliert seine Interpretation also wohl nicht als Hinweiser und Bewußtmacher, nicht als Sprecher besonders gefährdeter Bevölkerungsteile, und wohl auch nicht als Mediziner. - Zum anderen: Der Sprechende bezieht sich, wenn er 'unsere Verantwortung' für die besonders Betroffenen thematisiert, nicht auf Menschen, sondern auf Staaten. Diese Thematisierung politischer Groß-Gebilde als betroffenheitsfähige Subjekte im Kontext eines 'selbstverständlichen' Anspruchs, 'unser aller' Verantwortung sozusagen 'in unser aller Namen' formulieren zu können, läßt m.E. kaum noch einen anderen 'sinnstiftenden' Schluß zu als den, daß wir es hier mit typischer Politikersprache zu tun haben, genauer: mit der Sprache eines Politikers, der eine Rolle spielt bzw. zu spielen beansprucht, bzw. in einer Situation sich befindet bzw. sich wähnt, die es ihm erlaubt, nahelegt, gebietet, von uns allen und für uns alle zu sprechen. Eine solche Rolle kann prinzipiell z.B. ein führender Funktionär einer politisch relevanten Partei, ein Sprecher der Opposition, ein einschlägig 'legitimiertes' Mitglied der Regierung oder der Inhaber eines anderen hohen

Staatsamtes beanspruchen. (Zumindest in den ersten beiden Fällen ist im Folgenden aber mit einer Selbst-Identifizierung zu rechnen). Eine entsprechende Situation wäre wohl eine Feierlichkeit, ein Kongreß bzw. eine Tagung, irgendein offizieller Anlaß jedenfalls. Die Präsensform, in die 'unsere Verantwortung' gefaßt ist, deutet darauf hin, daß das, was der Sprechende von sich gibt, durch das veranlaßt ist, was er zuvor mitgeteilt hat.

4. Daran schließt sich eine bekenntnishafte, persönliche Deutung an: "ich begrüße diesen ersten Welt (Ehz)tag und verstehe ihn als einn Tag + an dem wir + über diese Krankheit redn ++ uns fragen + wie wir uns verantwortungsvoll verhalten könnn hh und + konkret + unsere Hilfe anbietn." - Zum Ausdruck kommt hier eine persönliche Bekundung von Freude bzw. Genugtuung, die eine subjektive Explikation der objektivierenden Interpretation einleitet. Wir alle, als deren Repräsentant der Sprechende sich äußert, sollten demzufolge, was der Sprechende als dessen Sinn ansieht, das objektive Ereignis, von dem die Rede ist, zum Anlaß für bestimmte Aktivitäten nehmen. Die Verwendung der Ich-Form, die explizite Bezugnahme auf eine persönliche Einstellung zu dem mitgeteilten und objektivierend interpretierten Ereignis weist auf die Möglichkeit einer weiteren Präzisierung des Typus des Sprechenden hin: Es dürfte sich sehr wahrscheinlich um einen den Adressaten bekannten bzw. vertrauten Politiker handeln, der antizipieren kann, daß seine persönliche Auffassung für die Adressaten interessant bzw. wichtig genug ist, um von ihm geäußert bzw. von ihnen gehört zu werden. Die relativ unspezifische Anrede im Verein damit, daß die Adressaten weder in der objektivierenden noch in der subjektiven Interpretation näher benannt oder auch nur eingegrenzt werden, legt zum einen die Vermutung nahe, daß das 'wir' auch in dieser Sequenz 'uns alle in der Bundesrepublik' konnotiert, und zum anderen und daran anschließend, daß das Gesagte nicht einem (mehr oder weniger) klar begrenzten Publikum vorgetragen wird, nicht explizit an eine Teilöffentlichkeit gerichtet ist, sondern daß damit explizit 'Öffentlichkeit' im diffusen Sinne des 'jedermann' angesprochen ist. Daraus wiederum folgt zweierlei: Das Gesagte wird - zumindest auch - massenmedial verbreitet, und zwar - aufgrund der Präsensformen offensichtlich - (relativ) aktuell bezogen auf das mitgeteilte Ereignis, und: Bei dem Sprechenden muß es sich, da er seinen Adressaten bekannt sein muß, um einen prominenten, aller Wahrscheinlichkeit nach sogar um einen populären Politiker handeln.

5. Dieser Politiker zieht jetzt eine objektivierende, spezifizierende Bilanz: "wir habn in den vergangenen Jahren Wichtiges erreicht, ++ die Bevölkerung ist aufgeklärt hh ++ viele Menschen erklären ihre Bereitschaft hh ihr Verhaltn auf die Krankheit einzustelln. hh es ist gelungen + Hilfe und Beratung für Kranke und Infizierte auszubauen." - Zum Ausdruck kommt darin die Bewertung des Resultates einer Wir-Gruppen-Aktivität und die Spezifizierung dieses Resultates. Diese Sequenz erweist sich bei näherer Betrachtung als in dop-

pelter Hinsicht problematisch: Einerseits macht die bisherige Konnotation des 'Wir' (im Verstande von 'wir alle in der Bundesrepublik') keinen richtigen Sinn mehr. Das in dieser Sequenz mit 'wir' angesprochene Kollektiv handelt nämlich offensichtlich 'strategisch' bzw. hat 'strategisch' gehandelt. Deshalb ist in der Bevölkerung bzw. bei vielen Menschen Verschiedenes geschehen bzw. gelungen. Andererseits erwartet man vom Rede-Duktus her gleichsam eine 'Gegenrechnung' dessen, was noch zu tun sei, denn Aufklärung, Erklärungen, Ausbauten, das vermittelt eher den Eindruck von erreichten Etappen- als von einem erreichten End-Ziel. - Wer also könnte Derartiges, in dieser Form, bei welcher Gelegenheit wem gegenüber äußern? Jemand, der für ein Kollektiv sprechen kann, ohne auf jemand anderen, hierarchisch höher Positionierten und mithin 'Verantwortlicheren' verweisen zu müssen; jemand, der es offenbar nicht einmal nötig hat, dieses Kollektiv zu bezeichnen bzw. näher zu beschreiben; also offensichtlich jemand, der an der Spitze eines Kollektivs steht, das dadurch, daß es der Sprechende, daß es dieser Sprechende ist, der sich in der Wir-Form darauf bezieht, für die Adressaten typischerweise bereits hinreichend identifiziert ist bzw. von diesen identifiziert werden kann. Es scheint auch jemand zu sein, der an dieser Stelle nicht (bzw. nicht mehr) sagen muß, worüber bzw. inwiefern die Bevölkerung aufgeklärt ist und von wem warum viele Menschen sich zu etwas bereit erklären; was es heißt, sein Verhalten auf das, wovon die Rede ist, einzustellen; wem es nun eigentlich gelungen ist, Hilfe und Beratung auszubauen; worin Hilfe und Beratung überhaupt bestehen; usw., usf. - Ein, wie wir ja zwischenzeitlich aufgrund der Analysen der vorhergehenden Texteinheiten wissen bzw. begründet annehmen dürfen, prominenter Politiker, der an 'uns alle' adressiert so unspezifiziert, so diffuse Resultate von diffusen Aktivitäten eines nicht benannten Kollektivs bilanzieren und anscheinend gleichwohl davon ausgehen kann, verstanden (und wohl grosso modo auch 'akzeptiert') zu werden, der redet ganz offensichtlich nicht nur über ein öffentlichkeitsvirulentes Thema, sondern der 'steht für', der verkörpert aller Wahrscheinlichkeit nach ein ebenfalls bereits öffentlichkeitsvirulentes politisches Programm zu diesem Thema. Dieses Thema heißt "(Ehz)" und wird vom Sprechenden als eine Gefahr, eine Seuche, eine Krankheit bezeichnet, über die die Bevölkerung ('wir alle' also?) aufgeklärt ist, besser: aufgeklärt worden ist - und zwar von den 'Wir', die 'in den vergangenen Jahren Wichtiges erreicht' haben. D.h., bei dem, was hier gesagt wird, geht es nicht darum, die 'breite' Öffentlichkeit über etwas wichtiges Neues zu informieren (z.B. über Einzelheiten zum 'Welt (Ehz)tag'), sondern es geht dabei offenbar darum, im Rekurs auf das als öffentlichkeitsvirulent vorausgesetzte Thema '(Ehz)' als Repräsentant eines ebenfalls als öffentlichkeitsvirulent vorausgesetzten, thematisch einschlägigen politischen Programms zu einem aktuellen, thematisch einschlägigen Anlaß (dem 'Welt (Ehz)tag') gegenüber einer 'breiten' Öffentlichkeit präsent zu sein. (Dementsprechend (und hier greife ich sequenziell vor) folgt auch nicht gleich eine Gegen-Bilanzierung, wie sie, wie gesagt, dem Rededuktus nach eigentlich zu erwarten gewesen wäre.)

6. Diese Öffentlichkeit nutzt der Sprechende für eine als subjektiv deklarierte Absicht, kollektiv benannten anderen gegenüber seinen Dank zum Ausdruck zu bringen: "ich möchte heute abend ++ die Gelegenheit nutzen all jenen zu danken hh die sich + im + Kampf gegen (Ehz) engagiert haben. hh + dabei sind nicht zu vergessen + die (V/v)ielen in der Selbsthilfegruppe. + hh + (i)n den Selbsthilfegrupp~~n~~=und lassen (sie/Sie) mich besonders Dank sagen + den Ärztn und Flegekräftn in den Krankenhäusern, + die (Ehz)kranke begleitet + auch in der Sterbestunde begleitet habn." - Zum Ausdruck kommt hier, daß der Sprechende die aus objektivem Anlaß gegebene Möglichkeit, sich zu äußern, für eine als subjektiv deklarierte Absicht nutzt, kollektiv benannten anderen gegenüber eine bzw. seine Einstellung auszudrücken. Der 'gesunde Menschenverstand' würde nun vielleicht vermuten, daß in Bezug auf (Ehz) eben diejenigen "in den vergangenen Jahren Wichtiges" erreicht haben, "die sich im Kampf gegen (Ehz) engagiert haben". Dem ist aber nicht so: Wichtiges erreicht haben 'Wir', engagiert jedoch haben sich 'jene', denen zu danken ist. Wenn aber 'jene' nicht nur die in den Selbsthilfegruppen und die Ärzte und Pflegekräfte in den Krankenhäusern sind, wer sind sie dann, ohne daß sie zu der In-group gehören, auf die sich der Sprechende zuvor bezogen hat? Dies ist nicht erkennbar, aber zu beachten ist vielleicht Folgendes: Der Sprechende äußert sich hier (wieder, wie in der 4. Sequenz) nicht explizit als Vertreter eines gesellschaftlichen Teilkollektivs oder als Vertreter von 'uns allen', sondern ohne jeden Verweis nur von sich aus. Allerdings erscheinen die dabei gebrauchten Formulierungen, etwas genauer betrachtet, doch merkwürdig 'gespreizt' und distanziert bzw. reserviert. Es heißt nicht: "Bei dieser Gelegenheit danke ich denen...", sondern "ich möchte die Gelegenheit nutzen, all jenen zu danken...". Es heißt auch nicht: "Dabei darf ich nicht vergessen....", sondern "dabei sind nicht zu vergessen". Und es heißt auch nicht: "Besonders bedanke ich mich...", sondern "lassen Sie mich besonders Dank sagen...". Derlei syntaktische 'Klimmzüge' verweisen in aller Regel darauf (und werden im Alltag auch zumeist ganz selbstverständlich so verstanden), daß jemand - auch entgegen manifester Bekundungen - eben nicht 'von sich aus' schlicht etwas sagen, sondern daß er etwas 'zum Ausdruck bringen' will bzw. glaubt, etwas 'zum Ausdruck bringen' zu sollen oder zu müssen. Derlei Formulierungen wählt man, wenn man sich beauftragt, gehalten oder wenigstens (wodurch auch immer) 'veranlaßt' wähnt. Man wählt sie wohl kaum, wenn man sich aus einem persönlichen Bedürfnis heraus äußert. Kurz: Der Sprechende teilt 'uns allen' mit, daß er - sozusagen 'in unser aller Namen' - etwas zu tun beabsichtigt, was er damit, daß er die Absicht äußert, es zu tun, auch schon getan hat. Man hat sich, salopp ausgedrückt, einer (lästigen oder auch freudigen) Pflicht entledigt, ohne sich tatsächlich zu verpflichten. D.h., man hat mit der Typisierung derer, denen man 'zu danken hat', zugleich implizit auch die typisiert, denen man eben nicht zu danken hat, und man hat mit der Separierung von Wichtigkeit und Engagement zugleich auch eine hierarchische Ordnung in die 'Kampfformation gegen (Ehz)' gebracht. (Die analytischen Erträge der Se-

quenz-Interpretationen werden damit bereits ersichtlich redundanter: Das zuvor Entdeckte bestätigt sich am weiteren Text.)

7. Daran schließt sich jetzt ein 'persönlicher', warnender Appell an: "ich warne (sie/Sie) ausdrücklich hh + die Gefahr (Ehz) zu unterschätz'n. + es gilt ++ der Ausbreitung der Seuche vorzubeugn. + denken (sie/Sie) an die Gesun- Ihre Gesundheit und die Gesundheit + unserer Mitbürger, + verhalten (sie/Sie) sich verantwortlich." - Zum Ausdruck kommt hier, daß jemand - entweder 'sie', von denen zuvor die Rede war, oder 'Sie', die Adressaten, also 'wir alle' - vom Sprechenden persönlich (also nicht etwa, wie man sich ja auch gut denken könnte, im Sinne von 'Der Bundesgesundheitsminister rät...') auf etwas und darauf, was zu tun ist, hingewiesen wird. Da bei "denken (sie/Sie)..." und bei "verhalten (sie/Sie) sich..." keine Frageintonation festzustellen ist, läßt sich aber die Lesart, daß in dieser Sequenz 'sie', von denen zuvor die Rede war, gemeint sind, mit großer Wahrscheinlichkeit ausschließen. Es liegt also eine Warnung und ein Appell an die Adressaten des Gesagten, also an 'uns alle' vor, die wir die 'breite Öffentlichkeit' bilden. Damit folgt nun also doch jenes 'Aber', das wir bereits im Anschluß an den 5. Textabschnitt erwartet haben. Wenn wir die drei Sequenzen nun zusammenziehen, dann läßt sich der Sinngehalt etwa so zusammenfassen: Wir, die wir eine bestimmte (Ehz)-Politik verfolgen, haben damit und dank der Mithilfe engagierter Gruppierungen schon sehr viel Positives erreicht. Ihr anderen alle, die ich hier direkt anspreche, solltet aber trotzdem nicht meinen, das Problem sei schon gelöst, und ihr bräuchtet euch deshalb nicht mehr darum zu kümmern. - Hier bemerkt man unschwer einen pädagogischen Impuls, sieht man förmlich den 'erhobenen Zeigefinger' dessen, der den 'rechten Weg' weisen muß und kann. (Eine 'ausdrückliche Warnung', ist das nicht schon (fast) eine Drohung?) Wer aber kann mit einer solchen 'autoritären Geste' wem unter welchen Umständen gegenüberreten? Nun, das kann wohl, ohne sich lächerlich zu machen, nur jemand, der qua Amt legitimerweise über die Autorität und qua persönlicher Eigenschaften über das nötige Charisma verfügt, um 'uns (zumindest potentiellen) Sündern allen' ins Gewissen zu reden, das angesichts des allgemein verbreiteten Lebenswandels hierzu-lande hinsichtlich dessen, was in diesem Kontext mehr oder weniger jeder als 'verantwortliches Verhalten' versteht, bei den meisten 'von uns' jedenfalls potentiell ein schlechtes zu sein scheint. (Damit zeichnet sich nun deutlich auch das vermutete politische Programm selber schlagwortartig ab: Verantwortung, Aufklärung, Engagement.)

8. Der Text endet mit einer Art (metaphorischer) Deutung der Bedeutung des Themas: "mir ist ganz wichtich + am Welt (Ehz)tag auch bewußt zu machn hh daß (Ehz) mehr ist als eine tödliche Krankheit, + und eine weltweite Gefahr, + (Ehz) bedeutet für mich zugleich auch eine Bewährungsprobe hh für unsere Gesellschaft wie für jedn einzelnen von uns. + hh wie wir mit (Ehz) umgehen hh wird darüber entscheidn ob wir in unserer Gesell-

schaft fäich sind + hh zu Eigenverantwortung und Solidarität. + wenn uns dies gelingt + können wir (Ehz) besiegn." - In dieser Schlußsequenz zeigt sich - vor dem Hintergrund dessen, was wir mittlerweile schon material begründet über die 'öffentlichkeitsrelevanten Elemente' des Textes annehmen können - m.E. so etwas wie eine dezidiert 'persönlich be-kennende', komplexe ideologische Grundeinstellung, die sich gleichsam zusammenfügt aus einer religiös-moralischen Weltanschauung, einem liberalen Menschenbild und einer sozial-konservativen Politikauffassung: Daß etwas 'mehr' ist, als es 'oberflächlich betrachtet' zu sein scheint, daß etwas also über sein An-sich-Sein hinaus verweist, daß man etwas als bedeutungsgeladen, sozusagen als 'Zeichen' sehen muß, eine solche Denkfigur verweist auf eine religiös-moralische Weltanschauung. Daß etwas eine 'Bewährungsprobe' für den Einzelnen darstellt, die es zu bestehen gilt, daß es mithin, gesellschaftlich gesehen, auf den Einzelnen ankommt, daß mithin der Einzelne entscheidungs- und handlungskompetent ist, das thematisiert m.E. gleichsam den 'Kern' eines liberalen Menschenbildes. Und die Kombination von 'Eigenverantwortung und Solidarität im Rahmen einer bestimmten Gesellschaftsstruktur' schließlich deutet m.E. auf eine sozial-konservative Politikauffassung hin.

Dies ist nun natürlich doch eine ziemlich extensive Auslegung des Schlußteiles. Ich will damit auch nicht mehr behaupten, als daß ich auf der Basis dieser letzten Sequenz und im Rekurs auf den Gesamttext wagen würde, den Sprechenden grundsätzlich im Spektrum des sogenannten 'linken' Flügels der CDU oder des 'wertkonservativen' Flügels der SPD zu verorten, so daß sich im Rückblick auch auf den vorhergehenden Abschnitt, in dem ich einen 'pädagogischen Impuls' zu entdecken geglaubt habe, nun einigermaßen ahnungsvoll die Gretchen-Frage stellen ließe: Wer kann es sein, der im Schnittpunkt dieser interpretativ gewonnenen 'Koordinaten' steht? Wer ist der prominente, populäre Politiker, der da, durch die Aktualisierung eines sozusagen 'allgegenwärtigen' Themas offiziell veranlaßt, sich und 'sein' bekanntes Programm massenmedial 'uns allen' präsentiert und uns 'persönlich' anspricht als betroffene, aufgeklärte und (mithin) verantwortliche Menschen, die man gleichwohl ein wenig 'an der Hand nehmen' und behutsam führen muß?

Der Ertrag

Was ich hier, mich künstlich 'dumm' stellend und auf dieser Basis Wissen aus dem Text selber erwerbend, unternommen habe, das hat also wenig Spektakuläres zutage gefördert. Solches war auch garnicht beabsichtigt. Es ging mir vielmehr, wie fast immer bei meinen Textinterpretationen, darum, ein klein wenig zur Klärung der ständigen - und ständig lästigen - Frage beizutragen, wie wir das, was wir alle alltäglich ohnehin schon wissen (und zumeist natürlich auch besser-wissen), eigentlich wirklich wissen (also aufgrund welcher

'Bedingungen' und welchen Vor-Wissens, auf das wir in aller Regel ganz fraglos rekurrieren). 'Wir alle' wissen z.B. etwas über AIDS und auch über so Manches, was im Kontext von AIDS öffentlichkeitsvirulent bzw. politisch thematisiert wird. Wir alle verfügen über einen - mehr oder minder diffusen - Wissensvorrat zum Schlagwort 'AIDS' (und zum Schlagwort 'AIDS-Politik'). Wir alle haben sozusagen einen AIDS-Komplex, genauer: einen als 'AIDS' etikettierten Problemkomplex, im Kopf. Und gerade diese schlichte Tatsache, daß wir alle 'irgendetwas' wissen zum Thema AIDS, habe ich nun sozusagen 'subversiv' genutzt, und eben nicht gefragt: Was ist AIDS?, sondern: Wie entsteht dieses (überaus heterogene) Wissen über AIDS eigentlich in unseren Köpfen? Ich habe also versucht, einen kleinen Beitrag zu leisten zur empirischen Erschließung derjenigen sozialen Praktiken, die unser Wissen (über AIDS) erzeugen, indem ich einfach gefragt habe, wer (welche Typen von Sprechenden) üblicherweise wem (welchen Typen von Publikum bzw. 'Öffentlichkeit') gegenüber wann, wo und warum (bei welcher Art von Gelegenheit bzw. Anlaß) wie (auf welche Art vermittelt) den obenstehenden Text, bzw. einen Text wie diesen, sprechen bzw. gesprochen haben könnte.

Um nicht mißverstanden zu werden: Das Transkript allein belegt keineswegs, daß hier tatsächlich ein prominenter Politiker spricht. Es könnte durchaus immer noch das Transkript z.B. dessen sein, was jemand aus einer Zeitung vorliest. Aber was vorgelesen würde, wäre mit all der durch die vorangegangenen Interpretation gewonnenen Sicherheit die an eine 'breite', diffuse Öffentlichkeit gerichtete Ansprache eines solchen Politikers (die dann eben in einer Zeitung oder sonstwo abgedruckt wäre). Womit wiederum keineswegs behauptet würde, der Politiker habe den Text dieser Ansprache selber erdacht, geschrieben, bearbeitet, korrigiert oder auch nur vor der Ansprache genau gelesen (gerade dafür, daß dies in diesem Fall zumindest nicht der Fall gewesen ist, gibt es einige Indizien im Material selber, sowie einige einschlägige Hintergrund-Informationen). Zu behaupten, das Medium, über das vom Transkribierenden das Gesagte rezipiert worden ist, ließe sich auf der Grundlage des Textes eindeutig identifizieren, würde ich für ausgesprochen dreist halten. Zu behaupten, der (zumindest ursprünglich) Sprechende ließe sich (nur) auf der Grundlage des Textes zweifelsfrei identifizieren, hielte ich gleichfalls für ein wenig gewagt. (Ich kann z.B., trotz meiner einschlägigen Bemühungen, nicht am Text entscheiden, ob der Sprechende ein Mann oder eine Frau ist.)

Aber ich würde durchaus die Behauptung wagen, daß sich die Antwort auf ein 'Was bin ich?' auf eine ziemlich begrenzte Personenzahl beschränken ließe, und daß der Sprechende dann mit Sicherheit darunter zu finden wäre. Allerdings haben wir es hier auch mit einem vergleichsweise wohl sehr leicht zu lösenden 'Fall' zu tun. Darauf kommt es mir aber gar nicht an. Es geht vielmehr darum, daß, wenn wir uns in wissenssoziologischer Absicht mit

einem 'politischen' Thema wie z.B. AIDS befassen, wir eben grundsätzlich vor der Frage stehen, mit welchen Mitteln wer wem gegenüber das Phänomen eigentlich in Szene setzt. Wenn hinter der Inszenierung in einem ganz weiten Sinne soziale Ordnungs-Interessen stehen, und wenn die Inszenierung mehr oder weniger unter Verwendung aller gesellschaftlich zur Verfügung stehender Medien statthat, dann liegt die Vermutung nahe, daß die Inszenierung 'uns allen', dem 'Massenpublikum' schlechthin gilt.¹¹

'Wir alle' werden hier angesprochen. Zwar bekommen wir dabei keinerlei konkrete Anweisungen oder Hinweise darauf, was wir eigentlich praktisch zu tun oder zu lassen haben. Gleichwohl verstehen wir, auf der Basis unserer (typischerweise durch massenmediale 'Aufklärung' gegebenen) vorgängigen informativen Sättigung, die Botschaft wohl, die hier zu Gehör gebracht wird, denn wir alle sind ja, mehr oder weniger gut, darüber informiert, was AIDS, HIV, AZT usw. heißt, was ungeschützte Sexualkontakte, kontaminierte Drogenbestecke, positive Blutkonserven usw. sind, was mit Übertragungsweg, Infektionsrisiko, Durchseuchungsrate usw. in diesem Zusammenhang überhaupt gemeint ist. D.h. 'wir alle' haben ein sozusagen 'selbstverständliches', quasi 'objektives' Wissen über das Phänomen, das zuletzt auch beinhaltet, daß es sich dabei um ein Problem handelt.¹² Und indem man uns sagt, daß AIDS eine 'schreckliche Seuche', 'eine tödliche Krankheit', mithin 'eine Bewährungsprobe für unsere Menschlichkeit' ist, sagt man uns z.B. auch, daß AIDS eben keine 'Gottesstrafe' und keine 'Schwulenpest' sei. Und so verstehen wir unter anderem auch ganz beiläufig, wie man sich 'richtig' verhält: Vorsichtig eben und trotzdem 'menschlich', oder: möglichst 'menschlich' aber vor allem halt vorsichtig.¹³

Selbstverständlich wissen wir auch, daß solche Schlagworte und Stereotypen lediglich Hinweise sind auf differenzierte und komplexe Wissensbestände von einschlägig befassten Experten, die zwar hinsichtlich einiger Fakten, mancher Interpretationen und vieler daraus gefolgelter Empfehlungen nachwievor uneins sind, auf deren 'Besserwissen' wir uns jedoch verlassen müssen, die wir also brauchen, und deren - idealerweise autonome - Arbeit wir dementsprechend zu alimentieren haben.¹⁴ Schließlich werden wir hier auch nochmals

¹¹ Grundsätzlich allerdings ist natürlich auch nicht auszuschließen, daß das 'Massenpublikum' nur die 'Zuschauerkulisse' einer Inszenierung bildet, die tatsächlich sehr viel spezifischer zugeschnitten ist, auf ganz bestimmte Teile der Bevölkerung abzielt. 'Wir alle' dienen dann vielleicht nur der legitimatorischen Absicherung ganz spezieller politischer (und professionspolitischer) Absichten. - Vgl. hierzu auch die verschiedenen Prinzipien der Skandalierung in Hitzler 1989.

¹² Dies ist so ungefähr das, was man eine 'Politik der Benennung' nennen könnte. - Vgl. dazu auch Edelman 1988, S. 12-36; vgl. auch Beck 1988, z.B. S. 161.

¹³ Dies sind dann, im Sinne von Berger/Luckmann (1969, S. 101), bereits "theoretische Postulate in rudimentärer Form", mit denen 'semantische Felder' ideologisch besetzt werden.

¹⁴ Dies könnte man vielleicht als eine 'Politik der Expertise und Gegenexpertise', als die Politik der Professionellen gegenüber den Laien bezeichnen. - Vgl. dazu Giesen 1983; vgl. auch Beck 1988.

daran erinnert, daß die 'Krankheit', die 'Betroffenheit', die 'Hilfsbereitschaft' zu bejahen, die 'Hysterie', die 'Diskriminierung', die 'Verantwortungslosigkeit' hingegen zu verneinen ist. Wir erkennen einmal mehr, daß der Problemkomplex AIDS über unsere alltägliche Einsichtsfähigkeit hinausweist, und daß wir mithin in all unserer 'Selbstverantwortlichkeit', eben das tun und lassen sollen, was 'man' uns sagt bzw. sagen - und 'erklären' - läßt.¹⁵

AIDS ist also (darüber dürfte wohl Konsens bestehen) als - durchaus diffuser - Problemkomplex im sozialen Wissensvorrat vorhanden¹⁶. Mithin ist in der Tat begründet anzunehmen, daß in dieser Rede die 'breite' Öffentlichkeit angesprochen ist, daß die hier zur Debatte stehende Inszenierung auf das 'Massenpublikum' zielt. Die Frage ist nur: Ist diese Interpretation die einzig richtige? Ist sie die einzige, die einen Sinn bzw. vermittelt derer der Text einen Sinn ergibt? Könnte es nicht sein, daß hier der Masse des Publikums ins Gesicht geschaut und dabei auch ganz relevante Botschaften an ihm vorbei und zu sehr viel spezielleren Adressaten hingeschoben werden? - Wie komme ich auf einen solchen Gedanken? Nun, in diesem Text gibt es Stellen, die mir nicht sehr sinnvoll erscheinen, wenn ich sie als (nur) an eine 'breite' Öffentlichkeit gerichtet verstehen soll, die mir hingegen viel eher einleuchten, wenn ich davon ausgehe, daß sie sich (auch) an andere Adressaten wenden, nämlich an die programmatischen Kritiker, an die politischen Gegner des Sprechenden. Dazu gehört z.B. die Betonung dessen, daß (mit einer bestimmten AIDS-Politik) schon viel erreicht worden sei, oder die (grammatisch etwas verworrene) Behauptung, daß wir AIDS besiegen (sic!) können, wenn es uns gelingt, uns eigenverantwortlich und solidarisch zu verhalten. Dazu gehört der ausdrückliche Dank an die Aktiven an der 'AIDS-Front', dazu gehört aber auch das Fehlen bestimmter, prinzipiell erwartbarer Topoi, wie Infektionswege, riskante Lebensweisen, besondere Gefährdungen, die Test-Problematik, statistische Zahlen, usw.

Gleichwohl hat das Gesagte keinen ersichtlich 'argumentativen' Charakter. Es ist weder so angelegt, daß man es als eine Entgegnung auf vorher Gesagtes, noch daß man es als Antizipation einer nachfolgenden Gegen-Rede verstehen könnte. Es steht seiner gesamten Dramaturgie nach 'für sich'. Es wirkt 'selbst-verständlich' und erinnert von seinem Duktus

¹⁵ Und dies entspricht im wesentlichen wohl dem, was Berger/Luckmann (1969, S. 102ff) als die Konstruktion "symbolischer Sinnwelten" durch einschlägig interessierte Akteure und Akteursgruppierungen beschreiben, deren 'politische' Relevanz eben vor allem darin besteht, unsere heterogenen Erfahrungen zu 'ordnen'.

¹⁶ AIDS als Medienklamauk unterliegt zwar eindeutig 'Konjunkturschwankungen'. Gleichwohl ist das Thema in mannigfaltigen Variationen mindestens seit August 1985 (als 'Spiegel', 'Stern' und 'Quick' in derselben Woche mit AIDS als Titelstory auf den Markt kamen) auch hierzulande massenmedial ständig präsent. Aber auch die medizinische, die moral- und sozialwissenschaftliche, und nicht zuletzt die populärwissenschaftliche Literatur zum Thema füllt inzwischen Bibliotheken. - Statt (allzu) Vielem vgl. Aggleton/Homans 1988 und Burkel 1988.

her an eine (säkularisierte) Predigt oder eben an eine Ansprache. Und darum handelt es sich natürlich auch, denn zum Kontext-Wissen, über das man als Rezipient des hier Transkribierten gemeinhin ganz selbstverständlich verfügt, gehört unter anderem die (mit Bedacht dem analysierten Transkript nicht vorangestellte) Ankündigung "Zum Welt-AIDS-Tag spricht jetzt die ehemalige Bundesgesundheitsministerin und heutige Bundestagspräsidentin Rita Süßmuth", die am 1.12.1988 im Fernsehprogramm der ARD nach Tagesschau, Wetterkarte und dem Ertönen eines Gongs von einer männlichen Stimme 'aus dem Off' getätigt worden ist. (Auf dem Bildschirm war dabei das Logo des Ersten Programmes zu sehen). Nach einer kurzen Pause erschien dann (mit Bildschnitt 'Oberkörper') die offenbar hinter einer Art Tisch sitzende Rita Süßmuth mit Brille, weißer Bluse und roter Jacke vor einem Hintergrund, der an eine Wohnzimmergardine erinnerte, auf dem Bildschirm und sagte "ine Damen und Herrn". Nach dem Ende ihrer Ansprache wurde Süßmuth ausgeblendet und auf dem Bildschirm erschien ohne Ton der Text "Die Arbeitsgemeinschaft deutscher AIDS-STIFTUNGEN bittet um Spenden auf das Konto Nr. 4004 Überweisungsfomulare bei allen Sparkassen, Banken und Postscheckämtern".

Viele interessante und auslegungsrelevante Informationen (von denen die jetzt noch genannten lediglich die naheliegendsten waren) stecken also einfach nicht im Text. Gleichwohl erfährt man, so meine Behauptung, anhand jedes Textes, an den man ein paar absichtsvoll 'dumme' Gretchen-Fragen stellt, über Strategien der Inszenierung durchaus strukturell Wissenswertes - weil typisch Verallgemeinerbares. Hier z.B., daß Politiker, jenseits ihrer im engeren Sinne 'instrumentellen' Aufgaben, auch in Bezug auf den AIDS-Komplex im wesentlichen als soziale Sinnstifter fungieren (vgl. dazu Hitzler 1987). M.a.W.: Politiker, die als Politiker das Problem AIDS eher zu 'verwalten' haben, als daß sie es bewältigen könnten, müssen die Bedeutung dessen, was im Kontext des Problemkomplexes AIDS zufällig, zwangsläufig und absichtsvoll geschieht, vor allem plausibilisieren. D.h., sie müssen das, was sozial ohnehin passiert, und das, was voraussichtlich passieren wird, tunlichst als das darstellen, was passieren muß, bzw. als einen (ersten, wichtigen, unumgänglichen) Schritt dazu. Kurz: sie müssen all dem einen (transzendenten, also auf wissenschaftliche, ideologische, religiöse 'Erkenntnis' bezogenen) Sinn geben (immer wieder und beileibe nicht unbedingt immer denselben). Und genau das ist hier geschehen, so 'schlecht' diese Rede unter formalrhetorischen - und im übrigen auch unter redepragmatischen und visualisierungstechnischen - Gesichtspunkten auch gewesen sein mag.

Literatur:

- Aggleton, P. /Homans, H. (eds.): Social Aspects of AIDS. London et al. (Falmer Press) 1988
- Beck, U.: Gegengifte. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1988
- Berger, P.L. /Luckmann, T.: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt a.M. (Fischer) 1969
- Bergmann, J.: Flüchtigkeit und methodische Fixierung sozialer Wirklichkeit. In: Bonß, W./Hartmann, H. (Hrsg.): Entzauberte Wissenschaft. (Sonderband 3 von 'Soziale Welt'). Göttingen (Schwartz) 1985, S. 299-320
- Bourdieu, P.: Die feinen Unterschiede. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1982
- Burkel, E. (Hrsg.): Der AIDS-Komplex. Frankfurt a.M., Berlin (Ullstein) 1988
- Edelman, M.: Politik als Ritual. Frankfurt a.M., New York (Campus) 1976
- Edelman, M.: Constructing the Political Spectacle. Chicago, London (The University of Chicago Press) 1988
- Elder, C.D. /Cobb, R.W.: The Political Uses of Symbols. New York, London (Longman) 1983
- Giesen, B.: Moralische Unternehmer und öffentliche Diskussion. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 35 (1983), H.2, S. 230-254
- Girtler, R.: Die feinen Leute. Linz (Veritas) und Frankfurt a.M. (Campus) 1989
- Goffman, E.: Rahmen-Analyse. Frankfurt a.M. 1977
- Hitzler, R.: Die Attitüde der künstlichen Dummheit. In: Sozialwissenschaftliche Informationen (SOWI) 15 (1986), H.3, S. 53-59
- Hitzler, R.: Repräsentanten - Bezeichnendes über Parlamentarier. (Manuskript eines Vortrags beim V. Internationalen Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Semiotik in Essen 1987)
- Hitzler, R.: Skandal ist Ansichtssache. In: Ebbighausen, R./Neckel, S. (Hrsg.): Anatomie des politischen Skandals. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1989, S.334-354
- Hitzler, R. /Honer, A.: Der lebensweltliche Forschungsansatz. In: Neue Praxis 6 (1988), S. 496-501
- Hitzler, R. /Honer, A.: Qualitative Verfahren zur Lebensweltanalyse. In: Flick, U. u.a. (Hrsg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. München (Psychologie Verlagsunion) 1991, S. 382-385
- Honer, A.: Einige Probleme lebensweltlicher Ethnographie. In: Zeitschrift für Soziologie 18 (1989), H. 4, S. 297-312
- Honer, A.: Die Perspektive des Heimwerkers. Notizen zur Praxis lebensweltlicher Ethnographie. In: Garz, D./Kraimer, K. (Hrsg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung. Opladen (Westdeutscher) 1991, S. 319-341
- Lipp, W.: Kultur, dramatologisch. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 9 (1984), H. 1-2, S. 8-25

- Mayntz, R./Neidhardt, F.: Parlamentskultur: Handlungsorientierungen von Bundestagsabgeordneten - eine empirisch explorative Studie. In: Zeitschrift für Parlamentsfragen (1989), H.3, S. 370-387
- Merelman, R.M.: The Dramaturgy of Politics. In: The Sociological Quarterly 10 (1969), H. 2, S. 216-241
- Oevermann, U.: Kontroversen über sinnverstehende Soziologie. In: Aufenanger, S./ Lensen, M. (Hrsg.): Handlung und Sinnstruktur. München (Kindt) 1986, S. 19-83
- Plessner, H.: Die Stufen des Organischen und der Mensch. In: Plessner, H.: Gesammelte Schriften, Band IV. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1981
- Price, C.M./Bell, C.G.: The Rules of the Game. In: The Journal of Politics 32 (1970), S. 839-855
- Pross, H.: Politische Symbolik. Stuttgart (Kohlhammer) 1974
- Reichert, J.: Hermeneutische Auslegung von Feldprotokollen? In: GROUNDED 5 (1988), S. 1-28
- Sarcinelli, U.: Symbolische Politik. Opladen (Westdeutscher Verlag) 1987
- Schütz, A.: Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns. In: Schütz, A.: Gesammelte Aufsätze, Band 1. Den Haag (Nijhoff) 1971, S. 3-54
- Schütz, A.: Der gutinformierte Bürger. In: Schütz, A.: Gesammelte Aufsätze, Band 2. Den Haag (Nijhoff) 1972, S. 85-101
- Schütz, A./Luckmann, Th.: Strukturen der Lebenswelt, Band 2. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1984
- Schwartzberg, R.-G.: Politik als Showgeschäft. Düsseldorf, Wien (Econ) 1980
- Soeffner, H.-G.: Auslegung des Alltags - Der Alltag der Auslegung. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1989
- Veblen, T.: Theorie der feinen Leute. München (dtv) 1971

Die mediale Selbstinszenierung von Politikern

Eine personalisierte Form der 'Staatsrepräsentation'

1. Die dramatologische Perspektive

Politik, so wie sie für die meisten von uns erfahrbar wird, ist in aller Regel Politik-Darstellung, ist vor allem Politik, wie sie in den Medien erscheint: "Politik spielt sich für die Mehrheit die meiste Zeit im Kopf ab, als Flut von Bildern, mit der Zeitungen, Illustrierte, Fernsehen und politische Diskussionen sie überschütten" (Edelman 1976, S. 4). Mein Interesse richtet sich mithin vor allem auf die Darstellungsebene von Politik - und zwar sowohl hinsichtlich der Frage nach dem Wie als auch hinsichtlich der Frage nach dem Was der Darstellung. Ob das, was dabei geschieht, 'die Wahrheit' des politischen Handelns ist, ist aus dramatologischer Sicht, die ich hier insbesondere im Anschluß an Goffman (1969 und 1977) und Lipp (1984 und 1985) vertrete, weit weniger relevant als die Frage, ob und wie es Politikern gelingt, bestimmte Eindrücke von sich und ihrem politischen Engagement zu erzeugen. Was immer ich also hier als 'bezeichnend' für Politiker darstelle - sozusagen als bescheidenen Beitrag zur Symptomatologie zeitgenössischer politischer Kultur -, es bezieht sich nicht darauf, was sie 'wirklich' sind und tun, sondern darauf, als was sie sich und ihr Tun vermitteln, wie sie sich 'inszenieren' (vgl. dazu auch Nedelmann 1986).¹

Ich berufe mich bei meinen folgenden Ausführungen also darauf, daß mir als Mediennutzer eine Vielzahl politischer Darbietungen unterschiedlicher Art und Weise in unterschiedlichen Kontexten bekannt und zum großen Teil auch vertraut sind. Mithin bewege ich mich hinsichtlich meiner 'Einsicht' in das politische Geschehen sozusagen auf dem empirischen Niveau des gutinformierten Bürgers (vgl. Schütz 1972b; vgl. auch Honer 1993). Als soziologischem Theoretiker erscheint mir das Phänomen 'Politik' dabei im wesentlichen als öffentliches Drama (vgl. Merelman 1969). Und die Dramaturgie dieses Dramas erhellt sich natürlich vor allem durch die Rekonstruktion von Regeln und Regelmäßigkeiten, von Mustern und Strukturen politikdarstellerischen Handelns (vgl. Price/Bell 1970). Gleichwohl betrachte ich auch und gerade unter Zugrundelegung der Theatermetapher den Politiker nicht etwa als 'Marionette' an den Fäden seltsamer sich im Hintergrund quasi-automatisch ereignender Abläufe, sondern als durchaus improvisationsfähigen Ak-

¹ Natürlich lassen sich auch viele Spitzenpolitiker von Public-Relations-Spezialisten inszenieren (vgl. symptomatisch McGinnis 1970, Gayer 1963). Ich betrachte hier lediglich sozusagen 'das Produkt' der Inszenierung, wer immer es letztlich auch hergestellt hat. Daß bei dieser Inszenierung natürlich auch die 'Medienmacher', die Journalisten und Publizisten kräftig mitmischen, steht völlig außer Frage. Ihr Part bei dieser Aufführung ist jedoch ebenfalls nicht Gegenstand der hier angestellten Überlegungen (vgl. dazu aber z.B. Brosziewski 1989).

teur auf den Bühnen der Medienöffentlichkeit.² In diesem Sinne werde ich im Folgenden versuchen, einige Prinzipien medialer Selbstinszenierung von Politikern zu skizzieren und diese anhand von zwei Politikern zu illustrieren, die in unterschiedlicher Weise als Repräsentanten der für unseren politischen Betrieb m.E. typischen Form der Selbstdarstellung bzw. Selbststilisierung gelten können.³

2. Zur 'Medien-Logik' der Selbst-Präsentation

Aus dramatologischer Sicht ist die Symbolisierung dessen, was man gesellschaftlich als relevante 'Sachverhalte' ansieht, das Grundelement politischen Handelns (vgl. Pross 1974, Elder/Cobb 1983, Sarcinelli 1987). Und das wichtigste Mittel der Symbolisierung ist die politische Sprache (vgl. z.B. Bergsdorff 1979, Dieckmann 1969 und 1981, Haseloff 1969, Holly 1988, Strauß 1986, Zimmermann 1969): Bilderreiche Begriffe und prägnante Schlagworte nämlich fokussieren all das, was gemeinhin als 'komplexe und abstrakte Zusammenhänge' gilt, machen es anschaulich, faßbar, leicht verständlich. Metaphorik und Stereotypisierung sind deshalb altbewährte und nachwievor höchst erfolgreiche Rezepte politischen Wirkens - und zwar nicht nur auf den Feldern der Erziehung, der Propaganda und der Verhandlungen, sondern auch auf denen der Verwaltung und Gesetzgebung (vgl. Bergsdorff 1986), nicht nur in der massenmedialen Politikdarstellung, sondern auch im kleinen (Arbeits-)Kreis, denn 'Aushandeln' von Wirklichkeit - in einem persuasiven Sinne - findet ständig und überall statt (vgl. Strauss 1978, kritisch dazu Dieckmann/Paul 1983): Allgemein bekannt sind z.B. Rede-Techniken wie die ideologische Besetzung semantischer Felder, die Mehrfachadressierung kommunikativer Handlungen, der publikumsspezifische Einsatz divergenter Sprachstile, die Verwendung argumentativer Dreierlisten und Kontrastpaare, usw.⁴

² Seine Rolle auferlegt dem Politiker zwar zweifellos eine bestimmte Grunddisposition - z.B. die, sich als Held, als charmanter Führer, als Landesvater oder als 'einfacher Mann von Nebenan' zu stilisieren (vgl. Schwarzenberg 1980), oder z.B. als Staatsmann, als Demagoge oder als Amtsinhaber aufzutreten (vgl. Kirsch/Mackscheidt 1985). Aber der Publikumserfolg des einzelnen Politikers hängt trotzdem keineswegs nur von den Eigentümlichkeiten und Zufälligkeiten des 'Stückes' ab, das jeweils gerade gespielt wird, sondern vor allem auch von seiner Persönlichkeit, von seinen darstellerischen Befähigungen und von seiner Spiellaune - z.B. von seiner politischen Grundorientierung, seiner Einstellung zu aktuellen politischen Themen, seinem Arbeitsstil und seinen allgemeine Charakterzügen (vgl. Baber 1977).

³ Material stütze ich mich dabei auf Untersuchungen aus dem Kontext diverser 'interpretativer' Forschungsprojekte, die ich am Forschungsinstitut für Soziologie der Universität zu Köln durchgeführt habe.

⁴ Grundsätzlich ist dabei übrigens zu bemerken, daß es - entgegen einer unbedarften Vorstellung von der Bedeutung des Aushandelns von Standpunkten zwischen Politikern bzw. zwischen politischen Lagern - dem Politiker nicht oder jedenfalls außerordentlich selten darum geht, irgendwelche 'Gegner' von seinem Standpunkt zu überzeugen, bzw. sie dazu zu bringen, ihre Auffassung über etwas zu verändern. Politische Rhetorik dient vielmehr vor allem dazu, Parteigänger zu ermutigen, Sympathisanten zu aktivieren, Unentschlossene auf die eigene Seite zu ziehen und auch Kritiker in den eigenen Reihen mundtot zu machen. Gegner sind weniger zu bekehren als zu neutralisieren bzw. zu isolieren (vgl. hierzu auch Klein 1985). Mit

Wirklichkeit wird aber auch ständig außersprachlich konstruiert - und zwar in einem früher oft übersehenen Ausmaß: Die Kanäle, über die neben dem Austausch vermittels Sprache kommuniziert wird, sind nicht nur außerordentlich vielfältig sondern für das Gelingen intendierter Selbstdarstellungen auch höchst bedeutsam (vgl. z.B. Argyle 1979, Henley 1977, auch Hitzler 1989a). Der Politiker muß deshalb sein nonverbales Verhalten hochgradig unter Kontrolle haben, um situativ nicht aus dem Rahmen des Eindrucks zu fallen, den er durch seine Worte zu erzeugen trachtet (vgl. auch Hagemann 1989). Und dieser Zwang zur opportunistischen Selbst-Kontrolle hat durch die elektronischen Massenmedien, insbesondere durch das Fernsehen, eine ganz neue 'Qualität' erhalten: Es gibt heute kaum noch irgendeine Eigentümlichkeit, kaum eine Eigenschaft, kaum ein Attribut, kaum ein Accessoire an einem Politiker, das durch die TV-Kamera nicht ins Zentrum des Zuschauerinteresses gerückt werden könnte. Und weil das Fernseh-Bild für den Zuschauer das, worüber er in Kenntnis gesetzt wird, entschieden 'objektiviert' - einerseits, weil die Fernseh-Berichterstattung nachwievor als 'neutral', als 'ausgewogen' gilt, andererseits und vor allem, weil Fernsehbilder den Eindruck vermitteln, man habe Informationen 'aus erster Hand', weil man 'es mit eigenen Augen gesehen' hat (vgl. auch Greulich 1973, S. 163f) -, verliert die verbale 'Message' unter diesen Rahmenbedingungen ganz beträchtlich an Durchschlagskraft, wenn Inhalt, Tonfall und äußere Erscheinung nicht ineinanderspielen.

Speziell das Fernsehen erfordert also von dem sich über dieses Medium präsentierenden Politiker eine Form der Selbstinszenierung, die sich sowohl von der schriftlichen als auch von der rein akustischen (insbesondere auch von der der Großansprachen) deutlich unterscheidet: Der Bildschirm bringt den Politiker, weil er in der Regel sitzend und dazu noch in einer (pseudo-) privaten Kulisse agiert, sehr nahe an den Zuschauer heran, führt ihn gleichsam als 'Besucher' bzw. als 'guten Bekannten' in die häusliche Intimsphäre ein. Ein solcher 'Gast' im eigenen Hause aber kann sich nicht benehmen wie ein Demagoge auf einer Großkundgebung, ohne damit die Kommunikationsgewohnheiten und -erwartungen des Normalbürgers nachhaltig zu irritieren. Denn obwohl das Fernsehen zweifellos das Massenmedium par excellence ist, erlebt es der konkrete Rezipient doch in der Regel allein oder im kleinen (familiären) Kreise.

Einen 'guten Fernseheindruck' hinterläßt mithin der Politiker, der sich 'informell' und 'unaufdringlich' zu präsentieren weiß. Ein 'moderat' wirkender Interaktionsstil, d.h. der Verzicht auf Gefühlsausbrüche einerseits und auf Verlautbarungs-Gehabe andererseits, erweist sich, darauf hat insbesondere Maxwell Atkinson (1984) hingewiesen, als besonders

möglichst eingängigen ingroup-outgroup-Schemata gilt es, sich selbst ein möglichst positives und dem Kontrahenten am besten gar keines, notfalls aber eben ein möglichst negatives Image zu verschaffen (zum Prinzip der Negativ-Kampagne vgl. nochmals Sarcinelli 1987).

telegen, schafft und verstärkt Sympathien beim Zuschauer, die die Frage nach der Stichthaltigkeit der vorgebrachten Argumente durchaus zu überlagern vermögen.⁵ D.h., die Effekte nonverbaler Kommunikationsprozesse sind heute ähnlich wichtig - vielleicht sogar noch wichtiger - als irgendwelche Inhalte des, jedenfalls über den Bildschirm, Geäußerten, denn Politisches darf unter massenkulturellen Bedingungen "keine Denkprobleme aufwerfen, darf einen gewissen niedrigen Schwierigkeitsgrad nicht überschreiten, es darf auch nicht zuviel vorausgesetzt werden, es muß so geboten werden, daß kein intensives Einarbeiten notwendig ist" (Gehlen 1978, S. 48).

"Politische Informationssendungen werden offensichtlich im Rahmen des Unterhaltungsinteresses verfolgt, weniger mit der Absicht, politische Kompetenz zu gewinnen." (Oberreuter 1987, S. 82). Heinrich Oberreuter spricht denn auch von "Stimmungs-" und Rudolf Wassermann (1989) von "Zuschauerdemokratie", und auch Hans-Georg Soeffner (1989b) rückt politische Inszenierungen strukturell eindeutig in die Nähe von Unterhaltungsshows (vgl. auch Holly/Kühn/Püschel 1986). Die Show ist die Politik, könnte man also vielleicht mit Roger Gerard Schwarzenberg (1980) sagen, und Medienwirkung ist das Brot, von dem sich der Politiker typischerweise karrieretechnisch ernährt (vgl. Rapp 1973, S. 149 f.). Der Politiker muß medial präsent sein, weil auf solcher Präsenz seine Prominenz und darauf seine Chance beruht, wieder nominiert und wiedergewählt zu werden und in der politischen Hierarchie weiter aufzusteigen. Deshalb liegt auch eine der wesentlichsten Funktionen von Fernsehinterviews für den Politiker "in der institutionell garantierten Chance positiver Selbstdarstellung" (Hoffmann 1982, S. 150).

Vor diesem Hintergrund könnte man vielleicht eines der zentralen Prinzipien medialer Selbstinszenierung so umschreiben: Zwar profiliert sich nicht jeder, der auffällt. Aber wer überhaupt eine Chance haben will, sich zu profilieren, der muß - immer wieder - auffallen. Im Zeitalter der elektronischen Massenkommunikation heißt deshalb, Politik als Beruf auszuüben (vgl. Weber 1980), vor allem: die Fähigkeit zu besitzen, sich ständig sozusagen multimedial selbst zu inszenieren, und zwar so, daß man unter seinen Mitbewerbern um die Gunst von Wählern, Sponsoren und sonstigen karriererelevanten Instanzen möglichst vorteilhaft hervorsticht. Die Frage, ob dies gelingt, scheint damit zusammenzuhängen, ob bzw. inwieweit man über das verfügt, was man alltagspsychologisch gerne 'persönliche Ausstrahlung' nennt. Und diese wiederum scheint mit Eigenschaften zu tun zu haben wie Besonnenheit und Einfallsreichtum, Anstand, Redlichkeit und Großmut, Prinzipientreue und Integrationsfähigkeit, Humor und Moralität, Bescheidenheit und Vernunft, Eigen-

⁵ Vgl. dazu Holly/Kühn/Püschel (1985), Wagner/Brandstätter (1980), Koebner (1979). - "In seiner Detailvergrößerung erzwingt das Fernsehen die Gemessenheit, die Einfachheit, die Spontaneität" (Schwarzenberg 1980, S. 205; vgl. auch bereits McGinnis 1970).

ständigkeit, Courage und Führungsstärke. Man muß, genauer gesagt, z.B. glaubhaft machen können, daß man versiert ist (aber nicht arrogant), loyal (aber nicht unterwürfig), selbständig (aber nicht eigenbrötlerisch), ehrlich (aber nicht naiv), engagiert (aber nicht verbohrte), sachlich (aber nicht leidenschaftslos), informiert (aber nicht überheblich), wortgewandt (aber nicht redselig), kämpferisch (aber nicht rücksichtslos), konsenswillig (aber nicht opportunistisch), usw. Im übrigen ist es normalerweise auch von Vorteil, zu bekunden, daß man zwar 'mit ganzer Kraft' sich der Politik verschrieben hat, daß diese aber gleichwohl keine Obsession sei, und mehr noch, daß man zwar (ganz im Sinne von, üblicherweise aber ohne expliziten Verweis auf Max Webers einschlägige Differenzierung) für die Politik lebe, daß man aber keineswegs darauf angewiesen sei, von ihr zu leben. Kurz: Wer erfolgreich Politik machen will, der muß in der Lage sein, stets überzeugend zu propagieren, daß gerade er in besonderem Maße in der Lage ist, 'politisch kompetent' zu handeln, wenn man ihn dazu ermächtigt.⁶

Publikumswirksam 'verkaufen' läßt sich nämlich - zumindest heutzutage - sichtlich besser so etwas wie ein 'politischer Charakter' als ein abstraktes politisches Programm (vgl. dazu auch Gayer 1963, Eltermann 1978). "Das heißt", so Altbundespräsident Walter Scheel (1977, S. 854), "daß der Politiker ... den Eindruck erwecken muß, er täte etwas. Und diesen Eindruck kann er nur wecken, wenn er möglichst häufig in der Zeitung steht, im Radio zu hören ist, oder gar - das ist das Feinste - im Fernsehen erscheint." Peter Radunski (1981, S. 294) konstatiert mithin folgerichtig, es gehöre einfach "zu den Arbeitsbedingungen des modernen Politikers, daß er auch ein Fernsehstar sein muß." Akademischer ausgedrückt: Die 'Logik' der Massenmedien (vgl. Altheide/Snow 1979) befördert die Personalisierung von Politik, die ständige Verknüpfung mehr oder weniger 'abstrakter' politischer Nachrichten mit Namen - und möglichst auch mit Gesichtern. Und für den Politiker hat häufige Selbstpräsentation in den Medien einen doppelten 'Verstärkereffekt': Indem er mit einem bestimmten Geschehen in Zusammenhang gebracht wird, gibt er diesem Geschehen sozusagen ein 'Gesicht', und zugleich verschafft dieses Geschehen ihm ein markantes 'Profil'. Außerdem werden, indem sein Name mit einem bestimmten Geschehen assoziiert wird, andere Namen aus dem 'Scheinwerferlicht' der öffentlichen Aufmerksamkeit verdrängt (vgl. dazu z.B. McCombs/Shaw 1972).

Gezielte 'Selbstskandalisierung', d.h insbesondere die Inszenierung von mit der eigenen Person verknüpften Pseudo-Ereignissen (vgl. Boorstin 1987), ist für den Politiker infolgedessen eine durchaus erfolgversprechende Strategie im Medienspektakel (vgl. hierzu Hitzler

⁶ Mayntz/Scharpf (1973, S. 121) sprechen folgerichtig von einem "institutionalisierten Zwang zum kurzfristigen Erfolg". - Zum Problem der Kompetenzdarstellung vgl. auch Hitzler (1990a), zu den Prinzipien erfolgreicher politischer Selbstdarstellung vgl. auch Schütz (1990).

1987 und 1989b). Man kann z.B. versuchen, Themen zu besetzen, neue Themen zu initiieren, einen bestimmten 'Stil' zu installieren, aufsehenerregende Aktionen 'durchzuziehen', sozial approbierte, stereotype Rollen zu spielen, usw. (vgl. Bergsdorf 1983, Sarcinelli 1987; vgl. auch Hitzler 1990b). Dem Einfallsreichtum des erfolgsorientierten politischen Selbstdarstellers bzw. seiner Image-Berater sind heutzutage - jedenfalls prinzipiell - kaum Grenzen gesetzt. 'Selbstskandalierung' hat demnach die intendierte Funktion, das laut Luhmann (1983) ja grundsätzlich begrenzte öffentliche Interesse zu usurpieren, die Aufmerksamkeit (warum auch immer) relevanter Publika an sich bzw. die eigenen Aktivitäten zu binden - und damit indirekt natürlich vom (generalisierten) Gegenspieler abzuziehen.

3. 'Unwunschtbild' vs. 'Sympathieträger'

Vielleicht läßt sich dieses strategische Prinzip am Beispiel von Bundesminister Jürgen Möllemann illustrieren (vgl. zum Folgenden auch Hitzler 1991b): Möllemann gilt, bei Freund und Feind, gleichsam als der Prototyp des 'Staatsschauspielers', der nahezu ausschließlich nach der Devise agiere, es sei allemal vorteilhafter, eine schlechte Presse zu bekommen als gar keine, es sei allemal besser, als 'Luftikus' in den Schlagzeilen zu erscheinen, denn als 'graue Maus' überhaupt nicht zur Kenntnis genommen zu werden. Der Bundesbildungsminister war und ist seit seinem frühen Karrierestart in die Politik nachgerade permanent medial präsent, bzw., und das scheint mir das Interessante an ihm, er macht politische Karriere, seit er durch mediale Selbstinszenierung auffällt. Dabei wendet Möllemann offensichtlich erprobte (Selbst-)Popularisierungs-Rezepte an; Rezepte, nach denen - nicht nur, aber eben auch politische - 'Stars', Medien-Helden gemacht werden: Der Akteur muß durch allerlei 'bezeichnende' Anekdoten und auffällige Angewohnheiten 'Farbe' bekommen (z.B. Fallschirmabsprung); charakteristische Züge des Akteurs müssen betont und so sein Wiedererkennungswert erhöht werden (z.B. Schnauzbart, z.B. Auskunftsfreudigkeit); der Akteur muß offenkundig schwierige Situationen meistern einerseits, was Mut, Kompetenz, Tatkraft beweist (z.B. innerparteiliches Engagement beim sogenannten 'Wendemanöver'), und er muß Humor beweisen andererseits, was ihn erträglich, 'menschlich' macht und den (politischen) Gegner irritiert (z.B. Auftritt als Weihnachtsmann); der Akteur muß zum richtigen Zeitpunkt 'auf der Bühne' stehen (z.B. Mitwirkung im sogenannten 'Sommer(loch)theater'); der Akteur muß sich 'wie zufällig' in den Vordergrund der Szene, in den Mittelpunkt des Geschehens spielen (z.B. durch vermehrte Aktivität, durch Beweisen von Originalität, durch 'fairen Kampfgeist', usw.); und vor allem muß dafür gesorgt werden, daß der Akteur ständig 'im Gespräch' bleibt (z.B. durch die Medienstrategie der 'Kontrapunktierung'), entsprechend dem Prinzip: "There is only one thing in

the world worse than being talked about, and that is not being talked about" (Klapp 1964, S. 102).

Im Hause Möllemann kennt man also so manchen bewährten Trick, um Medienpräsenz zu forcieren. Und wenn man Möllemann 'durch den Bildschirm betrachtet', dann scheint ihm gerade dieses Medium gleichsam 'auf den Leib geschneidert' zu sein: Möllemann, der, seinen eher kärglichen Veröffentlichungen zufolge, nicht gerade als 'Schreibtalent' gilt, findet im Fernsehen ein überaus komfortables Instrument zur populistischen Selbstdarstellung, denn das Fernsehen richtet, wie wir gesehen haben, Verhaltensanforderungen an seine Akteure, denen Möllemann mit seiner Neigung, sich - verbal wie nonverbal - cool, emotional indifferent und sachlich engagiert zu geben, fast kongenial entspricht.

Gleichwohl: Bei aller Geschmeidigkeit und Anpassungsfähigkeit an die 'Logik' des Mediums Fernsehen, über das er den Wähler direkt ansprechen kann, vermag Möllemann seinem tradierten Image, es gehe ihm inhaltlich um nichts anderes, als im Spiel um die Macht möglichst erfolgreich mitzuspielen, nicht zu entkommen. Für ihn, dem Medien und Politik in Bonn augenscheinlich eine nachgerade untrennbare Einheit bilden, wird so die eigene Medien-Vergangenheit zum Bewältigungsproblem: Lange Zeit z.B. lautete ein bissiges Bonner Ondit, Möllemann mache weniger Bildungspolitik als Politik mit der Bildung. Sein Dilemma besteht heute darin, zweifellos zur politischen Medienprominenz in diesem unserem Lande zu gehören, dabei aber immer noch als eine Art 'Mann ohne Eigenschaften' zu gelten, als ein Politiker jedenfalls ohne die Qualitäten, die ihn für den 'Mann auf der Straße' identifizierbar machen, geschweige denn, die für den (potentiellen) Wähler ein positives Identifikationspotential darstellen würden. Eher scheint Möllemann das zu repräsentieren, was Ernst Bloch (1976, S. 710) einmal 'Unwunschtbild' genannt hat, etwas, dessen Faszination gerade darin besteht, Distanzierungs-Potential bereitzustellen.

Während also Jürgen Möllemann typischerweise das Image des 'Politikers ohne Eigenschaften', des nachwievor jungdynamischen und amoralischen Karrieristen anhaftet, während er als eine Art 'Medienphantom' gilt, als jemand, der den Eindruck vermittelt, er agiere nicht nur für, sondern er agiere womöglich überhaupt nur auf den Bühnen des politischen Showgeschäftes, steht das Bild, das die Medien von einer anderen prominenten Persönlichkeit des politischen Lebens, von Bundestagspräsidentin Rita Süßmuth, zeichnen, dem beinahe diametral gegenüber: Sie verkörpert, fast könnte man sagen: im wörtlichen Sinne, politische Programmatik und zivile Moral. So, wie Möllemann von links bis rechts alle, die Politik als eine Gesinnungsangelegenheit betrachten, vereint in der gemeinsamen Abneigung 'so einem' wie ihm gegenüber, so wird, bei aller Kritik im einzelnen, einhellig von links bis rechts Süßmuth als außergewöhnlich integre Persönlichkeit des politischen

Lebens respektiert, die nicht nur sagt, was sie denkt, sondern die auch tatsächlich selber glaubt, was sie sagt.

Rita Süßmuth wirkt bescheiden aber dennoch selbstbewußt, durchsetzungsfähig und zugleich nachsichtig, diszipliniert, aber voll fast 'mütterlich' anmutendem Verständnis für menschliche Schwächen. Allseits attestiert wird der Bundestagspräsidentin z.B., sie könne gut zuhören und sich doch durchsetzen, sie sei unbequem doch keineswegs intolerant, sie vertrete ihren Standpunkt und sei doch kompromissbereit, und immer wieder und vor allem: sie habe ein gutes Gespür für die Probleme der Menschen, insbesondere für die gesellschaftlich Benachteiligten. Offenkundig erhärtet also die mediale Distribution dessen, was sie vertritt, nachhaltig den allgemeinen Glauben an ihre Integrität und an ihre Moralität.

Niemals z.B. scheint Süßmuth ein politisches Amt irgendwie zielstrebig zu begehren. Während Möllemann ständig Ansprüche anmeldet oder doch zumindest Möglichkeiten in Betracht zieht, die über seine jeweilige Position hinausreichen, zeigt sie offenbar von sich aus keine Karriere-Ambitionen. Im Gegenteil, sie wird berufen, gebeten, gedrängt, in die Pflicht genommen: Zunächst als Bundesministerin für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit, dann als Sprecherin der CDU-Frauenvereinigung, als Bundestagspräsidentin, als prospektive Ministerpräsidentin von Niedersachsen, und zwischendurch sogar fast einmal als Gegenkandidatin zum Bundesvorsitzenden der CDU. (Aber selbst in dieser Situation hat ihr - anders als etwa dem Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg, Lothar Späth, - kaum jemand irgendein persönliches Karrierestreben unterstellt.) Von keiner der gängigen ideologischen Strömungen scheint sie völlig vereinnahmbar zu sein, und mithin wird es auch allen Seiten schwer, sie gänzlich abzulehnen: Feministinnen können ihr nicht vorwerfen, 'die Sache der Frauen' zu vernachlässigen; Moralisten können nicht behaupten, sie gehe leichtfertig mit dem Schutz des ungeborenen Lebens um; Linke können ihr engagiertes Eintreten für Minderheiten nicht übersehen; Rechte haben keinen Grund, ihre Ordnungsvorstellungen zu beklagen; Liberale schätzen sie wegen ihres Engagements für bürgerliche Selbstverantwortung; Konservative anerkennen ihren Familiensinn.

Und wer hierzulande an das Thema AIDS denkt, der denkt ohnehin auch heute noch fast zwangsläufig an Rita Süßmuth - und ihren 'dunklen' Widerpart Peter Gauweiler. Weder einem Politiker der SPD, der FDP oder der Grünen noch einer anderen Persönlichkeit des öffentlichen Lebens ist es bislang gelungen, sich ähnlich prominent wie diese beiden in die medial inszenierte Debatte um den Problemkomplex AIDS einzuschalten. Die damalige Bundesministerin und der bayerische Staatssekretär waren dermaßen allgegenwärtig, daß alle anderen 'Mitspieler' fast zwangsläufig in ihrem Schatten stehen mußten. Ob diese konzeptionell-personale Polarisierung, die sich so untrennbar mit den Namen Süßmuth

(sozusagen für Aufklärung und Vernunftappell) und Gauweiler (für Ausforschung und Sanktionsdrohung) verknüpft hat, nun letztlich wirklich eine fundamentale partei-interne Auseinandersetzung war, oder vielleicht nur ein gut inszenierter politischer 'Theaterdonner' (vgl. Hitzler 1989b), das sei hier dahingestellt. Jedenfalls hat Rita Süßmuth sich für ihre Position immer wieder nachdrücklich selber ins Scheinwerferlicht der Medien-Öffentlichkeit begeben. (Hier sei lediglich an ein Titelbild des Nachrichtenmagazins 'Spiegel' erinnert, für das sie sich hat in Zellophan verpacken lassen.)

Rita Süßmuth stand und steht noch immer für ein politisches Programm zum Thema 'AIDS', mit dem man in der Regel Stichworte wie Aufklärung, Selbstverantwortung und Engagement verbindet. Ihre dezidiert 'persönlich bekennende' ideologische Grundeinstellung, die sie hierbei gleichsam exemplarisch vorgeführt und, wie man so schön sagt: verantwortet hat, erweist sich dabei als eine Mischung aus religiös-moralischem Gedankengut, liberalem Menschenbild und sozial-konservativem Politikverständnis.⁷ Nun mußte Süßmuth als Politikerin das Problem AIDS ja eher 'verwalten', als daß sie es hätte bewältigen können. Sie, die sie ein Programm nicht nur vertrat sondern praktisch 'verkörperte', gab aber, aufgrund der ihr attestierten Integrität, all dem, was geschah, einen (transzendenten, also auf wissenschaftliche, ideologische, religiöse 'Erkenntnis' bezogenen) Sinn.

Und obwohl sie 'durch den Bildschirm betrachtet' nicht nur bei dieser Gelegenheit (aber hier besonders augenfällig) keineswegs sonderlich 'souverän' wirkt, sondern eher unsicher, obwohl sie kaum einmal rhetorische Glanzlichter setzt, selten 'konkret' wird, gelegentlich einen fast 'salbungsvollen' Ton anschlägt und oft ein wenig 'hilfesuchend' an der Kamera vorbeischaut, also im Sinne dieses Mediums durchaus 'Fehler' macht, gelingt es ihr anscheinend doch, genau das zu vermitteln, was man unter Politikern gern 'Bürgernähe' nennt.

Am wirksamsten legitimiert man sich als Politiker also allem Anschein nach dadurch, daß man öffentlich den Eindruck vermittelt, für das Wohlergehen der Menschen dadurch zu sorgen, daß man - formell begrenzte - Macht über sie ausübt, ohne es auf diese Macht abgesehen zu haben, da es, wie Gustav Ichheiser (1927, S. 309) einmal geschrieben hat, "im Wesen der Macht begründet liegt, sich moralisch zu verbrämen, um nicht als das, was sie ist, zu erscheinen". Wer also - wie Möllemann - zugibt, daß ihm tatsächlich darum zu tun

⁷ Dies habe ich andernorts auch anhand einer Feinanalyse ihrer Fernsehansprache zum Welt-AIDS-Tag 1988 aufgezeigt (vgl. Hitzler 1991a). Zur Illustration zitiere ich hier lediglich den Schluß ihrer Ansprache: "Mir ist ganz wichtig, am Welt-AIDS-Tag auch bewußt zu machen, daß AIDS mehr ist als eine tödliche Krankheit und eine weltweite Gefahr. AIDS bedeutet für mich zugleich auch eine Bewährungsprobe für unsere Gesellschaft wie für jeden einzelnen von uns. Wie wir mit AIDS umgehen, wird darüber entscheiden, ob wir in unserer Gesellschaft fähig sind zu Eigenverantwortung und Solidarität. Wenn uns dies gelingt, können wir AIDS besiegen." (Süßmuth 1988).

ist, Macht und Einfluß zu bekommen, der steht sozusagen prinzipiell im Verdacht, nur Eigen-Interessen zu verfolgen.⁸ Zum Kampf um die Macht gehört eben wesentlich, dem Publikum gegenüber zu verbergen oder zumindest zu bagatellisieren, daß es den Akteuren vor allem anderen eben tatsächlich um Macht geht. Das heißt, um es noch einmal zu betonen: Unabhängig davon, ob der Politiker tatsächlich sagt, was er denkt, oder gar tatsächlich glaubt, was er sagt, muß er nach bestimmten politikimmanenten Regeln handeln, wenn er erfolgreich sein will. Und wesentlicher Teil dieser Regeln ist offensichtlich, medial glaubhaft zu machen, daß man bereit ist, auch persönlich für ein moralisches Anliegen einzutreten, denn die mediale Selbstinszenierung untermauert den 'objektiven' Realitätsgehalt politischer Selbstdarstellungen nachhaltig (vgl. Graber 1976).

Die dementsprechende Selbstinszenierung von Rita Süßmuth weist damit genau jene Eigenschaften auf, die Jürgen Möllemann zu fehlen scheinen: Wenn Möllemann sozusagen ein 'Unwunschild' darstellt, dann ist Süßmuth gleichsam der Inbegriff des 'Sympathieträgers'.⁹ Das hat damit zu tun, daß sich der Politiker im Medienzeitalter in einem gewissen Dilemma befindet: Einerseits muß er den Eindruck überlegener Sach-Kompetenz erwecken, um seinen 'Führungsanspruch' gegenüber anderen Menschen zu rechtfertigen, einerseits also muß er sich sozusagen von der 'Masse' abheben. Andererseits aber muß er immer auch zeigen, daß er 'Mensch', daß er 'einer von uns' geblieben ist.¹⁰ Und eben diese diffizile Mischung aus Nähe und Distanz, aus der Vermeidung von Kumpelhaf-tigkeit hie und 'Abgehobenheit' da, scheint Rita Süßmuth hervorragend zu gelingen: Das Publikum erwartet zwar Humor, aber doch nicht zuviel (und vor allem 'den richtigen'), Menschlichkeit, aber nicht nur, Fehlbarkeit, aber nur solche, die man jederzeit 'ehrlich' zu-geben kann.¹¹ Kurz: Ein Politiker muß zwar einen 'guten Eindruck machen', aber er darf auch nicht allzu perfekt erscheinen wollen - sonst mißlingt die Selbst-Inszenierung, weil sie allzu aufdringlich als solche ersichtlich wird.

⁸ Ich zitiere zur Illustration aus einem Interview, das einige Studenten und ich mit Jürgen Möllemann geführt haben: "Macht? Ja, eines der Motive, warum ich das mache, ist, daß ich politische Sachen beeinflussen will, daß das, was politisch geschieht, ich mir nicht nur angucke, sondern gestalte." (Interview 1987, S. 41).

⁹ Dabei interessiert mich übrigens nicht, ob Rita Süßmuth tatsächlich so integer ist, wie sie erscheint, und ob Jürgen Möllemann tatsächlich jener gesinnungslose Karrierist ist, als der er angesehen wird. Mich interessiert nur, wie solche Eindrücke entstehen und sich stabilisieren können. Mich interessiert nicht 'die Wahrheit', mich interessieren vielmehr die Mythen, mit denen wir es zu tun haben und über deren komplexen Verhältnis zur 'Wahrheit' - so es denn eine gibt - zu befinden nicht Aufgabe sozialwissenschaftlicher Hermeneutik ist. Denn Hermeneutik dient nicht der Zerstörung, sondern der Beschreibung von Mythen (vgl. dazu auch Soeffner 1989a).

¹⁰ Zu diesem Behufe greifen Politiker gerne zu bewährten und auch zu (mehr oder weniger) originellen populistischen Mitteln, die vom öffentlichen Baby-Küssen und allgemeinem Händeschütteln bis hin zum Auftritt im verdreckten Bergmanns-Overall und dergleichen mehr reichen.

¹¹ Wer sich allzusehr 'ranschmeißt', wer zu deutlich erkennbar macht, daß er 'everybody's darling' sein möchte, der tut sich ähnlich schwer, wie jemand, der zu seriös, zu distanziert, zu 'hölzern' wirkt.

Jürgen Möllemanns Problem besteht m.E. folglich darin, daß er einerseits zu ungeniert und 'ehrlich' Imagepflege betreibt, und daß er andererseits - und vor allem - bei seiner Selbstinszenierung nicht hinlänglich berücksichtigt, daß Menschen, auch am Ausgang des zwanzigsten Jahrhunderts, an etwas glauben wollen (vgl. Freyer 1986). Oder um es mit Max Weber zu sagen: "Wie die Sache auszusehen hat, in deren Dienst der Politiker Macht erstrebt und Macht verwendet, ist Glaubenssache... (aber) immer muß irgendein Glaube da sein" (Weber 1980, S. 547f). Möllemann vernachlässigt also m.E., bei aller 'technischen' Brillanz im Umgang mit den Instrumentarien heutiger Politik-Inszenierung, das menschliche Bedürfnis nach 'transzendenten Werten', die Dimension der (politischen) Sinnstiftung. Allzu ungeniert bekennt er, worum es ihm geht (nämlich darum, im Spiel um die Macht erfolgreich zu sein), und er verabsäumt bzw. vernachlässigt es, diesem seinem Wollen die Würde 'höherer' Ideale zu verleihen. So charmant, so sympathisch sich Möllemann auch persönlich zu geben vermag, medial wirkt er doch immer 'irgendwie' wie ein Schauspieler, der die für ihn ein wenig zu 'große' Rolle des Politikers einigermaßen glaubhaft auf die Bühne des öffentlichen Interesses zu bringen versucht, während Süßmuth eher als eine Politikerin erscheint, die sich den Menschen zuliebe, um die es ihr 'eigentlich' immer zu tun ist, gelegentlich ein wenig als Schauspielerin bzw. notgedrungen als Mitspielerin im Medienspektakel gebärdet (vgl. auch Edelmann 1988).

Wenn wir nun einmal davon absehen, selber moralische Attestate zu verteilen, dann läßt sich wohl konstatieren, daß die mediale Selbstinszenierung von Rita Süßmuth bei den meisten Leuten besser 'ankommt' als die von Jürgen Möllemann. Das liegt, so meine ich, daran, daß Rita Süßmuth, bei aller (scheinbaren?) oder vielleicht auch gerade wegen ihrer (scheinbaren?) Befangenheit im Umgang mit dem Selbstdarstellungsinstrument Medien, die 'Logik', die 'Regeln' der Personalisierung von Politik (vielleicht ganz selbstverständlich und 'reinen Herzens') besser beachtet als der eher die 'Logistik', die technischen Prinzipien des alltäglichen Medienspektakels beherrschende Jürgen Möllemann.

Wenn ich Machiavelli (1972) richtig verstehe, dann ist Politik ja vor allem die Kunst, soziohistorische Rahmenbedingungen zu erkennen, richtig einzuschätzen und 'klug' darauf zu reagieren, sie den je eigenen Zielen nutzbar zu machen. Die soziohistorischen Rahmenbedingungen zu beachten aber bedeutet heutzutage eben nicht nur, die spezifischen Produktionsbedingungen medialer Arenen in sein Handlungskalkül einzubeziehen (wie Möllemann das macht), sondern es bedeutet auch (und vielleicht noch entschiedener), dem typischen Bedürfnis des 'heimatlos' gewordenen modernen Menschen (vgl. Berger/Berger/ Kellner 1973, Hitzler 1988) nach Sinnangeboten zu entsprechen (wie Süßmuth das tut). Das heißt, daß jenseits des individuellen Strebens des Politikers "nach Machtanteil oder nach Beeinflussung der Machtverteilung" (Weber 1980, S. 506), dem die mediale Selbst-Präsentation

ja ganz unübersehbar und vor allem dient, diese - in der Regel implizit - für den Normalbürger typischerweise noch eine zusätzliche, 'transzendente' Funktion erfüllen muß: Die Funktion der Repräsentation einer für ihn akzeptablen Idee des Gemeinwesens, des politisch geordneten sozialen Lebens.

4. Die transzendente Funktion des Repräsentanten

Darüber, was ein politischer Repräsentant eigentlich wirklich repräsentiere, streiten sich die Experten ja schon mindestens und nachweisbar seit der griechischen Antike (vgl. Fairlie 1940, Birch 1971; vgl. dazu auch Eulau/Wahlke/Buchanan/Ferguson 1959, Eulau/Karps 1977). Jeder Repräsentant hat, wie wir gesehen haben, zweifellos subjektive Interessen. Er folgt überdies ebenso zweifellos stets auch einer okkasionellen 'Logik' (hier: der der Medien). Aber er weist darüber hinaus offenbar auch noch einen objektiven Sinn auf: So facettenreich er interpretiert wird, letztlich gilt er doch als Exponent des allgemeinen Willens einer politischen Gemeinschaft (vgl. z.B. Wilson 1936, S. 359).

Der objektive Sinn des Repräsentanten liegt m.E. also in seiner rituellen Funktion, in seiner Verkörperung der als 'legitim' geltenden politischen Ordnung einer Gesellschaft: Er ist ein Symbol, und als solches ist er Teil eines politischen Rituals (vgl. dazu Schütz 1971, Luckmann 1985), das selber wiederum ein Element einer bestimmten politischen Kultur darstellt. Die alltagstranszendente Idee des Politischen verkörpert sich alltäglich im Repräsentanten, der in seiner schieren Erfahrbarkeit eben nicht nur auf sich (als was auch immer), sondern auch über sich hinaus auf die andere Wirklichkeit sozialer Kollektive verweist (vgl. Schütz 1972a).

Damit ein politischer Repräsentant als symbolischer Repräsentant des Politischen 'funktioniert', bedarf es seiner Verankerung in einem allen an der Inszenierung - produktiv wie rezeptiv, aktiv wie passiv - Beteiligten im wesentlichen bekannten und verstehbaren Interpretationsschema. Dieses Schema wird uns vor allem vermittelt über all das, was wir gemeinhin dem sogenannten 'öffentlichen Diskurs' (vgl. Neidhardt 1989) zurechnen. Und dieser wird, daran bestehen wohl kaum Zweifel, heutzutage wesentlich - um nicht zu sagen: fast ausschließlich - von dem bestimmt, was die Massenmedien (zumindest in ihrer Gesamtheit) auf die Agenda des gesellschaftlichen Interesses setzen (vgl. nochmals Luhmann 1983).

Jenseits etwelcher individueller oder parteispezifischer Interessen muß, um längerfristig massenwirksam zu sein, um 'anzukommen, die mediale Selbstinszenierung des Politikers

also das, was hinsichtlich der Ordnung der Gesellschaft der Fall ist, legitimieren (vgl. Luckmann 1987); sie muß dazu beitragen, die Bindung der rezipierenden Gesellschaftsmitglieder an das geltende Herrschaftsprinzip zu plausibilisieren; sie muß darauf bedacht sein, die Regierten mit dem Regiertwerden zu versöhnen. Und das heißt, kurz und nochmals gesagt: Selbstpräsentation von Politikern muß auch - und in 'individualisierten' Gesellschaften wie der unseren (vgl. Beck 1986, S. 121ff) vielleicht gerade - der Staatsrepräsentation dienen. Gerade "eine solche gemeinverbindliche Idee der Lebensführung ist es, was in der Repräsentation präsent, gegenwärtig wirksam wird", nämlich, so Siegfried Landshut (1964, S. 182 und 181), "jenes besondere Prinzip, das die Einheit und Gemeinsamkeit der politischen Lebensgemeinschaft ausmacht, ein regulatives Prinzip, das als ein Imperativ der Lebensführung" wirkt.

Nochmals: Für die Menschen 'draußen im Lande' hat der Politiker - jenseits seiner persönlichen und parteilichen Dispositionen, Erwartungen, Interessen und Ziele (vgl. typologisch dazu auch Rausch und Oberreuther 1973) - als Repräsentant insbesondere eine sinn- und bedeutungstiftende, eine wirklichkeitssichernde, eine symbolische Funktion. Er wirkt, dieser seiner generellen Funktion nach, gegenüber dem Normalbürger als ein Medium, als Mittler zu jenem, die alltägliche Erfahrung transzendierenden, aber für den Alltag der Gesellschaft so bedeutungsvollen Wirklichkeitsbereich des Politischen. Er ist dem gegenüber, dessen Repräsentant er formell ist, faktisch auch der Repräsentant einer Idee bzw. eines Ideenzusammenhangs (vgl. hierzu Weiß 1984; vgl. auch Bourdieu 1986). Er fokussiert gleichsam in seiner Person, in seinem Handeln und in seinen Objektivationen komplexe politische Zusammenhänge und Abläufe. Der Politiker gilt als der, der es dem Bürger 'schuldig' ist, das fremdartige Geschehen, von dem dieser stets 'etwas' weiß, aber auch stets nur Weniges und noch weniger: Genaues zu wissen scheint, 'zusammenzureimen'. Er ist derjenige, von dem man erwartet, daß er den - nicht nur gelegentlich verborgenen - Sinn sozialer Ordnungsmaßnahmen erschließen, auslegen, 'erklären' kann.¹² Die - nicht nur aber insbesondere qua Massenmedien - vom Politiker, als dem vielleicht gescholtenen aber gleichwohl prinzipiell als solchem anerkannten Repräsentanten eines konsensuellen demokratischen Politikverständnisses, angebotenen Deutungsmuster dienen damit, jenseits aller parteipolitischen Implikationen, der Inszenierung von politischer Realität als solcher.

¹² Dem Politiker eignet mithin immer auch so etwas wie ein häufig mit populistischen Mitteln erzeugtes und perpetuiertes 'Amtscharisma' (vgl. Soeffner 1992).

Literatur:

- Altheide, David L./Snow, Robert P.: Media Logic. Beverly Hills/London: Sage 1979
- Argyle, Michael: Körpersprache und Kommunikation. Paderborn 1979
- Atkinson, Maxwell: Our Masters' Voices. London/New York: Methuen 1984
- Baber, James D.: The Presidential Character. Englewood Cliffs, N.J. 1977
- Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1986
- Berger, Peter L./Berger, Brigitte/Kellner, Hansfried: Das Unbehagen in der Modernität. Frankfurt a.M., New York: Campus 1973
- Bergsdorff, Wolfgang (Hrsg.): Wörter als Waffen. Stuttgart: Bonn Aktuell 1979
- Bergsdorff, Wolfgang: Herrschaft und Sprache. Pfullingen: Neske 1983
- Bergsdorff, Wolfgang: Sprache und Politik. In: Mickel, Wolfgang (Hrsg.): Handlexikon zur Politikwissenschaft. Bonn 1986, S. 484-489
- Birch, A. H.: Representation. London: Pall Mall Press 1971
- Bloch, Ernst: Das Prinzip Hoffnung. Zweiter Band. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1976
- Boorstin, Daniel J.: Das Image. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1987
- Brosziewski, Achim: Die Perspektive der Nachrichtenmacher - Politische Journalisten in Bonn. Köln: Diplomarbeit 1989
- Bourdieu, Pierre: Delegation und politischer Fetischismus, in: Ästhetik und Kommunikation. Bd. 61+62/1986
- Dieckmann, Walther: Sprache in der Politik. Heidelberg 1969
- Dieckmann, Walther: Politische Sprache, politische Kommunikation. Heidelberg 1981
- Dieckmann, Walther/Paul, Ingwer: 'Aushandeln' als Konzept der Konversationsanalyse. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 2/1983, S. 169-196
- Edelman, Murray: Politik als Ritual. Frankfurt a.M./New York: Campus 1976
- Edelman, Murray: Constructing the Political Spectacle. Chicago/London: The University of Chicago Press 1988
- Elder, Charles D./Cobb, Roger W.: The Political Uses of Symbols. New York/London 1983
- Eltermann, L.K.: Zur Wahrnehmung von Kanzlerkandidaten. In: Oberndörfer, D. (Hrsg.): Wählerverhalten in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin: Duncker & Humblot 1978
- Eulau, Heinz/Karps, Paul D.: The Puzzle of Representation: Specifying Components of Responsiveness, in: Legislative Studies Quarterly, Vol. II, No. 3/1977
- Eulau, Heinz/Wahlke, John C./Buchanan, William/Ferguson, Leroy C.: The Role of the Representative: Some empirical observations on the theory of Edmund Burke, in: The American Political Science Review, Vol. LIII/1959
- Fairlie, John A.: The Nature of Political Representation, I and II, In: The American Political Science Review, Vol. XXXIV, No. 2+3/1940
- Freyer, Hans: Machiavelli. Weinheim: Acta Humaniora 1986

- Gayer, Kurt: Wie man Minister macht. Politik und Werbung. Stuttgart 1963
- Gehlen, Arnold: Der Mensch in der westlichen Wohlstandsgesellschaft. In ders.: Gesamtausgabe, Band 7. Frankfurt a. M.: Klostermann 1978, S. 34-48
- Goffman, Erving: Wir alle spielen Theater. München: Piper 1969
- Goffman, Erving: Techniken der Imagepflege. In ders.: Interaktionsrituale. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1971, S. 10-53
- Goffman, Erving: Rahmen-Analyse. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1977
- Graber, Doris A.: Verbal Behavior and Politics. Urbana et al. 1976
- Greulich, Helmut: Manipulation im Fernsehen. In: Baake, Dieter (Hrsg.). Mediendidaktische Modelle: Fernsehen. München 1973, S. 163-200
- Hagemann, Karin: Bildschirmpolitik. Köln: Staatsexamensarbeit 1989
- Haseloff, Otto Walter: Über Symbolik und Resonanzbedingungen der politischen Sprache. In: Hartmann, K.D. (Hrsg.): Politische Beeinflussung. Frankfurt a. M. 1969
- Henley, Nancy: Body Politics. Englewood Cliffs, N.J. 1977
- Hitzler, Ronald: Skandal: Karrierebremse oder Karrierevehikel? In: Sozialwissenschaftliche Informationen (SOWI), H. 1/1987, S. 22-27
- Hitzler, Ronald: Sinnwelten. Opladen: Westdeutscher Verlag 1988
- Hitzler, Ronald: Über einige Formen alltäglicher Orientierung. In: Wege zum Menschen, 41. Jg., H. 6/1989a, S. 336-343
- Hitzler, Ronald: Skandal ist Ansichtssache. Zur Inszenierung ritueller Spektakel in der Politik. In: Ebbighausen, Rolf/Neckel, Sighard (Hrsg.): Anatomie des politischen Skandals. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1989b, S. 334-354
- Hitzler, Ronald: Kompetenzdarstellung. Die symbolische Repräsentation von Befugnis, Befähigung und Bereitschaft zum politischen Handeln. (Referat bei der Jahrestagung 1990 der Sektion 'Sprachsoziologie' in Bamberg). Bamberg: Manuskript 1990a
- Hitzler, Ronald: Die Politik des Zwischenrufs. Zu einer kleinen parlamentarischen Form. In: Zeitschrift für Parlamentsfragen (ZParl), 21. Jg., 4/1990b, S. 619-630
- Hitzler, Ronald: Dummheit als Methode. Eine dramatologische Textinterpretation. In: Garz, Detlef/Kraimer, Klaus (Hrsg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung. Opladen: Westdeutscher Verlag 1991a, S. 295-318
- Hitzler, Ronald: Strategien massenmedialer Selbstdarstellung von Politikern - am Beispiel von Jürgen Möllemann. In: Müller-Doohm, Stefan/Neumann-Brann, Klaus (Hrsg.): Öffentlichkeit, Kultur, Massenkommunikation. Oldenburg: BIS der Universität 1991b, S. 231-250
- Hoffmann, Rüdiger: Politische Fernsehinterviews. Tübingen: Niemeyer 1982
- Holly, Werner: Politikersprache. Trier: Habilitationsschrift 1988
- Holly, Werner/Kühn, Peter/Püschel, Ulrich: Nur 'Bilder' von Diskussionen? Zur visuellen Inszenierung politischer Werbung als Fernsehdiskussion. In: Bentele, Günther/Hess-Lüttich, Ernest W.B. (Hrsg.): Zeichengebrauch in Massenmedien. Tübingen 1985, S. 240-264
- Holly, Werner/Kühn, Peter/Püschel, Ulrich: Politische Fernsehdiskussionen. Tübingen: Niemeyer 1986

Honer, Anne: Das Perspektivenproblem in der Sozialforschung. In: Jung, Thomas/Müller-Doohm, Stefan (Hrsg.): 'Wirklichkeit' im Deutungsprozeß. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1993, S. 241-257

Ichheiser, Gustav: Die Antinomie zwischen Politik und Moral nach Machiavelli. In: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie 1927, S.294-309

Interview (des FP 'Medien und Politik in Bonn') mit Bundesminister Möllemann am 23.7.1987 (unv. Transkript)

Kirsch, Guy/Mackscheidt, Klaus: Staatsmann, Demagoge, Amtsinhaber. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1985

Klapp, Orin E.: Symbolic Leaders. Chicago: Aldine 1964

Klein, Klaus Peter: Argumentation in politisch-parlamentarischer Debatte. In: Stötzel, Georg (Hrsg.): Germanistik - Forschungsstand und Perspektiven. Berlin/New York: de Gruyter 1985, S. 380-405

Koebner, Thomas: 'Verhör' und 'Bekenntnis' - und andere Spielarten des fernsehinterviews. In: Kreuzer, Helmut/Prümm, Karl (Hrsg.): Fernsehsendungen und ihre Formen. Stuttgart 1979, S. 425-437

Landshut, Siegfried: Der politische Begriff der Repräsentation. In: Ortlieb, H.-D. (Hrsg.): Hamburger Jahrbuch für Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik. Tübingen 1964

Lipp, Wolfgang: Kultur, dramatologisch. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 9. Jg., H. 1+2/1984, S. 8-25

Lipp, Wolfgang: Stigma und Charisma. Berlin: Reimer 1985

Luckmann, Thomas: Riten als Bewältigung lebensweltlicher Transzendenz. In: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie, H. 3 (1985)

Luckmann, Thomas: Comments on Legitimation. In: Current Sociology, Vol. 35, No. 2/1987, S. 109-117

Luhmann, Niklas: Öffentliche Meinung. In ders.: Politische Planung. Opladen: Westdeutscher Verlag 1983, S. 9-34

Machiavelli, Niccolò: Der Fürst. Stuttgart: Kröner 1972

Mayntz, Renate/Scharpf, Fritz: Planungsorganisation. München 1973

McCombs, Maxwell E./Shaw, Donald L.: The Agenda-Setting Function of Mass Media. In: Public Opinion Quarterly, Vol. 36, No. 2/1972, S. 176-187

McGinnis, Joe: The Selling of the President. Harmondsworth: Penguin 1970

Merelman, Richard M.: The Dramaturgy of Politics. In: The Sociological Quarterly, Bd. 10, Nr. 2 (1969)

Nedelmann, Birgitta: Das kulturelle Milieu politischer Konflikte. In: Neidhardt, Friedhelm/Lepsius, Rainer M./ Weiß, Johannes (Hrsg.): Kultur und Gesellschaft (SH 27 der KZfSS). Opladen: Westdeutscher Verlag 1986

Neidhardt, Friedhelm: Auf der Suche nach 'Öffentlichkeit'. In: Nutz, Walter (Hrsg.): Kunst, Kommunikation, Kultur. Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang 1989, S. 25-35

Oberreuter, Heinrich: Stimmungsdemokratie. Zürich: Interfrom 1987

Price, Charles M./Bell, Charles G.: The Rules of the Game. In: The Journal of Politics, Bd. 32/1970

Pross, Harry: Politische Symbolik. Stuttgart u. a.: Kohlhammer 1974

Radunski, Peter: Wahlkämpfe. München/Wien 1980

Radunski, Peter: Aufgaben moderner Wahlkampfberatung. In: Haase, H./Molt, W. (Hrsg.): Handbuch der angewandten Psychologie, Band 3. Landsberg: Verlag moderne Industrie 1981, S. 286-299

Rapp, Uri: Handeln und Zuschauen. Neuwied, Darmstadt: Luchterhand 1973

Rausch, Heinz/Oberreuter, Heinrich: Parlamentsreform in der Dunkelkammer? In: Stefani, W. (Hrsg.): Parlamentarismus ohne Transparenz. Opladen: Westdeutscher Verlag 1973

Sarcinelli, Ulrich: Symbolische Politik. Opladen: Westdeutscher Verlag 1987

Scheel, Walter: Vom Wert der Spielregeln zwischen Politikern und Journalisten. In: Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung 93/1977, S. 853-855

Schütz, Alfred: Symbol, Wirklichkeit und Gesellschaft. In ders.: Gesammelte Aufsätze, Bd. 1. Den Haag; Nijhoff 1971

Schütz, Alfred: Santayana über Gesellschaft und Regierung. In ders.: Gesammelte Aufsätze, Bd. 2. Den Haag; Nijhoff 1972a

Schütz, Alfred: Der gutinformierte Bürger. In ders.: Gesammelte Aufsätze, Bd. 2. Den Haag; Nijhoff 1972b

Schütz, Astrid: Selbstdarstellung von Politikern: Analyse von Wahlkampfauftritten. Bamberg: Dissertation 1990

Schwartzenberg, Roger-Gerard. Politik als Showgeschäft. Düsseldorf/Wien: Econ 1980

Soeffner, Hans-Georg: Auslegung des Alltags - Der Alltag der Auslegung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1989a

Soeffner, Hans-Georg: Die Inszenierung von Gesellschaft - Wählen als Freizeitgestaltung. In: Haller, Max/Hoffmann-Nowotny, Hans-Jürgen/Zapf, Wolfgang (Hrsg.): Kultur und Gesellschaft. (Verhandlungen des Soziologentags 1988 in Zürich). Frankfurt a.M., New York: Campus 1989b, S. 329-345

Soeffner, Hans-Georg: Geborgtes Charisma. Populistische Inszenierungen. In ders.: Die Ordnung der Rituale. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1992, S. 177-202

Strauss, Anselm: Negotiations. San Francisco et al.: Jossey-Bass 1978

Strauß, Gerhard: Der politische Wortschatz. Tübingen 1986

Süßmuth, Rita: Fernseh-Ansprache zum Welt-AIDS-Tag am 1.12.1988 (Transkript einer Video-Aufzeichnung)

Wagner, Wolfgang/Brandstätter, Hermann: Differentielle Medienwirkungen bei der Beobachtung einer Politikerdiskussion - akustische vs. audiovisuelle Bedingungen. In: Zeitschrift für Sozialpsychologie 11/1980, S. 69-78

Wassermann, Rudolf: Die Zuschauerdemokratie. München: Piper 1989

Weber, Max: Politik als Beruf. In ders.: Gesammelte Politische Schriften. Tübingen: Mohr 1980, S. 505-560

Weiß, Johannes: Stellvertretung, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, H. 1/1984

Wilson, Francis G.: The Elements of Modern Politics. New York et al. 1936

Zimmermann, Hans Dieter: Die politische Rede. Stuttgart 1969.

Eine Medienkarriere ohne Ende?

Fallstudie zur öffentlichen Selbstdarstellung von Politikern am Beispiel von Jürgen Möllemann¹

1. Die Probleme der Feldarbeit

Davon ausgehend, daß eine 'dichte', methodenplurale Fallstudie allemal spannender und informativer ist als eine 'dünne' Erhebung (vgl. dazu Geertz 1983, Bude 1985), habe ich 1987/88 mit Studenten der Universität zu Köln zusammen die massenmediale Selbstdarstellung des damaligen Bundesbildungs- und heutigen Bundeswirtschaftsministers und Landesvorsitzenden der FDP in Nordrhein-Westfalen, Jürgen Möllemann, untersucht. Gerade weil ohnehin jeder von uns von vornherein schon zu wissen glaubte, "was Möllemann für einer ist", nämlich ein, wie es im 'Vorwärts' hieß, "Prototyp eitler Medienkarrieristen" (vgl. Kempen 1987), haben wir uns die Aufgabe gestellt, zu explorieren, aufgrund welcher Bedingungen wir eigentlich meinen, zu wissen, was Möllemann für einer sei. Wir haben uns vorgenommen, zu rekonstruieren, wie das konstruiert wird, was wir da über ihn im Kopf haben. Kurz, unsere generelle Fragestellung war: "Wie wird heute (medial) Wissen über einen Menschen konstruiert?" (vgl. hierzu generell Knorr Cetina/Grathoff 1988, speziell Schulz 1989).

Daran orientiert haben wir die speziellen Interessen der einzelnen Mitglieder unseres Teams sondiert, haben Arbeitsgebiete besprochen, und so eingegrenzt, daß sie, in ständigem Austausch mit dem Plenum, aber trotzdem weitgehend selbständig, 'in den Griff' zu bekommen waren. Die Spannweite der in Angriff genommenen Themengebiete - wohl-gemerkt: immer vor dem latenten Hintergrund der Frage, wie unser alltägliches 'Wissen' darüber, was Möllemann für einer ist, produziert wird - reichte von Interviews mit ausländischen Journalisten bis zum körperlichen Verhalten Möllemanns, von der Spiegel-Analyse bis zu Gesprächen mit Möllemann-Mitarbeitern, von der Auswertung von Presse-portraits bis zur Problematik von Männer- und Frauensprache. Jeder sollte zum gemein-samen Puzzlespiel das beitragen, was er/sie für wichtig, für untersuchens- und bedenkens-wert ansah. Und parallel dazu, daß die Praktikumssteilnehmer ihre jeweiligen 'Felder' er-kundet und vorbereitet haben, haben wir im Pressedokumentationsstelle des Deutschen

¹ Achim Brosziewski, der als Tutor fungierte, sowie Jessica Eisermann, Karin Hagemann, Andreas Hin-drichs, Wolfgang Schäfer, Jürgen Stetten, Volker Uerlings, Hans Josef Voßenkaul, Monika Zier und Peter Zölzer haben zusammen mit mir den hier vorgestellten Forschungs- und Erfahrungsprozess 'bis zum Ende' durchgestanden. Ihr freundschaftlicher Zusammenhalt und ihre individuellen Forschungsleistungen sind in diesem Bericht 'aufgehoben'.

Bundestages - sozusagen als erste gemeinsame Informationsbasis - eine Auszählung des dort unter dem Stichwort 'Möllemann' gesammelten Pressematerials vorgenommen.²

In hohem Maße kooperativ gezeigt hat sich auch die persönliche Mannschaft von Minister Möllemann, nachdem es uns per Brief, Telefon und Vorabsprache 'vor Ort' gelungen war, die wissenschaftliche Lauterkeit unseres Unternehmens glaubhaft zu machen: Am 23. Juli 1987 führte das ganze Forschungspraktikum im Bildungsministerium eine Art umgekehrtes 'Gruppeninterview' mit Jürgen Möllemann durch.³ Faszinierenderweise war nach dieser noch etwas befangenen, weil für die meisten von uns doch außergewöhnlichen Begegnung in einer der Steuerzentralen des 'Raumschiffes Bonn' alles ein wenig anders als vorher: Könnte man die erste Phase, bis zu jenem 23. Juli, als von Antipathie getragene bezeichnen, als geprägt von der selbstverständlichen Gewißheit der Praktikumsteilnehmer, daß es im Grunde lediglich gelte, den Selbst-Inszenierungstricks des Herrn Möllemann auf die Spur zu kommen, so trat nunmehr unübersehbar eine Wende ein, hin zu einer Phase der Sympathie: Man fand jetzt Möllemann - mit Abstufungen - im großen und ganzen 'eigentlich ganz nett', man konstatierte überrascht 'Ehrlichkeit', 'Lässigkeit', eine 'ungespielte Freundlichkeit', man sah nun auch einen 'Verkannten', man sah ihn - zumindest neben dem 'Täter' - nun auch als 'Opfer', kurz: Man hatte den Eindruck, ihn jetzt 'irgendwie' zu verstehen. Das heißt, unsere Neigung nahm spürbar zu, Möllemann als einen Fall doch eher tragischer Verstrickung in den Netzen bundesdeutscher Mediendrahtzieher zu begreifen. Und unsere Grundfrage, wie über einen Menschen 'Wissen' produziert wird, erhielt jetzt statt personenkritischen eher struktur- und systemkritische Konnotationen.

Diese Attitüde hat dann auch die Arbeit während der sommerlichen Semesterferien geprägt, die im wesentlichen darin bestand, die Codierungsbögen der Aktion 'Pressedokumentationsstelle' in den Personal-Computer einzugeben und zu verarbeiten, Leitfadeninterviews durchzuführen und zu transkribieren, Pressematerial inhaltsanalytisch und hermeneutisch auszuwerten, Fernsehaufzeichnungen zu codieren bzw. zu transkribieren und die so entstandenen Texte zu interpretieren.

Als wir dann im darauffolgenden Wintersemester über Auswertungsprobleme gesprochen und auch über die nach und nach vorgelegten Ergebnisse der verschiedenen Teiluntersu-

² Außerdem hat sich - begleitend - eine Arbeitsgruppe 'Biographie und Zeitgeschichte' konstituiert, die Lebensdaten von Möllemann zusammengetragen, zu einigen historischen Daten in Beziehung gesetzt und damit eine Art 'Hintergrund' für unsere explorativen Untersuchungen skizziert hat.

³ Dieses mehr als zweistündige Gespräch über Möllemanns Selbst- und Politikverständnis, über sein 'Image', sein Verhältnis und seine Meinung zu den Medien und Medienmachern liegt aufgezeichnet und transkribiert vor (Interview 1987).

chungen diskutiert haben, hat sich dann schließlich so etwas wie ein 'dialektischer Dreischritt' unseres kollektiven 'Deutungs-Musters' vollzogen: Diese dritte Phase unseres gemeinsamen Unternehmens, die ich damit als 'von Empathie getragen' bezeichnen würde, war wesentlich geprägt durch ein Zusammenspiel von Engagement und Distanzierung, also durch technische Nüchternheit und Interesse am Detail, durch ein beständiges Hin-und-Her zwischen zum Teil sehr verschiedenen Lesarten und Interpretationsmöglichkeiten.

Und darin liegt für mich auch das didaktisch wichtige Ergebnis dieses Praktikums, daß wir gemeinsam praktisch erfahren haben, was Verstehen als sozialwissenschaftliche Erkenntnisstrategie im Sich-Einlassen auf ein Thema, in der Arbeit 'im Feld' und im Umgang mit dem Material heißt (vgl. zu den - auch für unsere Arbeit - symptomatischen Problemen der Team-Arbeit Neidhardt 1983): Daß es heißt, Fragen zu stellen und sehr genau zuzuhören, mit Geduld und Phantasie vorzugehen, seine Vorurteile zu erkennen und zu reflektieren, sich zu bemühen, die Welt auch einmal ganz anders zu sehen, als man es gewohnt ist, usw. Dadurch nämlich haben wir entdeckt, daß es jenseits von Sympathie und Antipathie gegenüber einem Gegenstand tatsächlich noch ein Drittes gibt, nämlich eben Empathie. Diese als 'neutral' zu bezeichnen, wäre m.E. irrig. Empathie ist vielmehr eine Einstellung, die man dadurch erreicht, daß man zu zweifeln beginnt an allem, was man so mehr oder weniger selbstverständlich zu wissen glaubt, daß man also eine 'künstliche Dummheit' als methodische Attitüde entwickelt (vgl. Hitzler 1986 und 1991a). Auf diese Art seinen Verstand zu reinigen, dazu scheinen mir die unser Wissen um unser Wissen disziplinierenden Methoden sozialwissenschaftlicher Hermeneutik durchaus geeignete Mittel. Abfuhrmittel sozusagen, nicht nur, wie Soeffner (1989) sagt, gegen das Grundsätzliche, sondern auch gegen alles Selbst-Gewisse.

2. Das Puzzle der Forschungsergebnisse

Daß als Resultat dieser empirischen 'Etüden' schließlich auch einige 'handfeste' Forschungsergebnisse vorlagen, die jeweils Antwortsegmente beigetragen haben zu unserer Fallfrage, wie man heute medial Wissen über einen Menschen produziert, ist vor diesem Hintergrund schon fast als 'Mehrwert' zu betrachten: Quantitativ sind wir, wie gesagt, vor allem zur ersten Groborientierung über unseren 'Fall' vorgegangen. Die Rechner-unterstützte Auswertung der Codierblätter, mit denen wir in der Bonner Pressedokumentationsstelle gearbeitet hatten, war deshalb auf die Interpretation von Häufigkeitsverteilungen beschränkt. Bestätigt hat diese Auszählung u.a., daß Möllemann in nachrichtenarmen Zeiten, insbesondere im sogenannten 'Sommerloch' und um die Osterzeit verstärkt in der Presse präsent ist (rund ein Drittel seiner Gesamtpräsenz fällt in die Monate August und April).

Interessant ist wohl auch, daß Möllemann vor seiner Ernennung zum Bundesbildungsminister im März 1987 in der Presse kaum mit bildungspolitischen Themen in Zusammenhang gebracht wurde (lediglich in 25 von 2543 Pressedokumenten).⁴ Diese Feststellung hat uns - ganz allgemein - zu der nachdenklichen Frage verleitet, aufgrund welcher Kompetenzen man hierzulande wohl Minister wird.

Nun, eine Antwort schien uns darin zu liegen, daß man 'irgendwie' einen bleibenden Eindruck bei und in der sogenannten Meinungsführer-Presse hinterläßt. Dieser Möglichkeit sind wir denn auch anhand einer quantitativ-qualitative Untersuchung zur Präsenz des Jürgen Möllemann im Nachrichtenmagazin 'Der Spiegel' nachgegangen. Unsere Vollerhebung hat ergeben, daß Möllemann erstmals im Jahr 1970 erwähnt worden ist: als ein junger Landtagskandidat, der per Fallschirm zu einer Wahlveranstaltung eingeschwebt war. Dieser Fallschirmabsprung und seine einmalige Wiederholung beim Bundestagswahlkampf 1972 prägte, wie sich auch bei allen anderen Teilstudien immer wieder gezeigt hat, das Medien-Image des Jürgen Möllemann bis weit in seine Ministerzeit hinein - so nachhaltig wie kein anderes Thema. Der Verweis auf diese sportlich-aktivistische Show-Einlage erfolgt auch heute noch stets dann, wenn Möllemanns politische Seriosität wieder einmal in irgendeinem Zusammenhang zur Debatte steht.⁵ Bis jetzt verknüpft sich damit auch das dauerhafte Etikett des jungdynamischen Karrieristen (obwohl Möllemann 1945 geboren und immerhin seit 1972 Mitglied des Deutschen Bundestages ist).

Anfangs übrigens war Jürgen Möllemann eine im wesentlichen durchaus positiv beurteilte 'Spiegel'-Persönlichkeit. Nach seiner Ernennung zum Staatsminister im Auswärtigen Amt im Oktober 1982, genauer ab Anfang 1983 jedoch beginnt das Nachrichtenmagazin vehement, ihn zu kritisieren, abzielend vor allem auf seine außerpolitischen Geschäfts-Aktivitäten. Den bisherigen Höhepunkt dieser Angriffe bildete im Sommer 1984, im Kontext eines Ekklats wegen Möllemanns Beteiligung an einer Werbeagentur, ein umfangreiches, ironisches Möllemann-Porträt, das Reimar Oltmanns - quasi als Vorabdruck zu seinem Buch 'Möllemänner oder Die opportunistischen Liberalen' (1988) - im 'Spiegel' publiziert hat.

⁴ Ebenso wenig hat Möllemann übrigens vor der jüngsten Bundestagswahl öffentlich wirtschafts-politische Kompetenz bekundet, wenn man einmal von seinen offensichtlich bereits taktisch lancierten 'Mahnungen' an den damaligen Wirtschaftsminister Helmut Haussmann im Frühjahr 1989 absieht. Daraus aber, daß er ein gewichtigeres Ressort anstrebt als das Bildungsministerium, hat er noch nie ein Geheimnis gemacht.

⁵ Z.B. noch im Heft 1-2 des Jahrganges 1989 hat Reinhard Schmitz in der ja als überaus seriös gerierenden 'Deutschen Universitäts Zeitung (DUZ)' das gesamte bildungspolitische Programm Möllemanns am Fallschirmsprung aufgehängt - und zwar in Wort ("Vom Himmel hoch...") und Bild. - Und auch in der FAZ wurde sowohl anlässlich Möllemanns Anspruch auf das Wirtschaftsministerium ("Absprung aus nicht ganz heiterem Himmel", 19.12.1990) als auch anlässlich seiner Ernennung ("Im Dienst seiner selbst", 16.1.1991/ "Geschafft", 23.1.1991) wieder einigermaßen süffisant auf diese alte PR-Aktion Bezug genommen.

Daß dieses 'Spiegel'-Porträt Möllemanns weiteres Medien-Image insgesamt nachhaltig geprägt haben könnte, war eine naheliegende Vermutung, die wir dann anhand eines inhaltsanalytischen Vergleichs von 26 porträtierenden Artikeln in bundesdeutschen Zeitungen und Zeitschriften überprüft haben. Diese Hypothese hat sich aber weder durch Stil- noch durch Semantik-Analysen bestätigen lassen. Material bestätigt wurde bei dem Vergleich hingegen (wieder einmal) der allgemeine Eindruck, daß im 'Spiegel' besonders metaphernreiche Texte publiziert werden (vgl. hierzu auch Enzensberger 1965, Robling 1983), die vor allem dadurch entstehen, daß bereits einmal verwendete Attribuierungen kumuliert und dann mit je aktuellen Neuschöpfungen kombiniert werden.

So wächst im 'Spiegel' im Lauf der Jahre auch die Zahl der mehr oder minder originellen Ersatz- und Zusatz-Etikettierungen, mit denen Möllemann bedacht wird, wobei auffällt, daß im wesentlichen weder eindeutig positive noch eindeutig negative, sondern ihrem semantischen Gehalt nach ambivalente Charakterisierungen vorgenommen werden. (Viele der aufgefundenen Möllemann-Attributierungen - wie 'Riesenstaatsmann Mümmelmann', 'Genscher mit angelegten Ohren', 'Dünnbrettbohrer', usw. - werden übrigens nicht als Sprachschöpfungen von 'Spiegel'-Redakteuren, sondern als Zitationen, vor allem von anderen Politikern, ausgewiesen.) Zumeist erlaubt also erst der jeweilige Kontext Rückschlüsse auf die implizierte Wertung. Diese implizierten Wertungen haben wir exemplarisch anhand von Feinanalysen aufgewiesen, indem wir heterogene Lesarten Falsifikationsprüfungen unterzogen haben. Unser Fazit: Semantisch bleibt das Möllemann-'Spiegel'-Bild unbestimmt, gleichsam in der Schwebe zwischen Ironie, Hohn und 'klammheimlicher' Bewunderung. Dadurch wird u.E. die Stereotypie der 'Spiegel'-Meinung über Möllemann kaschiert - ein wesentliches Moment übrigens der Verselbstverständlichung von 'Wissen', und damit der manipulativen Konstruktion von 'Gewißheiten' beim Leser.

Derartige Stereotypen werden aber, so unser Verdacht, nicht nur im 'Spiegel', sondern auch in Fernsehsendungen interaktiv konstruiert und reproduziert: Interviewer und Moderatoren verwenden - in Varianten - immer wieder dieselben Fragen, die 'öffentliche' Vorurteile aufgreifen, um Möllemann zu Antworten über sein (politisches) Selbst-Verständnis zu provozieren. Möllemann reagiert, wie wir anhand der Analyse von Video-Aufzeichnungen einiger seiner TV-Auftritte feststellen konnten, darauf in der Regel ebenso stereotyp, nämlich mit einem eingespielten, wenig variationsreichen Repertoire von Bestätigungen, Zurückweisungen, Korrekturen und Erläuterungen (vgl. dazu auch Altheide 1984): Dauerthemen in diesem massenkommunikativen Endlos-Geplänkel zwischen Journalisten und Möllemann sind offenbar dessen Verhältnis zu Hans-Dietrich Genscher, sein Verhältnis zu den Medien, insbesondere zum 'Spiegel', und seine frühe Karriere als Nach-

wuchs-Politiker. Dabei fällt auf, daß Möllemann seit etlichen Jahren ständig bemüht ist, gegenüber tatsächlichen wie vermeintlichen Unterstellungen politischer Windbeutelei mit großem Nachdruck seriösere Lesearten seiner Aktivitäten zu installieren. Sein medial konstruiertes 'altes' Image, mit dem er ehemals ja augenscheinlich erfolgreich bundespolitische Karriere gemacht hat, scheint also das Bild zu stören, das er zumindest heute (als Minister) von sich zu vermitteln sucht.⁶

Kühle Seriosität, freundliche Gelassenheit und sachliche Kompetenz sind offenbar jene Eigenschaften, über die zu verfügen Möllemann nunmehr vor allem demonstrieren will oder muß - auf dem Weg zu weiteren, noch höheren Partei- und Staatsämtern.⁷ Im Zeitalter der elektronischen Massenmedien (vgl. Meyrowitz 1987), in dem uns die Fernsehkameras den Politiker hautnah und quasi face-to-face ins Wohnzimmer setzen, aber werden solche Eigenschaften eben längst nicht mehr nur über Inhalte politischen Redens inszeniert sondern auch, und womöglich vor allem, über die Formen der Darreichung, über das also, was wir die nonverbalen Kommunikationskanäle nennen (vgl. hierzu Lenssen/Aufenanger 1986, vgl. auch bereits McGinnis 1970). Beobachtet haben wir deshalb - ebenfalls auf Video-Aufzeichnungen von Fernsehsendungen - insbesondere Möllemanns Körperhaltung, Gestik und Mimik im Zusammenspiel mit seinen verbalen Äußerungen zu ganz heterogenen Themen in heterogenen Kontexten.⁸

Bei allen Unterschieden in seinem körpersprachlichen Verhalten während verschiedener im Fernsehen übertragener und von uns eben auch face-to-face erlebter Interaktionssituationen (auch während Auftreten auf politischen Großveranstaltungen): Möllemann hat sich durchgängig als Virtuose motorischer Selbstbeherrschung erwiesen. Er agiert in aller Regel signifikant ruhig und zurückhaltend. Er wirkt engagiert, humorvoll und doch seriös, also 'irgendwie ehrlich und überzeugend'. Damit scheint er nun doch tatsächlich auf dem besten Weg zu sein vom dynamischen 'Jungpolitiker' zu dem, was Schwarzenberg den "charmanten Führer" (1980, S. 69) genannt hat - zumindest was die nonverbale Dimension seines Kommunikationsverhaltens im Fernsehen angeht: Moderates Auftreten ist hier geboten, will man einen seriösen Bildschirm-Eindruck hinterlassen.

⁶ Vgl. auch die im Anschluß an das Praktikum entstandene Arbeit von Zölzer (1989) über die Inszenierungsstrategien von Oskar Lafontaine.

⁷ Daß Möllemann letztendlich irgendwann der Nachfolger von Hans-Dietrich Genscher im Amt des Bundesaußenministers werden will, ist seit langem bekannt. Seinen Anspruch, daß er 1993 Otto Graf Lambsdorff als Bundesvorsitzender der FDP ablösen will, hat er nach den jüngsten Bundestagswahlen nochmals mit breiter Medienresonanz angemeldet.

⁸ Vgl. dazu auch die im Anschluß an das Praktikum entstandene Arbeit von Hagemann 1989.

Insbesondere im Umgang mit Frauen müßte sich, so unsere Annahme, dieser gediegene Charme, diese lässige Noblesse des etablierten politischen Repräsentanten zeigen. So haben wir, im Rekurs insbesondere auf das konversationsanalytische turn-taking-Modell und daran anschließende Arbeiten zum geschlechtsspezifischen Gesprächsverhalten (vgl. v.a. Thorne/Kramarae/Henley 1983), unter anderem an einem feintranskribierten Ausschnitt aus einer relativ kontroversen Talk-Show die Interaktion zwischen der Moderatorin, dem Moderator und Jürgen Möllemann rekonstruiert. Dabei wurde unter anderem deutlich, daß der Moderator seine Kollegin immer wieder unterbrach, verbesserte und belehrte, daß Möllemann hingegen ein zwar - dem Konzept der Sendung entsprechendes - angriffslustiges aber gegenüber der Moderatorin gleichwohl betont partnerschaftliches, sozusagen "männliche Geschwätzigkeit" (Zumbühl 1986) tunlichst vermeidendes Kommunikationsverhalten zeigt. Möllemann, so nehmen wir aufgrund unserer einschlägigen Beobachtungen an, übt sich auch - möglicherweise voller Überzeugung, jedenfalls aber medienwirksam und 'überzeugend' - in die zeitgemäßen Umgangsformen mit der 'modernen Frau von heute' ein.

Summarisch gesprochen: Wenn man Möllemann 'durch den Bildschirm betrachtet', dann scheint ihm dieses Medium, das beständig Ereignisse und Abläufe selektiert, moduliert und transformiert (vgl. etwa Holly/Kühn/Püschel 1986, Keppler 1985) nachgerade 'auf den Leib' geschneidert zu sein: Möllemann, der, seinen eher kärglichen Veröffentlichungen - und auch seiner Münsteraner Examensarbeit (vgl. Möllemann 1969) - zufolge, nicht gerade als 'Schreibtalent' erscheint, findet im Fernsehen ein überaus komfortables 'Instrument' zur populistischen Selbstdarstellung, denn das Fernsehen richtet Verhaltensanforderungen an seine Akteure, denen Möllemann mit seiner Neigung, sich verbal, wie nonverbal, cool, emotional indifferent und sachlich engagieren zu geben, ziemlich genau entspricht (vgl. Atkinson 1984).

Gleichwohl: Bei aller Geschmeidigkeit und Anpassungsfähigkeit an die 'Logik' des Mediums Fernsehen, über das er 'den Wähler' (scheinbar) direkt ansprechen kann, vermag Möllemann seinem tradierten Medien-Image auch hier anscheinend nicht wirklich zu entkommen. Für ihn, dem Medien und Politik in Bonn augenscheinlich eine nachgerade untrennbare Einheit bilden, wird die eigene Medien-Vergangenheit zum Bewältigungsproblem. Sein Dilemma besteht offenbar darin, daß für seine vor-ministerielle Laufbahn sein 'Medientalent' einen virulenten Faktor dargestellt hat, daß aber sein Image, ein Medientalent zu sein - womöglich gar nur ein Medientalent zu sein - seine weitere Bonner Karriere zu hemmen droht. Gerade seine Fernsehauftritte vermitteln also den Eindruck, dem Minister liege einiges daran, ein neues Kapitel zum Thema 'Möllemann und die Medien' zu schreiben.

Das prägt auch die Situationsdarstellung, die uns Möllemanns ständiger persönlicher Referent Axel Hoffmann, auf den die Bezeichnung "unelected representative" (Malbin 1980) zwischenzeitlich wohl wirklich zutrifft, in einem sehr ausführlichen und 'offenen' Leitfadeninterview gegeben hat. Hoffmann zufolge ist Möllemann immer eher Opfer als Täter im Bonner Medienspektakel gewesen. Sein Genie und seine Tragik zugleich liege darin, daß er zu schnell begreife, zu gekonnt umschalten, sich auf neue Probleme einstellen und seine Meinung knapp und präzise formulieren könne. Und die politischen Journalisten in Bonn nutzten dieses Talent einerseits dazu aus, sich die Arbeit zu erleichtern, indem sie sich interessante Stellungnahmen zu akuten Problemen frist- und mundgerecht servieren lassen, Möllemann andererseits aber gerade wegen seiner ständigen Bereitschaft, sich zu den von ihnen gestellten Fragen zu äußern, kritisieren.

Nun, gar so blauäugig allerdings, wie Hoffmann damit das Verhältnis 'Möllemann und die Medien' zu zeichnen versucht, wird diese Konstellation aber weder von dem Referenten selber noch von seinem Chef gesehen. Da gibt es 'im Hause' doch so manchen bewährten Trick, um Medienpräsenz zu forcieren. So lautet z.B. das 'in aller Unschuld' formulierte Credo im "invisible empire" (Judge 1974) der Möllemannschen Mannschaft, man müsse die Journalisten bei ihrer Arbeit eben dadurch unterstützen, daß man "aktiv da rangehe". Zum richtigen Zeitpunkt und dann möglichst 'kontrapunktisch' sich zu äußern, das sind nur zwei der taktischen Empfehlungen, die man sich in seinem Team für den Umgang mit den Medien zu eigen gemacht hat. Trotzdem aber möchte man derlei Aktivitäten keinesfalls als Lancieren von Meldungen verstanden wissen, sondern 'einfach als Erleichterung' der journalistischen Informationspflicht.

Daß solche 'Informationspolitik' in Bonn nicht nur offenkundig funktioniert, sondern von den beteiligten Akteuren auch als gänzlich unproblematisch angesehen wird, das hängt nach Ansicht zweier, von uns befragter US-amerikanischer Auslandskorrespondenten in der Bundeshauptstadt mit dem spezifischen Verhältnis zwischen Politikern und Journalisten in Bonn zusammen, das sich wohl treffend etikettieren läßt als "Ein Schmiergeld namens Nähe" (Zudeik 1987, vgl. auch Perger 1985): Man weiß, aufgrund guter Kontakte aller möglichen Art, Manches, und man schweigt, auf eben diese Kontakte Rücksicht nehmend, über Vieles, denn ohne mannigfaltige persönliche Bekanntschaften und Beziehungen ist man in der Bundeshauptstadt von interessanten Informationen so gut wie abgeschnitten (vgl. Hauenschild 1985). Die in Bonn akkreditierten Medienmacher erscheinen - nicht nur ihren ausländischen Kollegen - unter dieser Perspektive weniger als hart recherchierende und sachlich informierende Journalisten, sondern eher als öffentlich räsonnierende 'Kaffeehauspolitiker' (siehe etwa Henkels 1984). Und solcherlei journalistisches Selbst-Verständnis reicht offenbar 'quer' durch alle politischen Couleurs hindurch. Aller-

dings wird es von den Bonner Korrespondenten selber in der Regel damit legitimiert, daß es ihnen vor allem darum gehe, so etwas wie eine 'wahre Wirklichkeit' hinter den Schleiern der Verblendung hervorzuzerren, daß dies aber vorzugsweise - bzw. überhaupt nur - dann gelinge, wenn man selber unter diese Schleier schlüpfe.⁹

Zum uns interessierenden Thema 'Möllemann' wiederum scheint derlei journalistisches Selbstverständnis jedoch, statt der erhofften Fakten und Analysen, kaum mehr zu produzieren als subjektiv beiläufige Meinungen. Gerät man auf der Suche nach kompetenten und gesprächswilligen Interviewpartnern im Bonner Medienmacher-Milieu z.B. zufällig an einen zugleich etablierten und System-kritischen, 'aufklärerischen Alt-68er', dann liegt die Charaktermaske für einen Möllemann sozusagen schon bereit: "Ist schrecklich, daß so einer Minister wird. Der könnte genausogut irgendwo im Management sitzen." Möllemann wird ohne weiteres auf einen sozialen Typus reduziert, und dieser Typus wird normativ abgeurteilt - quasi als symbolischer Repräsentant des Niedergangs politischer Kultur (vgl. exemplarisch hierzu die Polemik von Oltmanns 1988; vgl. zu dieser Denkfigur im Allgemeinen auch Edelman 1976 und 1988). Der Minister wird aus dieser Sicht zum Pseudo-Politiker, dem es, im Gegensatz zu dem, was den 'wahren' Politiker auszeichne, an gesinnungsethischer Überzeugung mangelt.

3. 'Medien-logisches' und persönliches Dilemma

Wenn man nun versucht, die methodisch wie auch inhaltlich durchaus divergenten Ergebnisse unserer ethnographischen Fallstudie (zum programmatischen Hintergrund vgl. Honer 1989) zu resümieren, dann ergibt sich etwa folgende Gesamteinschätzung: Möllemann war und ist seit seinem frühen Karrierestart in die Politik nachgerade permanent medial präsent, bzw., und das scheint mir das Interessante an ihm, er macht politische Karriere, seit er durch mediale Selbst-Inszenierung auffällt. Seine - nicht immer geglückten - politischen Aktivitäten hat er, vor allem in früheren Jahren, stets emsig mit einem wahren Feuerwerk persönlicher 'Eskapaden' garniert, die manchem interessierten Bürger, Journalisten und Politikerkollegen zum schieren Ärgernis wurden und werden, manchem anderen aber auch gerade Möllemanns Talent, sein Durchsetzungsvermögen und seine Brillanz bestätigen. Dem Fernsehmoderator Klaus-Hinrich Casdorf zufolge jedenfalls wendet Möllemann zehn Prozent seiner Zeit für politische Aktivitäten auf, und neunzig Prozent dafür, diese

⁹ Um dieses Selbstbild bzw. die Vorstellung von der Welt, die sich damit verbindet, zu entschlüsseln, bedarf es, wie wir gesehen haben, einiger konzentrierter hermeneutischer Anstrengung - vgl. hierzu die im Anschluß an das Praktikum entstandene Arbeit von Brosziewski 1988; vgl. zur methodologischen und methodischen Orientierung auch Soeffner 1989.

möglichst vorteilhaft zu präsentieren.¹⁰ Sein kleines aber eingeschworenes Mitarbeiter-Team beherrscht eine ganze Palette wirksamer Strategien, um eben diese Medienpräsenz zu forcieren. Möllemann gilt, bei Freund und Feind, gleichsam als der Prototyp des 'Staatsschauspielers', welcher nahezu ausschließlich nach der Devise agiere, es sei allemal vorteilhafter, eine schlechte Presse zu bekommen als garkeine, es sei allemal besser, als 'Luftikus' in den Schlagzeilen zu erscheinen, denn als 'graue Maus' überhaupt nicht zur Kenntnis genommen zu werden.¹¹

Dabei wendet Möllemann sichtlich durchaus erprobte und bewährte Rezepte der (Selbst-) Popularisierung an; Rezepte, nach denen - nicht nur, aber eben auch politische - 'Stars', Medien-Helden gemacht werden: Der Akteur muß durch allerlei 'bezeichnende' Anekdoten und auffällige Angewohnheiten 'Farbe' bekommen (z.B. Fallschirmabsprung); charakteristische Züge des Akteurs müssen betont und so sein Wiedererkennungswert erhöht werden (z.B. Schnauzbart, z.B. Auskunftsfreudigkeit); der Akteur muß offenkundig schwierige Situationen meistern einerseits, was Mut, Kompetenz, Tatkraft beweist (z.B. innerparteiliches Engagement beim sogenannten 'Wendemanöver'), und er muß Humor beweisen andererseits, was ihn erträglich, 'menschlich' macht und den (politischen) Gegner irritiert (z.B. Auftritt als Weihnachtsmann); der Akteur muß zum richtigen Zeitpunkt 'auf der Bühne' stehen (z.B. Mitwirkung im sogenannten 'Sommer(loch)theater'); der Akteur muß sich 'wie zufällig' in den Vordergrund der Szene, in den Mittelpunkt des Geschehens spielen (z.B. durch vermehrte Aktivität, durch Beweisen von Originalität, durch 'fairen Kampfgeist', usw.); und man muß vor allem ständig dafür sorgen, daß der Akteur 'im Gespräch' bleibt (z.B. durch die Medienstrategie der 'Kontrapunktierung'), entsprechend dem Prinzip: "There is only one thing in the world worse than being talked about, and that is not being talked about." (Klapp 1964, S. 102). Kurz: Der Politiker muß sich ständig multimedial selbst inszenieren (vgl. dazu auch Hitzler 1992), wobei seinem Einfallsreichtum kaum Grenzen gesetzt sind (vgl. Altheide 1984; vgl. auch Boorstin 1987).

Und je mehr die 'Medien-Logik' (vgl. Altheide/Snow 1979), der Zwang zum ständig Neuen und der Zwang, sich auf 'Quellen' (hier also: auf auskunftswillige Politiker) zu stützen, die politische 'Logik' infiltriert, um so weniger lassen sich Politikmachen und Politikvermitteln auch auseinanderdividieren. Darum hat z.B. Murray Edelman (1976) auch recht

¹⁰ Seit er zum Wirtschaftsminister avanciert ist, ist Möllemann nunmehr fast täglich für Medienauftritte, und zwar nicht nur in der Presse, sondern zumeist auch in den Fernsehnachrichten, 'gut' - und sei es mit einer spektakulären Rücktrittsdrohung (6./7.3.1991).

¹¹ Im Frühjahr 1989 z.B. brachte sich Möllemann als hintersinniger Erfinder des angeblichen Popper-Schülers Theodor Blieshaimer ins Gespräch. Wenig später imponierte er nicht nur seinen (wenigen) Anhängern damit, daß er in einer Fernsehsendung aufstand und wegging, weil man ihn ohne vorherige Absprache mit seinem pamphletistischen Kritiker Reimar Oltmanns konfrontieren, er sich jedoch "mit dem Herrn nicht an einen Tisch setzen" wollte.

mit seiner Feststellung, daß Politik zu wesentlichen Teilen als 'Ritual' statffinde, Ritualcharakter aufweise. Daraus aber sogleich eine 'Doppelung der Realität des Politischen' abzuleiten, scheint mir hingegen nicht gerechtfertigt, denn m. E. macht es wenig Sinn, mehr oder weniger mysteriöse 'Hinterbühnen' zu hypostasieren, auf denen 'wirkliche' Politik gemacht, während 'vorne' sozusagen nur der 'Schein der Verblendung' inszeniert werde. Politik findet vielmehr ständig und in vielfältigen Varianten auf sehr vielen verschiedenen Bühnen, in sehr vielen verschiedenen Kulissen und mit sehr unterschiedlich begabten, disponierten und engagierten Akteuren statt. Der Kampf auf den Medienbühnen der Öffentlichkeiten ist ein essentieller und offenkundiger, auch vom 'Mann auf der Straße' als solcher kaum übersehener, Teil des Machtkampfes selber. 'Inszenierung' ist politisches Handeln, politisches Handeln ist immer (auch) Inszenierung, und eine analytische Trennung der verschiedenen Komponenten scheint mir - gerade auch mit Blick auf Jürgen Möllemann - wenig fruchtbar.

Das andere, spezifischere Dilemma besteht heute für Jürgen Möllemann darin, zweifellos zur politischen Medienprominenz in diesem unserem Lande zu gehören, dabei aber immer noch als eine Art 'Mann ohne Eigenschaften' zu gelten, als ein Mann jedenfalls ohne die Qualitäten, die ihn für den 'Mann auf der Straße' identifizierbar machen, geschweige denn, die für den (potentiellen) Wähler ein positives Identifikationspotential darstellen würden. Eher scheint Möllemann das zu repräsentieren, was Ernst Bloch (1976, S. 710) einmal 'Unwunschtbild' genannt hat, also etwas, dessen Attraktivität gerade darin besteht, Distanzierungs-Potential bereitzustellen. Das verschafft ihm dann zwar doch - a tergo gleichsam - so etwas wie ein politisches Profil, ein 'Image' (vgl. Goffman 1971), aber er gewinnt damit offenbar nicht die Konturen, die ihn als Repräsentanten eines wie auch immer sinnorientierten politischen Wollens auszuweisen vermöchten, die ihm Erfolg beim Wahl-Bürger und nicht nur Erfolg in Bonn bescheren könnten.

Die Effizienz politischen Handelns erhöht sich nämlich beträchtlich, wenn man den Eindruck zu erwecken versteht, es diene einem moralisch approbierten Zweck (vgl. dazu auch Garfinkel 1977). D.h., zum Erfolg in der Politik gehört insbesondere, zumindest heutzutage, daß man die Vermutung weit von sich weist, nach Macht zu streben, "da es im Wesen der Macht begründet liegt, sich moralisch zu verbrämen, um nicht als das, was sie ist, zu erscheinen" (Ichheiser 1927, S. 309; ausführlicher dazu Hitzler 1991b). Und Möllemanns persönliches Dilemma besteht mithin vor allem darin, daß er sich sozusagen als 'naiver', d.h. als bekennender Machiavellist verhält, der im Gegensatz zum 'eigentlichen', zum verdeckten Machiavellisten nicht beherzigt, daß Menschen, auch am Ausgang des zwanzigsten Jahrhunderts, an etwas glauben wollen (vgl. Freyer 1986). Oder um es mit Max Weber zu sagen: "Wie die Sache auszusehen hat, in deren Dienst der Politiker Macht

erstrebt und Macht verwendet, ist Glaubenssache... (aber) immer muß irgendein Glaube da sein" (Weber 1980, S. 547f).

Möllemann vernachlässigt also, bei aller 'technischen' Brillanz im Umgang mit den Instrumentarien heutiger Politik-Inszenierung, das menschliche Bedürfnis nach 'transzendenten Werten', die Dimension der (politischen) Sinnstiftung. Als 'naiver' Machiavellist bekennt er allzu ungeniert, worum es ihm geht (nämlich darum, im Spiel um die Macht zu gewinnen), und er verabsäumt bzw. vernachlässigt es, dieses sein Wollen zu mystifizieren, es mit der Würde 'höherer' Ideale zu verbrämen, politische 'Emotionsarbeit' zu leisten (vgl. Gerhards 1988). Kurz: Er versteht sich nicht (hinlänglich) darauf, sein Ziel allenfalls als Mittel zu 'verkaufen'. Sein Dilemma resultiert daraus, daß er zwar seit vielen Jahren nahezu ständig in den Medien 'präsent' ist, daß sein Name aber im Grunde nicht für irgendeine seriöse politische Absicht, gar für eine irgendwie geartete politische 'Vision' steht, daß er bei all seinem Medientalent eben keinen moralisch approbierten, 'transzendenten' Zweck zu repräsentieren vermag.

Gefragt nach seinen politischen Idealen wird Möllemann auch seltsam wortkarg und beschränkt sich auf einige wenige Allgemeinplätze wie "individuellen Freiheitsraum für möglichst viele einzelne Menschen,... Frieden und Menschenrechte" (Interview 1987, S. 43f). Es sieht so aus, als habe er, als habe seine Mannschaft, dieses Sinn-Defizit, das seinem Namen anhaftet, als solches vielleicht zwar erkannt: Man bemüht sich offensichtlich, das anachronistisch gewordene Bild des jungdynamischen Troublemakers auszutauschen gegen das des erfahrenen, lang gedienten, vielseitig kompetenten Staatsmannes, dem es wohl ansteht, mit verantwortlichen Aufgaben betraut zu werden (vgl. zur Typisierung Kirsch/Mackscheidt 1985, Schwartzberg 1980). Gleichwohl scheinen mir die durchaus zu beobachtenden Bemühungen, Möllemanns Medien-Image zu verändern, noch nicht 'recht' zu greifen, denn bislang vermag dieses Bemühen eben kaum das öffentliche Vorurteil abzubauen, Möllemann wolle 'schon immer' und an-dauernd und nur einfach 'etwas werden'.¹²

Dieses Image, ja man könnte inzwischen fast sagen: dieses Stigma läßt sich somit als - jedenfalls für seine weitergehenden Ambitionen - dysfunktionales Sediment der Interaktion zwischen seinen subjektiven Selbstinszenierungs-Strategien und der Eigendynamik massenmedialer Vermittlungsprozesse verstehen: Was Möllemann vernachlässigt, das ist die

¹² Dieser Grundeindruck, sein ganzes Programm heiße 'Möllemann' (FAZ, 16.1.1991), d.h. er sei zwar tatkräftig aber konzeptionslos (Die Zeit Nr. 5/1991), er intrigierte und schmuse sich als 'Hansdampf in allen Gassen' nach oben (Stern Nr. 46/1989), wird in den Medien ständig perpetuiert, ohne daß die Meriten, die z.B. als Bildungsminister erworben zu haben Möllemann immer wieder bescheinigt wird, hieran nachhaltigere Korrekturen bewirken würden.

Regel, daß mediale Selbstdarstellung auch, vielleicht vor allem anderen, darauf abzielen muß, das Spielziel zu kaschieren, den glaubhaften Eindruck zu erwecken, man spiele um etwas ganz anderes, man spiele womöglich sogar ein anderes Spiel.

Überlegungen, worin Möllemanns Charakter-Problem wohl bestehe, würden nun auf das - nicht nur für Soziologen - schlüpfrige Terrain individueller Motiv-Forschungen führen. Darum, welche Intentionen Möllemann 'wirklich' bewegen, jedoch geht es garnicht bei einem 'dramatologischen Ansatz', wie wir ihn in unserem Praktikum empirisch zu applizieren versucht haben. Es ging dabei vielmehr 'lediglich' darum, zu beschreiben, was sich intersubjektiv erfahrbar ereignet, und den typischen Sinn, der diese Ereignisse verstehbar macht, zu rekonstruieren. Konkreter: Es ging um die Frage, wie 'gut', d.h. wie erfolgreich Möllemann seinen Part im Medien-Spiel um die 'Gunst' der Öffentlichkeit absolviert. Und diese Frage läßt sich m.E. relativ einfach beantworten: Der Fall Möllemann erscheint prototypisch für eine gelungene 'Medienkarriere' (und damit auch für eine Politikerkarriere - wenn nicht von heute, so doch wahrscheinlich von morgen). Vorläufig offen bleiben muß allerdings die Frage, ob er 'am Ende' die Geister, die er in seinen politischen Urzeiten rief, zu bannen, ob er sie künftig den veränderten Selbst-Inszenierungsbedürfnissen seiner (grundsätzlich) weiterreichenden Ambitionen entsprechend zu bändigen vermag.

Literatur:

- Altheide, David L.: The Media Self. In: Joseph A. Kotarba/ Andrea Fontana (eds.): The Existential Self in Society. Chicago, London (The University of Chicago Press) 1984, S. 177-195
- Altheide, David L./Snow, Robert P.: Media Logic. Beverly Hills, London (Sage) 1979
- Atkinson, Max: Our Masters' Voices. The Language and Body Language of Politics. London, New York (Methuen) 1984
- Bloch, Ernst: Das Prinzip Hoffnung. Zweiter Band. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1976
- Boorstin, Daniel J.: Das Image. Reinbek b. Hamburg (Rowohlt) 1987
- Brosziewski, Achim: Die Perspektive der Nachrichtenmacher - Politische Journalisten in Bonn. Köln (Diplomarbeit) 1988
- Bude, Heinz: Die individuelle Allgemeinheit des Falls. In: Hans-Werner Franz (Hrsg.): 22. Deutscher Soziologentag 1984. Beiträge der Sektions- und Ad-hoc-Gruppen. Opladen (Westdeutscher) 1985, S. 84-86
- Edelman, Murray: Politik als Ritual. Frankfurt a.M., New York (Campus) 1976
- Edelman, Murray: Constructing the Political Spectacle. Chicago and London (The University of Chicago Press) 1988
- Enzensberger, Hans Magnus: Die Sprache des Spiegel. In ders.: Einzelheiten II. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1965, S. 62-87
- Freyer, Hans: Machiavelli. Weinheim (Acta Humaniora) 1986 (urspr. 1938)
- Garfinkel, Harold: Bedingungen für den Erfolg von Degradierungszeremonien. In: Klaus Lüderssen/ Fritz Sack (Hrsg.): Seminar: Abweichendes Verhalten III. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1977, S. 31-40
- Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1983
- Gerhards, Jürgen: Emotionsarbeit. In: Soziale Welt, 39. Jg., 1/1988, S. 47-65
- Goffman, Erving: Techniken der Imagepflege. In ders.: Interaktionsrituale. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1971, S. 10-53
- Hagemann, Karin: Bildschirmpolitik. Eine Diagnose nonverbalen Verhaltens politischer Akteure im Fernsehen. Köln (Staatsexamensarbeit) 1989
- Hauenschild, Almut: Aus gut unterrichteten Kreisen. Düsseldorf, Wien (Econ) 1985
- Henkels, Walter: Der Kanzler hat die Stirn gerunzelt. Düsseldorf, Wien (Econ) 1984
- Hitzler, Ronald: Die Attitüde der künstlichen Dummheit. Zum Verhältnis von Soziologie und Alltag. In: Sozialwissenschaftliche Informationen (SOWI), 15. Jg., 3/1986, S. 53-59
- Hitzler, Ronald: Dummheit als Methode. Eine dramatologische Textinterpretation. In: Detlef Garz/ Klaus Kraimer (Hrsg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung. Opladen (Westdeutscher Verlag) 1991a, S. 295-318
- Hitzler, Ronald: Der Machtmensch. Zur Dramatologie des Politikers. In: Merkur, 45. Jg., 3/1991b, S. 201-210
- Hitzler, Ronald: Die mediale Selbstinszenierung von Politikern. In: Jörg-Dieter Gauger/ Justin Stagl (Hrsg.): Staatsrepräsentation. Berlin (Reimer) 1992, S. 205-222

Holly, Werner/ Kühn, Peter/ Püschel, Ulrich: Politische Fernsehdiskussionen. Tübingen (Niemeyer) 1986

Honer, Anne: Einige Probleme lebensweltlicher Ethnographie. Zur Methodologie und Methodik einer interpretativen Sozialforschung. In: Zeitschrift für Soziologie, 18. Jg., 4/1989, S. 297-312

Ichheiser, Gustav: Die Antinomie zwischen Politik und Moral nach Machiavelli. In: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie 1927, S.294-309

Interview (des FP 'Medien und Politik in Bonn') mit Bundesminister Möllemann am 23.7.1987 (unv. Transkript)

Judge, John F.: Standing Staffs - The Invisible Empire. In: Government Executive, May 1974, S. 67-69

Kempen, Johannes: Möllemann - und kein Ende. In: 'Vorwärts' Nr. 24/1987

Keppler, Angela: Präsentation und Information. Tübingen (Narr) 1985

Klapp, Orrin E.: Symbolic Leaders. Chicago (Aldine) 1964

Knorr Cetina, Karin/ Grathoff, Richard: Was ist und was soll kultursoziologische Forschung? In: Hans-Georg Soeffner (Hrsg.): Kultur und Alltag (Sonderband 6 von 'Soziale Welt'). Göttingen (Schwartz) 1988, S. 21-36

Lenßen, Margrit/ Aufenanger, Stefan: Zur Rekonstruktion von Interaktionsstrukturen. Neue Wege zur Fernsehanalyse. In: Stefan Aufenanger/ Margrit Lenßen (Hrsg.): Handlung und Sinnstruktur. München (Kindt) 1986, S. 123-204

Malbin, Michael J.: Unelected Representatives. New York (Basic Books) 1980

McGinnis, Joe: The Selling of the President. Harmondsworth (Penguin) 1970

Meyrowitz, Joshua: Die Fernsehgesellschaft. Weinheim und Basel (Beltz) 1987

Möllemann, Jürgen: Didaktisch-methodische Analyse und Planung für einen überfachlichen Unterricht im gruppenunterrichtlichen Verfahren innerhalb der Hauptschule. Münster (Prüfungsarbeit an der Pädagogischen Hochschule) 1969. (Abgedruckt in: 'Fliegende Blätter' Nr. 9/1987)

Neidhardt, Friedhelm: Gruppierungsprobleme sozialwissenschaftlicher Forschungsteams. In: ders. (Hrsg.): Gruppensoziologie (Sonderheft 25 der KZfSS). Opladen (Westdeutscher Verlag) 1983, S. 552 - 573

Oltmanns, Reimar: Möllemänner oder Die opportunistischen Liberalen. Frankfurt a.M. (Eichborn) 1988

Perger, Werner A.: Die versöhnlich unterrichteten Kreise. In: Geo Spezial 6/1985, S. 118-122

Robling, Franz-Hubert: Personendarstellung im 'Spiegel'. Tübingen (Niemeyer) 1983

Schulz, Winfried: Massenmedien und Realität. In: Max Kaase/ Winfried Schulz (Hrsg.): Massenkommunikation (Sonderheft 30 der KZfSS). Opladen (Westdeutscher Verlag) 1989, S. 135-149

Schwartzberg, Roger-Gerard: Politik als Showgeschäft. Düsseldorf, Wien (Econ) 1980

Soeffner, Hans-Georg: Auslegung des Alltags - Der Alltag der Auslegung. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1989

Thorne, Barrie/ Kramarae, Cheris/ Henley, Nancy (eds.): Language, Gender and Society. Newbury (Rowley) 1983

Weber, Max: Politik als Beruf: In: Ders.: Gesammelte politische Schriften, Tübingen (Mohr) 1980, S. 505 - 560

Zölzer, Peter: Die mediale Inszenierung der Arbeitszeitverkürzungsthesen von Oskar Lafontaine. Köln (Magisterarbeit) 1989

Zumbühl, Ursula: "Ich darf doch noch ganz kurz...". In: Senta Trömmel-Plötz (Hrsg.): Gewalt durch Sprache. Frankfurt a.M. (Fischer) 1986

Zudeik, Peter: Ein Schmiergeld namens Nähe. In: Transatlantik 1/1987, S. 25-29

(Vorläufiges) Ende einer Medienkarriere

Zur Zwangsläufigkeit des Rücktritts

von Bundeswirtschaftsminister Möllemann

Jenes in symptomatischer Lässigkeit abgefaßte Empfehlungsschreiben, das uns allen, nicht nur 'denen in Bonn', über die Feiertage zum Jahreswechsel 1992-93 Stoff für unsere politischen Ethikdebatten geliefert hat, gab zweifellos den Anstoß zum Anlaß seines Rücktritts. Der Anlaß selber war wohl eher, daß er jenen öffentlich-moralischen Zeigefinger, der sich sofort gegen ihn erhob, nicht sah oder nicht sehen wollte, daß er nicht zumindest andeutungsweise in die Knie gehen, ein winziges Zeichen der Demut und Bußfertigkeit zeigen wollte. Und eben dafür hätte ihm Lothar Späths infolge von Industriezuwendungen erzwungener 'Abgang' ein mahnendes, Rita Süßmuths trotz Dienstwagenaffäre gelungener 'Verbleib' hingegen ein leuchtendes Beispiel sein müssen. Der Grund jedoch, hinter dem Anlaß, liegt in einem tiefen Mißverstehen der Rolle des Politikers durch Jürgen W. Möllemann: Von allem Anfang an hat er die Politik als einen 'entzauberten' Raum des herrschaftstechnisch Gestaltbaren begriffen, nie aber als eine 'magische' Sphäre moralischer Sinngebung. Diese ihm bei aller strategischen Cleverness eigene, anscheinend unheilbare - und eigentlich schon wieder Sympathie erzeugende - Ignoranz der Inszenierungslogik des Politischen provoziert anläßlich seiner Demission eigentlich eher nocheinmal die Frage, wie Möllemann überhaupt so weit kommen und sich so lange hat halten können. (Ausführlicher hierzu: der Projektbericht in Hitzler 1991a.)

I.

Möglicherweise war dieser Möllemann, den wir alle zu kennen glauben, einfach ein Medienphantom: eher dem journalistischen Beharren auf einmal eingeschliffene Deutungsschemata geschuldet, als dem tatsächlichen Tun des Protagonisten (symptomatisch hierfür: Oltmanns 1988). Ein Beispiel: Nichts prägte sein Medien-Image so nachhaltig wie der famose Fallschirmabsprung, mit dem er 1970 zum ersten Mal als junger, lässig-langhaari-ger Landtagskandidat in den überregionalen Medien in Erscheinung getreten war, und seine einmalige Wiederholung zwei Jahre später bei einem Bundestagswahlkampf. Der Verweis auf diese, dem damaligen späthippiesken Zeitgeist geschuldete, sportlich-aktivistische Show-Einlage erfolgt selbst im jüngsten Skandal-Szenario und in den 'Nachrufen' immer wieder. Auch im Fernsehen (und zwar Senderübergreifend) wurden und werden immer wieder die gleichen Möllemann-Stereotypen aufgewärmt: Interviewer und Moderatoren versuchen ihn im Rekurs auf die 'gängigen' öffentlichen Vor-Urteile zu provozieren,

und Möllemann reagiert darauf in der Regel ebenso stereotyp, nämlich mit einem eingespielten, wenig variationsreichen Repertoire von Bestätigungen, Zurückweisungen, Korrekturen und Erläuterungen.

Soviel läßt sich aber jedenfalls zur Symptomatik diagnostizieren: Schon immer hat Möllemann seine politischen Aktivitäten 'schamlos' - und das heißt: ohne vorgespielte Bescheidenheit, vielmehr voller Selbstbewußtsein - mit intensiver öffentlicher Selbstdarstellung begleitet. Seit seinem Karrierestart in die Politik war er nachgerade permanent medial präsent. Und seit er gar zum Wirtschaftsminister - und schließlich auch noch zum Vizekanzler - avancierte, war Möllemann fast täglich für Medienauftritte 'gut', nicht nur in der Presse, sondern zumeist auch in den Fernsehnachrichten.

Aber bereits mit jenem Fallschirmabsprung löste Möllemann auch massive Ressentiments aus - und zwar bei Politikerkollegen, Journalisten und dem 'Mann auf der Straße' gleichermaßen. Von Anfang an galt er als "Prototyp des eitlen Medienkarrieristen", des "Staatsschauspielers", des "intriganten Bluffers", ja als symbolischer Repräsentant schlechthin des Niedergangs politischer Kultur in diesem Lande. Unentwegt wurde ihm - nicht zuletzt auch von Konkurrenten in der eigenen Partei - Großmäuligkeit, Dilettantismus, Konzeptionslosigkeit angelastet. Jedesmal, wenn er wieder etwas von dem geworden war, was zu werden er in der Tat stets ungeniert beansprucht hat, traute man ihm (fast unisono) nachgerade alles zu, nur nicht, daß er den neuen Posten adäquat auszufüllen vermöge - obwohl kaum jemand ernsthaft behaupten konnte, er habe auch nur eines seiner politischen Ämter nicht durchsetzungsfähig, kompetent und phantasievoll verwaltet. Was also tat er, das man nicht darf? Was unterließ er, das man tun sollte? Was verkörpert er, das auf diese allgemeine Ablehnung stößt?

II.

Daß er vor seiner Ernennung zum Bundesbildungsminister in der Presse praktisch nicht mit bildungspolitischen Themen in Zusammenhang gebracht worden war, und daß er - wenn man einmal von seinen höchstwahrscheinlich damals bereits taktisch lancierten 'Mahnungen' an Helmut Haussmann, seinen Vorgänger im Wirtschaftsministerium, absieht - vor seinem Amtsantritt auch kaum einmal öffentlich wirtschafts-politische Kompetenz bekundet hat, derlei machte ihn schon einmal für viele seiner Kritiker zu einem 'Hans Dampf in allen Gassen', zu einem 'Meister der inhaltsleeren Betriebsamkeit'. Auch daß er seinen Anspruch, möglichst bald Otto Graf Lambsdorff als Bundesvorsitzender der FDP abzulösen, nach den jüngsten Bundestagswahlen nochmals mit breiter Medienresonanz an-

gemeldet und zwischendurch zwar abgeschwächt aber erst jetzt tatsächlich zurückgenommen hat, auch das sah manch einer als massive Verletzung politischer 'Spielregeln' an.

Worin aber bestehen die 'Spielregeln' der politischen Bühne heute? Im wesentlichen wohl darin, nicht öffentlich kundzutun, daß man ge- bzw. berufen werden möchte, und stets so zu tun (gleichviel, ob das stimmt oder nicht stimmt), als nehme man mit einem öffentlichen Amt auch immer eine große Bürde auf sich, als opfere man sich dem, was man so das 'Gemeinwohl' nennt (vgl. zu den 'Kunst-Regeln politischen Handelns' Hitzler 1991b). Und in Bezug hierauf machte Möllemann tatsächlich immer aufs neue 'naive' Fehler: Nicht darin, daß er nach der Devise agierte, es sei allemal vorteilhafter, eine schlechte Presse zu bekommen als gar keine, bestand sein 'Skandal' (das tun viele andere Politiker auch - vgl. dazu Hitzler 1987 und 1989), sondern daß er diese Einstellung auch noch so flapsig-dreist zugab und ungeniert artikulierte.

Während sich analytisch daraus eher schließen läßt, daß Möllemann eben kein 'Meister der Heuchelei und Verstellung' gewesen ist, sondern, wenn schon keine 'ehrliche Haut', dann doch allenfalls ein Dilettant in Sachen langfristigen politischen Raffinements, wurde aufgrund dieses somit von ihm selbst, wenn nicht produzierten, so doch zumindest provozierten Images (vgl. Boorstin 1987) in der Öffentlichkeit das Vor-Urteil ständig perpetuiert, Möllemann wolle 'schon immer' und andauernd und nur einfach 'etwas werden', d.h. er intrigiere sich nach oben, und sein ganzes Programm heiße 'Möllemann', und er sei zwar tatkräftig aber konzeptionslos, ohne daß die Meriten, die z.B. als Bildungsminister (und in Teilen auch als Wirtschaftsminister) erworben zu haben ihm auch in den Medien immer wieder bescheinigt wurde - und die von Experten aus den Kreisen der einschlägigen Ministerialbürokratie zum Teil nachdrücklich bestätigt wurden - hieran nachhaltigere Korrekturen bewirkt hätten. Infolgedessen haftete das Stigma des schlagzeilengeilen Pseudo-Politikers, dem es, im Gegensatz zu dem, was den 'wahren' Politiker auszeichne, an moralischer Überzeugung mangelt, zäh an ihm und seinen Aktivitäten. Der Mime vernachlässigte offenkundig, stets bedacht darauf, im Schein der öffentlichen Aufmerksamkeit zu stehen, sozusagen chronisch, daß er tatsächlich "den Politiker zu geben" hatte (vgl. dazu auch Kirsch/Mackscheidt 1985, sowie Klapp 1964).

III.

Rein effekttechnisch gesehen erschien Möllemann dem aufmerksameren Beobachter zwar als außerordentlich wagemutig und geschickt im Bonner Ränke-Spiel (vgl. dazu auch Edelman 1988). Er verfügte über vielerlei für das Überleben im Bereich des Politischen

notwendige taktische Fähigkeiten und strategische Begabungen (vgl. zum zugrundeliegenden Prinzip auch Hitzler 1991c). Insbesondere, daß Vieles in der Politik tatsächlich nur geschieht, damit in den Medien darüber bzw. über den Politiker, der sich damit in Zusammenhang zu bringen versteht, berichtet wird, z.B. hat Möllemann offensichtlich 'von Anfang an' erkannt und auch praktisch beherzigt. Aber daß derlei allenfalls eine notwendige, keineswegs eine hinreichende, und keineswegs eine zu betonende, sondern eine eher zu bemäntelnde Bedingung erfolgreichen politischen Handelns sei, das wurde in der ganzen Karrierplanung offenkundig übersehen oder doch zumindest gewaltig unterschätzt (vgl. dazu auch Hitzler 1992).

Trotz aller Virtuosität im Umgang mit den Medien wurde für Möllemann sein tradiertes Image infolgedessen mehr und mehr zum Bewältigungsproblem: Während für seinen vorministeriellen Aufstieg sein 'Inszenierungstalent' einen offenkundig karrierefördernden Faktor dargestellt hat, drohte später sein Ruf, möglicherweise nur ein Inszenierungstalent zu sein, mehr und mehr insbesondere seine öffentliche Akzeptanz als kompetenter Sachwalter politischer Aufgaben und damit auch seine weitere Karriere zu hemmen. Deshalb hat sich Möllemann seit etlichen Jahren nachhaltig bemüht, gegenüber tatsächlichen wie vermeintlichen Unterstellungen politischer Windbeutelei mit großem Nachdruck seriösere Lesearten seiner Aktivitäten zu installieren: Kühle Seriosität, freundliche Gelassenheit und sachliche Kompetenz, aber eben auch die Liebe zum politischen Detail, waren offenbar jene Eigenschaften, über die zu verfügen er nunmehr offenbar vor allem demonstrieren wollte - vermeintlich auf dem Weg zu weiteren, noch höheren Partei- und Staatsämtern.

Aber bis zum (m.E.: vorläufigen) Schluß ist es ihm nicht gelungen, seinen Namen mit irgendeiner seriösen politischen Ambition, gar mit einer irgendwie gearteten moralischen 'Vision' zu verknüpfen. Und darin liegt, jenseits von Anstoß und Anlaß, der tiefere Grund seines Scheiterns, daß er auf viele, auf allzu viele karrieretechnisch relevanten Leute immer 'irgendwie' wie ein Schauspieler gewirkt hat, der die für ihn ein wenig zu 'große' Rolle des Politikers einigermaßen glaubhaft auf die Bühne des öffentlichen Interesses zu bringen versucht. Die wirklich großen Mimen in diesem Metier hingegen verstehen es, wie Politiker zu wirken, die sich dem Publikum zuliebe gelegentlich ein wenig als Schauspieler gebärden. Sie vermögen es, glaubhaft zu machen, daß sie zwar 'mit ganzer Kraft' sich der Politik verschrieben haben, daß diese aber gleichwohl keine Obsession sei, und mehr noch, daß sie zwar für die Politik leben, daß sie aber keineswegs darauf angewiesen sind, von ihr zu leben (vgl. dazu Weber 1980) - jedenfalls nicht im Hinblick auf irgendwelche banalen Vergünstigungen und beiläufigen Gefälligkeiten.

Gegenüber unserem Ideal vom visionären, zumindest aber vom honorigen, von seiner Sache überzeugten Politiker erscheint Möllemann - jenseits der aktuellen Schmuddelgeschichten - als eine Art 'Mann ohne Eigenschaften', als ein Mann jedenfalls ohne die Qualitäten, die für den kleinen Bürger ein positives Identifikationspotential bereitstellen könnten. Was ihm fehlt, das sind offenbar die Konturen, die ihn als Repräsentanten eines sinnorientierten politischen Wollens zu profilieren vermöchten (vgl. zu den Bedingungen von 'Politik als Beruf heute' auch Hitzler 1993). Worauf er sich nicht versteht, nie wirklich verstanden hat, das ist: den glaubhaften Eindruck zu erwecken, sein Tun diene einem moralisch approbierten Ziel. Dieses Unvermögen war es wohl, das langfristig, und sozusagen als ironische Konsequenz des ursprünglichen Erfolgsrezeptes, dazu geführt hat, daß Möllemann zwangsläufig wieder hat abtreten müssen, auch wenn es nur die Kleinigkeiten waren, die ihm jetzt ausdrücklich in Rechnung gestellt worden sind.

IV.

Resümee: Unabhängig davon, ob der Politiker tatsächlich sagt, was er denkt, oder gar tatsächlich glaubt, was er sagt, muß er nach bestimmten politikimmanenten Regeln handeln, wenn er als Politiker erfolgreich sein will. Und wesentlicher Teil dieser Regeln ist die Orientierung an gewissen, der Rolle des Politikers sozusagen 'strukturell' aufgegebenen Grunddispositionen - z.B. der des Helden, des charmanten Führers, des Landesvaters oder auch des 'einfachen Mannes von Nebenan' (vgl. Schwartzberg 1980). Im Hinblick auf Letzteres allerdings befindet sich der Politiker im Medienzeitalter typischerweise in einem Dilemma: Einerseits muß er zwar zeigen, daß er 'Mensch', daß er 'einer von uns' geblieben ist, andererseits aber muß er immer auch den Eindruck überlegener Kompetenz erwecken, um seinen 'Führungsanspruch' gegenüber anderen Menschen zu rechtfertigen, muß sich sozusagen von der 'Masse' abheben (vgl. zu dieser 'Medien-Logik' Altheide/Snow 1979).

Daraus folgt, daß der Publikumserfolg des einzelnen Politikers keineswegs nur von den Eigentümlichkeiten und Zufälligkeiten des 'Stückes' abhängt, das jeweils gerade gespielt wird, sondern vor allem auch von seiner Persönlichkeit, von seinen darstellerischen Befähigungen und von seiner Spiellaune - z.B. von seiner politischen Grundorientierung, seiner Einstellung zu aktuellen politischen Themen und seinem Arbeitsstil. Kurz: Ob ein Politiker 'auf Dauer' das 'bringt', was wir von ihm erwarten, scheint damit zusammenzuhängen, inwieweit es ihm gelingt, glaubhaft zu machen, daß er über das verfügt, was man alltagspsychologisch gerne 'persönliche Ausstrahlung' nennt. Und diese wiederum scheint mit Eigenschaften zu tun zu haben wie Besonnenheit und Einfallsreichtum, Anstand, Redlich-

keit und Großmut, Prinzipientreue und Integrationsfähigkeit, Humor und Moralität, Bescheidenheit und Vernunft, Eigenständigkeit, Courage und Führungsstärke.

Wer folglich - wie Möllemann - zugibt, daß ihm tatsächlich vor allem anderen darum zu tun ist, Macht und Einfluß zu bekommen, der steht mithin ebenso prinzipiell im Verdacht, unredlich zu sein, zumindest eben nur seine Eigen-Interessen zu verfolgen. Ich bin mir jedoch nachwievor nicht sicher, ob es gerade Möllemann, mit Weber gesprochen, tatsächlich nur darum zu tun war, "die Macht lediglich um ihrer selbst willen, ohne inhaltlichen Zweck, zu genießen", oder ob er (bislang) einfach naiverweise "nur den glänzenden Schein der Macht statt der wirklichen Macht" (Weber 1980, S. 547) gesucht hat. Sein 'Fall' ebenso wie sein Fall jedenfalls scheint mir prototypisch zu sein für eine zunächst und über weite Strecken medial forcierte, am (vorläufigen) Ende aber auch medial destruierte Politikerkarriere heute. Die seinerzeit offengebliebene Frage bei unserer Möllemann-Studie (Hitzler 1991a) läßt sich damit trivialerweise (vorläufig) beantworten: Die Geister, die er in seinen politischen Urzeiten gerufen hatte, ist er in der Tat nicht mehr losgeworden - vielmehr haben sie sich (vorläufig) seiner entledigt.

Literatur:

- Altheide, David L./Snow, Robert P.: Media Logic. Beverly Hills, London (Sage) 1979
- Boorstin, Daniel J.: Das Image. Reinbek b. Hamburg (Rowohlt) 1987
- Edelman, Murray: Constructing the Political Spectacle. Chicago, London (University of Chicago Press) 1988
- Hitzler, Ronald: Skandal: Karrierebremse oder Karrierevehikel? Inszenierungsprobleme Bonner Parlamentarier. In: Sozialwissenschaftliche Informationen (SOWI), 16. Jg., 1/1987, S. 22-27
- Hitzler, Ronald: Skandal ist Ansichtssache. Zur Inszenierungslogik ritueller Spektakel in der Politik. In: Ebbighausen, Rolf/Neckel, Sighard (Hrsg.): Anatomie des politischen Skandals. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1989, S. 334-354
- Hitzler, Ronald: Eine Medienkarriere ohne Ende? Fallstudie zur öffentlichen Selbstdarstellung von Politikern am Beispiel von Jürgen Möllemann. In: Müller-Doohm, Stefan/Neumann-Braun, Klaus (Hrsg.): Öffentlichkeit, Kultur, Massenkommunikation. Oldenburg (BIS der Universität) 1991a, S. 231-250
- Hitzler, Ronald: Machiavellismus oder Von den Kunst-Regeln politischen Handelns. Ein dramatologischer Deutungsversuch. In: PROKLA, 21. Jg., H. 85 (Nr. 4)/1991b, S. 620-635
- Hitzler, Ronald: Der Machtmensch. Zur Dramatologie des Politikers. In: Merkur, 45. Jg., 3/1991c, S. 201-210
- Hitzler, Ronald: Die mediale Selbstinszenierung von Politikern. In: Gauger, Jörg-Dieter/Stagl, Justin (Hrsg.): Staatsrepräsentation. Berlin (Reimer) 1992, S. 205-222
- Hitzler, Ronald: Politik als Beruf heute - und morgen. In: Merkur, 47. Jg., 1/1993, S. 79-83
- Kirsch, Guy/Mackscheidt, Klaus: Staatsmann, Demagoge, Amtsinhaber. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1985
- Klapp, Orrin E.: Symbolic Leaders. Chicago (Aldine) 1964
- Oltmanns, Reimar: Möllemänner oder Die opportunistischen Liberalen. Frankfurt a.M. (Eichborn) 1988
- Schwartzberg, Roger-Gerard: Politik als Showgeschäft. Düsseldorf, Wien (Econ) 1980
- Weber, Max: Politik als Beruf. In: Ders.: Gesammelte politische Schriften, Tübingen (Mohr) 1980, S. 505-560

III.

Zur Veralltäglicung von politischem Handeln

Die banale Seite der Macht

Politik als Beruf heute - und morgen¹

Imperator: "Ich spüre eine starke Erschütterung der Macht." -

Lord Vader: "Auch ich empfinde das so."

(In: Das Imperium schlägt zurück)

Darüber, daß wir in einer politischen Legitimationskrise stecken, scheint es - zumindest in westlichen Demokratien - eine Art Zeitkonsens zu geben. Strittig ist hingegen die Frage, woher diese Krise kommt und vor allem, wen oder was sie denn nun tatsächlich betrifft. Manche Diagnostiker sehen vor allem die sogenannte 'politische Klasse' in der Krise, sehen deren Korruptionsanfälligkeit steigen und zugleich ihre Personaldecke zerbröckeln. Andere erkennen im Zustand der politischen Klasse lediglich die avancierte Manifestation einer insgesamt verrotteten bzw. zumindest verrottenden politischen (Spät-)Kultur. Wieder andere sehen (wieder einmal) das tradierte politische System sozusagen seine eigenen Widersprüche hervortreiben. Und schließlich drängt mit Nachdruck auch jene Deutung auf den Meinungsmarkt, derzufolge wir uns in einem fundamentalen Strukturwandel hin zu einer 'anderen' Moderne befinden, angesichts dessen unsere sozialen Steuerungsmittel in toto zunehmend 'ins Leere' laufen und demgegenüber insbesondere überkommene politische Konzepte nachgerade zwangsläufig versagen (vgl. Beck 1993) - was bei der politischen Klasse eine zwar immer hektischere aber zugleich auch immer 'kopflösere' Betriebsamkeit (und Aufgeregtheit) auslöst.

Damit stellen sich einige analytisch relevante Fragen. Zunächst deskriptive: Was ist 'typisch' am traditionellen Berufspolitiker, und warum erscheint er uns heute so unzeitgemäß für morgen? Dann empirische: Wo kommt sie her, die Personal-Krise der etablierten politischen Klasse, und was befördert sie? Und schließlich handlungspraktische: Welche inszenierungstechnischen Konsequenzen müßten sie aus dieser Krise ziehen, die erfolgsorientierten Planungsstrategen und Personalmanager dieser politischen Klasse?

Der traditionelle Berufspolitiker

Wer (hier und) heute Politik überhaupt und wer vollends Politik als Beruf betreibt, zu dessen geringsten Sorgen dürfte wohl das zählen, was Max Weber noch so nachdrücklich be-

¹ Teile dieses Textes sind übernommen aus Hitzler 1993.

geschworen hat, nämlich daß er sich "mit den diabolischen Mächten" einläßt, "die in jeder Gewaltsamkeit lauern" (Weber 1980, S. 557). Wer sich heutzutage entschließt, Politiker zu sein, der stellt sich damit zunächst einmal grundsätzlich - und wohl doch eher bereitwillig als gezwungenermaßen - auf die Bühne öffentlichen Interesses. Anders ausgedrückt: Was immer jemand, der sich entschlossen hat, Politiker zu sein, tut oder läßt, es kann bedeutsam werden für seine politische Existenz.

Daran, daß dem so ist, bestehen mannigfaltige Interessen - wohlgemeinte ebenso wie boshafte. Sie alle haben eines gemeinsam: Sie zwingen den Politiker, den Anschein opportunen Verhaltens - wem oder was gegenüber auch immer - zu erwecken. Sie zwingen ihn, ein Schau-Spiel zu spielen, dessen Dramatik darin besteht, stets dessen 'Liebling' sein zu müssen, dessen Wohlwollen man gerade (wozu auch immer) bedarf.

Das ist zunächst einmal eine Folge davon, daß ein Politiker zu sein heute eben typischerweise vor allem bedeutet: seine vorgängigen Überzeugungen auf einer 'Ochsentour' durch zeitaufwendige und ehrenamtliche Kleinstengagements solange mit den Vorstellungen einer lokalen bis regionalen Parteibasis abzustimmen, bis man so 'mehrheitsfähig' geworden ist, daß man zum Kandidaten und Mandatsträger gewählt wird. Dergestalt zum Repräsentanten eines kollektiven politischen Willens avanciert und Mitglied nun eines entsprechend (mehr oder weniger) 'hohen Hauses' hat man eben ein Dauerproblem: man ist, zur Realisierung politischer Absichten und zur Sicherung des eigenen Fortkommens (oder zumindest des eigenen Verbleibens in Ämtern und Würden), auf die Gunst anderer angewiesen.

Diese anderen ziehen keineswegs 'am gleichen Strang', vielmehr zerren sie den Politiker sozusagen 'in alle Richtungen', in die Richtungen eben ihrer jeweils eigenen Interessen: die schon erwähnte Parteibasis, die tatsächlichen und die potentiellen Wähler, die Kollegen im Parlament, die Mitarbeiter des Politikers, die Beamtenschaften, die Lobbyisten, die Journalisten - um nur einige der augenfälligsten In-Anspruch-Nehmer zu nennen -, vor allem aber eben: die Parteiführung und (durchaus nicht immer in die gleiche Richtung zeigend) die Fraktionsspitze.

Da man mithin bald Diesen und bald Jenen 'braucht', und da man vor allem niemals weiß, ob man nicht Diesen oder Jenen auch einmal 'brauchen' wird oder auch wieder einmal 'brauchen' wird, tut man gut daran, seine eigenen Ambitionen möglichst flexibel zu halten oder zumindest flexibel zu formulieren. Die von mir schon verschiedentlich annoncierte (vgl. Hitzler 1991 und 1992) überparteiliche Checkliste mit den wichtigsten 'Bedingungen' für eine erfolgreiche Politikerkarriere beinhaltet deshalb ganz simpel, daß man unter anderem glaubhaft machen muß, daß man kompetent ist (aber nicht arrogant), loyal (aber nicht

unterwürfig), selbständig (aber nicht eigenbrötlerisch), ehrlich (aber nicht naiv), engagiert (aber nicht verbohr), sachlich (aber nicht leidenschaftslos), informiert (aber nicht überlegen), wortgewandt (aber nicht redselig), kämpferisch (aber nicht rücksichtslos), konsenswillig (aber nicht opportunistisch). Im übrigen ist es in der Regel von Vorteil, zu versichern, daß man zwar 'mit ganzer Kraft' sich der Politik verschrieben hat, daß diese aber gleichwohl keine Obsession sei, und zu demonstrieren, daß man (vor allem) für eine politische Überzeugung lebt, und nicht (bzw. allenfalls 'zufällig' auch) von einer solchen.

Wenn man nun dergestalt die dramaturgischen Elemente des Politikerdaseins ins Auge faßt, dann liegt allerdings die Versuchung allzu nahe, alles, was man in den Blick bekommt, als strategisch absichtsvoll zu hypostasieren. Dann erscheint der Politiker dem argwöhnischen Betrachter schnell als begnadeter Mime und gewitzter Regisseur, als geheimnisvoller Drahtzieher und ränkereicher Fadenspinner, als ausgebuffter Taktiker und kaltblütiger Machiavellist. Nun sind derlei Fähigkeiten und Begabungen für das Überleben in der Sinnwelt des Politischen sicherlich von Nutzen: Wer hier Erfolg sucht, der kommt kaum umhin, sich sozusagen in Permanenz auf die kalkulatorische Lauer zu legen, damit rechnend, daß jeder (auch er selber) letztlich darauf angewiesen ist, sich auf Kosten eines anderen wemgegenüber auch immer zu profilieren. Gleichwohl ist das Meiste von dem, was der Politiker so tut, wenn er 'Politik macht', weniger individuelle Strategie eines Akteurs als kollektiver Habitus eines Berufsstandes.

Anders ausgedrückt: Der Berufspolitiker (hier und) heute erscheint symptomatischerweise als interessenabhängiger, unselbständiger Sachzwangsverwalter, der sich mit anderen weisungsgebundenen Mandatsträgern versammelt, um andernorts getroffene Entscheidungen registrieren zu lassen (vgl. Leibholz 1958, S. 94). Deshalb betätigt er sich gegenüber seinen Wählern und Förderern wenigstens gerne als 'Sozialmakler' (vgl. Boissevain 1978): Er verspricht und verteilt vorzugsweise Ressourcen 'aus fremden Taschen' - aus öffentlichen, aber auch aus privaten. Und im übrigen hat sich der typische Berufspolitiker eben sichtlich "auf die Legitimation von Folgen spezialisiert, die (er) weder verursacht hat noch wirklich vermeiden kann" (Beck 1986, S. 343).

Das populäre Krisenszenario

Daß damit keine spezifisch deutsche Malaise angesprochen ist, auch wenn sie hierzulande nach der Vereinigung besondere postoperative Komplikationen zeitigt, das zeigt schon der nur mäßig interessierte Blick über die nachwievorn real existierenden Grenzen zum westli-

chen Europa hinweg²: Nachgerade überall erodieren die je national tradierten politischen Institutionen. Die - nach alten Mustern auf der Basis fader zwischenstaatlicher Kompromisse bürokratisch installierten - 'neuen' Euro-Normierungen umweht mehr als nur der Hauch des Absurden. Und die die einen wie die anderen 'Fiktionen' verwaltenden, vertretenden und verkündenden Akteure, die nationalen und supranationalen politischen Klassen also, geraten legitimatorisch in die Defensive, ins Stammeln und - wie es scheint: nicht mehr nur gelegentlich - ins Schleudern.

Diese Diagnose darf als nicht nur unter Polit-Kritikern bekannt vorausgesetzt werden, spätestens seit Erwin K. Scheuch sie auf dem 'heißen Stuhl' bei RTL Plus als eine seiner Hauptthesen deklariert hat: "Die Politik hat abgehoben und ist nicht mehr beratungsfähig." Das ist volkstümlich formuliert und selber politisch clever mitten hinein plaziert in das allgemeine Unbehagen an der Parteienherrschaft. Es sind, so das zentrale Argument aus Köln, die Cliques und die Klüngel, die die politischen Karrieren befördern oder verhindern, und es sind mithin die Anpasser und Schönredner, die zuerst die Karrieren und infolgedessen dann auch die Politik machen. Das, nach Scheuchs und Volkesmeinung nunmehr auf dem Tisch der öffentlichen Wahrnehmung liegende, Resultat davon ist eine substantielle Politikunfähigkeit der Politiker bzw. der - anscheinend fast so schwer wie die Mafia faßbaren - politischen Klasse der Posten- und Ressourcenschieber. Erwin K. und Ute Scheuchs - an die Parteien gerichteter - Therapieversuch: Ändert die Personalauswahl! - damit wir wieder (?) an Repräsentanten kommen, die es sich (im Sinne des Weberschen Idealtypus) leisten können, vor allem für die Politik statt von der Politik zu leben.

Dieser von den Scheuchs empfohlene Therapieversuch allerdings stellt, einmal ernst genommen, eine Aufforderung zur Selbstverstümmelung an den Patienten - also an die in der Legitimationskrise steckende Parteiendemokratie - dar, die so gravierend wäre, daß der Patient, konsequent zu Ende gedacht, die Prozedur wohl nicht überstehen würde. Würden die Parteistrategen nämlich die Scheuchschen "Thesen zu einer strukturellen Erneuerung der politischen Führung" (vgl. Scheuch/ Scheuch 1992, S. 122ff) tatsächlich beherzigen und vor allem realisieren, dann begäben sich die Führungskader praktisch ihres gesamten Instrumentariums zur Disziplinierung einfacher Parteimitglieder und nachgeordneter Mandatsträger.

² In Osteuropa sieht das gegenwärtig zwar noch etwas anders aus: Die neuen Parlamentarier stehen - wenigstens im Großen und Ganzen - noch für die Ablösung von den traditionellen Machteliten, für Unabhängigkeit und einen (besseren) Neubeginn. Kurz: sie haben typischerweise - noch - politischen Kredit. Aber dieser schwindet bereits, und es läßt sich unschwer prognostizieren, daß ceteris paribus - vor allem im Hinblick auf die (ausbleibende) wirtschaftliche Entwicklung in den osteuropäischen Ländern - sich die 'Umschlagshäufigkeit' des politischen (Führungs-) Personals dort alsbald ganz beträchtlich erhöhen wird.

Demokratische Politik im Ganzen kann, folgt man etwa dem in der Nachfolge von Robert Michels stehenden britischen Parteientheoretiker William J.M. McKenzie, garnicht funktionieren, wenn die niederen Chargen in den Parteien nicht von den höheren kontrolliert werden. Denn als 'ehernes Gesetz der Oligarchie' hat es ja bekanntlich schon Robert Michels selber angesehen, daß ein Parteiapparat letztlich garnichts anderes sein kann, als ein Instrument zur Selbstbehauptung der Machtelite. Und ganz in diesem Sinne hat etwa auch Pierre Bourdieu jüngst (1992, S. 174) die historische Genese des Berufspolitikers, des 'Machtmenschen' also, wie er heute symptomatisch erscheint, wieder einmal strukturell skizziert: "Die Krise der Repräsentation hat ihren Ursprung ohne Zweifel in der Organisationslogik der Massenparteien und insbesondere in einer Sozialtechnologie, die im 19. Jahrhundert zu dem Zweck erfunden worden ist, die Beziehungen zwischen der Basis und ihren Führern zu gewährleisten, die aber faktisch dazu gedient hat, die Reproduktion des Apparats und seiner Führer zu sichern."

Was die Scheuchs also vorschlagen: die in den zwar vielleicht nicht sauberen, aber jedenfalls hinlänglich verlässlichen Händen professioneller Polit-Pokerspieler befindlichen 'guten Karten' wieder mit den weniger 'guten' zusammenzuwerfen, zu mischen und nach neuen Regeln zu verteilen, das bedeutete mithin eine 'Strukturdemokratisierung' nun wirklich radikalster Ausprägung - nämlich nicht nur wie bei Ulrich Beck 'sub- bzw. subversiv-politisch' gegen das etablierte politische 'System' gedacht, sondern den polit-bürokratischen Machtkomplex sozusagen von innen her, von der eigenen hierarchischen Disziplinarstruktur her zersetzend.

Diese Folgerung ist übrigens nicht zynisch, sondern als strukturkonservativer Einwand zu verstehen. Um im Bild von der Pokerrunde zu bleiben: Wenn man insistiert, daß die Karten neu verteilt werden, dann will man vor allem das Spiel weiterspielen - und das heißt, es braucht auf jeden Fall wieder jemanden, der mischt und gibt. Weniger metaphorisch: Demokratisierungs-Verordnungen gegen die analytisch faßbare historische 'Logik' eines Ist-Zustandes hebeln zwar gelegentlich diesen Ist-Zustand aus, verändern aber nicht das ihm zugrundeliegende Prinzip. Max Weber hat in diesem Sinne einmal von der unwiderstehlichen Macht bürokratischer Organisationen gesprochen, und Vilfredo Pareto z.B. hat das Phänomen in seiner Theorie der Elitenzirkulation bedacht: Strukturell gesehen geht es - im Hinblick auf die erforderliche Handlungs-'Logik' - darum, daß (relativ) viele Menschen dazu gebracht werden müssen, (relativ) wenige Menschen als ihre (politischen) Repräsentanten anzusehen und zu legitimieren.

Eben im Hinblick auf diese 'Logik' der Herrschaft also kriselt es aktuell wieder einmal im repräsentativdemokratischen 'System' und damit im Berufsbild des Politikers. Man kann

nun z.B., mit den Scheuchs und im Anschluß an 'klassische', konservative Elitetheorien schlechthin, argwöhnen, daß irgendwelche 'Drahtzieher' das vorhandene Personal durch eigennützige, vom (wie auch immer zu eruierenden) Kollektivinteresse her gesehen jedoch unzumutbare Ausleseprozesse 'schlecht' plazieren - was im übrigen ja nach Vilfredo Pareto und Gaetano Mosca einer durchaus realistischen Einschätzung der 'classe politica' und ihrer Herrschaftsprinzipien entspräche. Man kann sich stattdessen aber auch staatsbürgerlich loyal gegenüber der 'formula politica' - und glauben, daß alle Macht (jedenfalls irgendwie und letztlich doch) auf dem Willen des Volkes beruhe. D.h., man kann auch unterstellen, daß es - gegen Moscas Argwohn - nicht der Abgeordnete ist, der sich von den Wählern auswählen läßt, sondern daß es tatsächlich die Wähler sind, die ihren Deputierten auswählen, daß also unsere Politiker doch hinlänglich dem entsprechen, was wir bislang offensichtlich - nämlich durch unser Wahlverhalten dokumentiert - gewollt und mithin auch verdient haben.

Daraus wird nun neuerdings (im Frühjahr 1993) von manchen Intellektuellen und Meinungsmachern verstärkt der Schluß gezogen, daß wer moralisch so 'verkommen' sei, wie 'wir alle', nicht bei seinen Repräsentanten auf hohe Integrität pochen könne. Diese Position kehrt also die Last 'vorbildlichen' Verhaltens schlicht um und fordert perfiderweise, die Bürger sollten den Politikern - radikaler gesagt: die Beherrschten sollten den Herrschenden - mit gutem, nein: besserem Beispiel vorangehen. Derlei Zynismen scheinen für die medialen Politikkommentatoren um so mehr an Attraktivität zu gewinnen, je weniger publizistische Meriten man noch dadurch erwerben kann, daß man das allgemeine Unbehagen an der politischen Klasse eben (wie schon zu viele andere zuvor) auch noch einmal artikuliert. Aber auch solche (billigen) Umkehrschlüsse vermögen nicht mehr darüber hinwegzutäuschen, daß - warum auch immer - der von unseren gewählten Volksvertretern repräsentierte Politikertypus zwischenzeitlich (vorsichtig ausgedrückt:) obsolet wird bzw. bereits geworden ist.

Irritationen der politischen Klasse

Offenkundig jedenfalls: Die etablierten politischen Führungskader büßen gegenwärtig mehr und mehr von ihrem Ansehen und ihrer Glaubwürdigkeit ein. Und famoserweise wirken eben jene Akteure, um die es dabei wesentlich geht, eifrig dabei mit, sich gegenseitig 'abzuhalfen': Ein Großteil jedenfalls der (im Frühjahr 1993) aktuellen 'Affären' - bei denen es im Kern immer um Diskrepanzen zwischen den nachgerade täglichen moralischen Appellen von Politikern an die Bevölkerung und deren eigenem 'zweifelhaftem' Verhalten geht, und die zu Rücktritten fast schon 'epidemisch' zu nennenden Ausmaßes

führen - wird 'von innen', also aus der politischen Klasse selber heraus lanciert und angezettelt (vgl. zu der dabei wirksamen 'Logik' auch Ebbighausen/Neckel 1989, Käsler u.a. 1992, sowie Moser 1989).

Das hängt wahrscheinlich nur unwesentlich damit zusammen, daß gegenwärtig besonders viele Debütanten und Dilettanten über das politische Parkett schlittern, und es hängt wohl auch nur zum kleineren Teil damit zusammen, daß die (im weitesten Sinne verstandenen) Selbstbedienungs-Pfründe für die politische Klasse knapper werden und mithin heftiger umkämpft sind (daß also manches, was wie ein Futtertrog aussieht, sich dann doch unversehens als Fettnäpfchen entpuppt). Plausibler scheint auf jeden Fall ein sozusagen 'struktureller' Verdacht zu sein: Die derzeit etablierte politische Klasse ist spezialisiert auf die Verheißung von Sicherheit und die Verteilung von Zuwächsen, und daß heißt, sie ist steuerungstechnisch eingestellt auf 'immerwährende' Prosperität (vgl. Lutz 1984) und legitimatorisch angewiesen auf die Aufrechterhaltung des 'Glaubens' an Prosperität. In dem Maße, in dem diese Prosperität ausbleibt, ist diese Klasse deshalb insgesamt gefährdet.

Und die Prosperität bleibt - entgegen allen dermaleinst aus dem Zusammenbruch des Realsozialismus gespeisten Hoffnungen und allen ebenso vollmundigen wie verantwortungslosen wahltaktischen Verheißungen - bislang in der Tat aus: Die wirtschaftliche Entwicklung retardiert ebenso wie (weniger augenfällig, aber längerfristig vermutlich weitaus problematischer) die zivilisatorische. Der politischen Klasse fehlt es vor diesem Hintergrund nicht nur an 'Erfolgsrezepten', es fehlt ihr zusehends bereits an taktischen Konzepten, um sich ohne 'Gesichtsverlust' auch nur durch die drängendsten Aufgaben 'des Tages' hindurchzuwursteln.

Wenn sich aber die Probleme nicht beseitigen lassen, dann liegt es nahe, sich darauf zu konzentrieren, die 'Konkurrenz' zu beseitigen. Und da die Konkurrenz in der Politik bekanntlich, zumindest potentiell, überall ist, nimmt die Aufdeckbereitschaft zwischen den Mitgliedern der politischen Klasse im Verhältnis zu 'normalen' Zeiten dementsprechend sprunghaft zu. Während früher doch eher galt, daß 'eine Krähe der anderen kein Auge aushackt' (jedenfalls nicht ohne Not bzw. ohne relativ sicher relativ dauerhafte Vorteile daraus zu ziehen), grasiert gegenwärtig das personale Enthüllungsfieber, scheint man sich in den einschlägigen 'Kreisen' (grosso modo: aus Politikern, Bürokraten, Journalisten und Lobbyisten) fast schon in einen politischen Exekutionsrausch hineinzutreiben und hineinzusteigern - und das keineswegs nur zwischen den Parteien und den institutionalisierten Interessengruppierungen, sondern auch (und gerade) innerhalb der verschiedenen 'Lager'.

Wahrscheinlich sitzt das Problem aber noch tiefer als der Blick auf die kompensierte Ratlosigkeit der Eliten in diesem Stadium von 'Null- bzw. Minuswachstum' erkennen läßt. Es sieht so aus, als manifestiere sich - technischer ausgedrückt - am politischen Personal einfach besonders augenfällig bzw. frühzeitiger sichtbar werdend, eine (global sich vollziehende) gesellschaftliche Struktur(wandel)krise. Zumindest (aber zweifellos nicht nur) politische Routinen laufen, wie es scheint, allmählich prinzipiell ins Leere: Steuerungskonzepte, die - lange Zeit - funktioniert haben, greifen deshalb immer weniger, weil sich das Gesamtszenario grundlegend verändert: nach der Ablösung des (die globale Gesamtlage ironischerweise stabilisierenden) Ost-West-Konfliktes durch ein bislang nahezu regellos erscheinendes Gewirr von - jedenfalls vorläufig noch - ('kalten' und 'heißen') Klein-Kriegen im zwischenstaatlichen Verkehrsraum³ und unter den Bedingungen (mitunter dramatisch) veränderter Ungleichheitslinien und immer neu aufbrechender Interessengegensätze in inner- und zwischenstaatlichen Arenen.⁴

Eines der lange Zeit erfolgreichsten - auf Machiavellis Kunstlehre politischen Handelns wie auf Moscas und Paretos Elitetheorien rekurrierenden - dieser überkommenen Steuerungskonzepte besagte, daß man vor allem der Masse und deren Sentiments und Ressentiments schmeicheln müsse (allerdings so unauffällig, daß die Intellektuellen im Lande nicht Alarm schlagen). Das Problem heutzutage - und morgen wohl noch gravierender - ist jedoch, daß sich 'die Masse' kaum noch ausfindig machen läßt, daß die großen Rekrutierungsreservoirs und Mobilisierungspotentiale zersplittert sind in nachgerade unüberschaubar viele, vielfältige, widersprüchliche und zum Teil faktisch, zum größten Teil zumindest potentiell konfligierende Teilkulturen, Milieus und Szenen, in mehr oder weniger kurzlebige Gesinnungs-, Interessen-, Zweck- und Notgemeinschaften zum einen und in sich wechselseitig eher ignorierende als tolerierende (medial 'versorgte') Intimgruppierungen und Monaden-Existenzen zum anderen.

Während nun aber die politische Klasse, sozusagen im blinden Vertrauen auf die Privatheits-Theoretiker der Moderne alle diese Menschen 'draußen im Lande' irgendwo selbstbezogen und sozialvergessen an ihren ganz persönlichen Sinnkrisen herumbastelnd

³ Politik 'im Rahmen' des Ost-West-Konflikts war eine in ihren Grundzügen vorentschiedene, vor-ausgehandelte Politik: im Prinzip war die internationale 'Hackordnung' stabil. Jetzt aber steht wieder immer mehr, jedenfalls immer mehr dessen, was unterhalb der US-amerikanischen Hegemonialinteressen rangiert, zur Disposition. Es sieht so aus, als müsse einmal mehr aufs Neue 'ausgefochten' werden, wer wo und in Bezug worauf welche Rolle spielt, wer mit wem gegen wen zusammengeht, usw.

⁴ Auf der Basis geschlechtlicher, ökologischer, religiöser, ethnischer und mannigfaltiger anderer Antagonismen brechen hier 'Verteilungskämpfe' um materielle Güter, um Weltdeutungen, um Kollektiv-Identitäten, um Lebensgewohnheiten und -qualitäten, um soziale Räume, Zeiten und Ressourcen, um politische Gestaltungschancen, um Grundsatz- und Detailfragen auf und an (vgl. dazu z.B. Berking/Neckel 1987, Schwengel 1993).

vermuteten, drängen - und darin liegt wohl doch zumindest einer der Gründe der Krise etablierter Politiker-Zirkel - die vielen Einzelnen kaum noch übersehbar herein in die Gestaltungsräume des Politischen und setzen alle möglichen Angelegenheiten, auch solche, die bislang als ihre durchaus 'privaten' galten, auf die Agenda des öffentlich Relevanten, Verhandlungsfähigen und Durchsetzungsbedürftigen. Vor allem das durch die Bildungsexpansion produzierte Reservoir 'überschüssiger' Intellektueller, das nicht mehr in den Apparaten unterkommt, hat die Autorität bürokratisch-technokratischer Experten und politisch-ökonomischer Eliten nachhaltig - und wahrscheinlich irreversibel - ausgehöhlt.

Und infolgedessen scheint sich die politische Gestaltungsmacht nun zunehmend zugunsten aller möglicher halb- und nichtinstitutionalisierter Einspruchs- und Verhinderungscoalitionen zu verlagern. Die Frei- und Leerräume des dabei und dadurch mehr oder weniger erfolgreich ausgetriebenen Untertanengeistes jedoch füllen nun irritierenderweise nicht nur links-emanzipatorische Selbstbestimmungsideale, sondern hier machen sich aktuell immer unabweisbarer auch fast vergessene National-Chauvinismen, ethnozentrische Ressentiments und auf das Fremde gewendete Existenz- und Konsumängste breit. Es sieht so aus, als impliziere der (vorläufige) Wegfall des 'großen' Feindbildes die Notwendigkeit, nunmehr schleunigst eine Reihe 'kleinerer' zu (er-)finden (vgl. dazu auch Hitzler/Koenen 1993).

Was die Politik-Technokraten mit ihrer 'Alles ist machbar'-Mentalität also offenbar übersehen (haben), das ist der Umstand, daß man zwar vielleicht alles machen kann - aber eben nicht mit den Leuten. D.h., die - für entwickelte Repräsentativdemokratien mit ihren bürokratischen Apparaten symptomatische - strukturelle Übertragung der bei der 'Verwaltung von Sachen' anwendbaren Prinzipien der Effizienzmaximierung durch formale Verfahren auf eine somit zusehends sinndefiziente 'Herrschaft über Menschen' zeitigt nunmehr massive dysfunktionale Konsequenzen - für die politische Klasse selber. Dieser Machtelite nämlich wird, wie schon Max Weber (1980a) bemerkte, solange - und, wie hier hinzuzufügen ist, nur solange - 'die Stange gehalten', solange sie bei und mit ihren Unternehmungen Erfolg hat.⁵

⁵ Interessanterweise kündigen nicht nur die 'Menschen draußen im Lande' ihr Grundeinverständnis mit ihren tradierten Eliten. Im Gefolge dieses immer unüberhörbareren Murrens 'von außen' scheint sich aktuell auch der kleine Abgeordnete 'drinnen' in den Parlamenten, aber 'draußen vor den Türen der Macht' - wenn auch noch zaghaft - gegenüber den bestehenden Disziplinarstrukturen emanzipieren zu wollen. Die 'Wir sind das Volk'-Parole schlägt damit bis hinein in die personellen Niederungen der Parlamente und beginnt bei den Hinterbänkeln aller Couleurs bereits Wirkung zu zeigen: Man fordert mehr Mit-, ja sogar mehr Selbstbestimmung. Das Gespenst vom Ende der - Parteidisziplin garantierenden - Fraktionsoligopole geht um in den 'hohen Häusern'. Horribile dictu: Die Politisierung des Abgeordneten droht!

Die inszenierungstechnischen Konsequenzen

Für die politische Klasse ergibt sich aus der Krise, wie basal sie auch sein mag, mithin vor allem ein steuerungstechnisches Problem: Es geht darum, eben 'erfolgreich' zu erscheinen und den Menschen den (hinlänglich glaubhaften) Eindruck zu vermitteln, daß sie in ihrem politischen (und moralischen) Willen nachwievon von den Politikern repräsentiert werden, die sie gewählt haben und - vor allem - die sie (auch) künftighin wählen sollen. Auf die Frage, was das politische (und moralische) Willen der Menschen kennzeichne, gibt es natürlich unabsehbar viele konkrete Antworten. Diese Antworten lassen sich wiederum nach den unterschiedlichsten Kriterien in zahlreichen Varianten clustern.⁶ Wenn man die Frage aber sozusagen durch die Vielfalt situativer, individueller und kollektiver Interessen hindurch verfolgt und die allgemeinste und damit auch abstrakteste Antwort sucht, dann resultiert aus dem politischen (und moralischen) Willen der Menschen schlechthin der grundsätzliche Auftrag an ihre Repräsentanten, unter und aus den soziohistorisch je gegebenen Bedingungen schlicht das Beste zu machen (wobei die Frage, was 'das Beste' sei, wiederum natürlich all die unzähligen, zum Großteil widersprüchlichen, ja sich wechselseitig negierenden Antworten evoziert).⁷

Vereinfacht gesagt folgt daraus, daß das Schalten und Walten der politischen Klasse so lange hinlänglich legitimiert ist, so lange hinlänglich viele der Regierten den Eindruck haben, daß unter den je gegebenen Umständen das relativ Beste für sie getan wird. Aber eben das glaubhaft zu machen, daß die Politiker aus den gegebenen Umständen tatsächlich das Beste machen, gelingt derzeit offensichtlich nicht mehr. Immer unabweisbarer wird bei immer mehr der Regierten der Eindruck, daß die diskutierten, oktroyierten und implementierten politischen Lösungen eben nicht die bestmöglichen, sondern daß sie (weit) suboptimal sind.

Politiker, die nur noch für - euphemistisch ausgedrückt - suboptimale Lösungen stehen, werden, eben weil sie sich als personifizierte Lösungen inszenieren (vgl. nochmals Hitzler 1992), symptomatischerweise rasch selber als - ebenfalls euphemistisch gesagt - sub-

⁶ Und die versammelte Kompetenz sozialwissenschaftlicher Ungleichheitsforschung z.B. streitet ja gegenwärtig wieder einmal um die richtigen Raster zur 'adäquaten' Abbildung gesellschaftlicher (Un-) Ordnung.

⁷ Steuerungstechnisch relevant und gleichwohl hinsichtlich der daraus resultierenden Konsequenzen für eine gelingende Politik-Darstellung vernachlässigt erscheint mir aber die Einsicht, daß die Menschen in der Regel von ihren Politikern nicht erwarten, daß diese eine bessere Welt schaffen, sondern tatsächlich 'nur', aus dem, wie es nun einmal (geworden) ist, das Beste zu machen. Die handlungspraktische Frage dazu hat Elmar Koenen einmal in einem anderen Zusammenhang formuliert: Warum können es Politiker nicht zugeben, wenn sie (einen) Fehler gemacht haben? Denn natürlich sind 'gegebene Umstände' fast durchweg sozial produzierte und großteils politisch erhandelte Zustände. Gleichwohl kann man im Prinzip trivialerweise 'jeden Tag' neu anfangen, 'das Beste' aus dem zu machen, was wir - oder andere - uns 'gestern' eingebracht haben.

optimal betrachtet (woraus u.a. sich wiederum das zuvor beschriebene Enthüllungsgerangel erklären läßt). Menschen wollen sich aber in aller Regel nicht von Leuten regieren (d.h., in der notwendigen Unverblümtheit formuliert: beherrschen⁸) lassen, zu denen sie nicht 'aufschauen' können. Menschen lassen sich lieber von besseren Menschen beherrschen, als sie selber sind. Denn warum legitimieren Menschen Menschen, über sie zu herrschen? Typischerweise deshalb, weil sie sich davon versprechen, daß es für sie besser ist, sich von ihnen beherrschen zu lassen, als wenn sie das nicht tun würden bzw. wenn sie sich von anderen als denen, die sie dafür (aus-)gewählt haben, beherrschen ließen.

Anders ausgedrückt: Die Menschen wollen, auch - und offenbar gerade wieder - am Ausgang des zwanzigsten Jahrhunderts, sich selbst in ihren Repräsentanten in überhöhter Form, in 'edlerer Gestalt' wiederfinden können. Das bedeutet ganz trivial, daß die sich 'heute' zuspitzende Legitimationskrise der politischen Klasse des traditionellen parlamentarischen Systems 'morgen' die plausible und glaubwürdige Konstruktion eines Politikertypus erfordert, der vor allem anderen (wieder?) überzeugend demonstriert, daß er für eine politische Überzeugung lebt, und nicht von einer solchen.

Herrschaftstechnisch formuliert: Unabhängig davon, ob der Politiker tatsächlich sagt, was er denkt, oder gar tatsächlich glaubt, was er sagt, muß er nach bestimmten politikimmanenten Regeln handeln, wenn er erfolgreich sein will. Und wesentlicher Teil dieser Regeln ist offensichtlich, glaubhaft zu machen, daß man bereit ist, auch persönlich für ein moralisches Anliegen einzutreten. Die Zukunft gehört damit wohl dem Machtmenschen, dem - im Sinne Soeffners - 'mehr' als nur populistische Züge eignen, der vielmehr tatsächlich charismatische 'Qualitäten' aufweist - charismatische Qualitäten hier allerdings ausschließlich in dem Sinne verstanden, daß er sich erfolgreich als Charismatiker darzustellen vermag.

Charismatische Qualitäten, so verstanden, haben zum einen auch - und künftig vielleicht zuvörderst - damit zu tun, daß man in der Lage ist, seine Unabhängigkeit gegenüber identifizierbaren Weisungsinstanzen glaubhaft zu machen, daß man es z.B. - und nicht zuletzt - versteht, Unabhängigkeit von und Stärke gegenüber der Parteiräson und Fraktionsdisziplin zu demonstrieren - nicht (notwendig) zu haben, aber glaubhaft zu demonstrieren.⁹ Und

⁸ Auch demokratisch gewählte Politiker sind Menschen, die von anderen Menschen legitimiert werden, sie - für eine gewisse Zeit - zu beherrschen. Was sich historisch mit den Staats- und Regierungsformen wandelt, das ist selbstverständlich nicht das Prinzip, das sind allenfalls die sozial anerkannten, akzeptierten und mithin legitimen Mittel der Beherrschung.

⁹ Claus Leggewie zufolge hat derjenige die größten Chancen, gewählt zu werden, der sich selber als am weitesten von den Parteien entfernt darstellen kann. D.h. vor allem, die gegenwärtig noch symptomatische Sichtbarkeit der historisch-strukturell bedingten Dominanz von Parteiräson und Fraktionsdisziplin gegenüber anderen Orientierungsschwerpunkten im Relevanzsystem des Politikers wird 'beseitigt' werden müs-

charismatische Qualitäten resultieren zum anderen eben insbesondere daraus, daß man in 'edlerer Gestalt', also sozusagen couragiert, wagemutig, risikofreudig, das symbolisiert bzw. für das (ein-) steht, was die Menschen 'draußen im Lande' in aller 'Diffusität' wollen, also daß man überhöht und damit überzeugend ihre ideellen 'Zentralnormen' repräsentiert.

Die überaus mannigfaltigen Vorstellungen, die sich in einer mehr als pluralistischen, in einer - hinsichtlich der jedem Einzelnen gegebenen Denk-, Identifikations- und Handlungsmöglichkeiten - völlig dislozierten Gesellschaft mit der Sehnsucht nach 'Heimat' verbinden, müssen (wieder) auszubalanciert, geordnet und 'befriedigt' werden. Oder um es mit Weber (1980, S. 547f) zu sagen: "Wie die Sache auszusehen hat, in deren Dienst der Politiker Macht erstrebt und Macht verwendet, ist Glaubenssache... (aber) immer muß irgendein Glaube da sein". Das besagt ganz einfach, daß jenseits des individuellen Strebens des Politikers "nach Machtanteil oder nach Beeinflussung der Machtverteilung" (Weber 1980, S. 506), dieser - in der Regel implizit - für den Normalbürger typischerweise noch eine zusätzliche, 'transzendente' Funktion erfüllen muß: Die Funktion der (unterhaltsamen) Repräsentation einer für ihn akzeptablen Idee des Gemeinwesens, des politisch geordneten sozialen Lebens.¹⁰

sen. - Entweder, so mein derzeitiges Resümee, gelingt es der 'politischen Klasse' selber, den 'neuen', unabhängigen und konfliktfreudigen Typus zu 'managen', oder der echte situative 'Ungehorsam' der orientierungssuchenden Bürger ebenso wie der unglaublich gewordenen Parlamentarier wird über kurz oder lang 'Schismen' nach sich ziehen, die die politischen Kräfteverhältnisse so entscheidend verändern, daß die gegenwärtigen parlamentarischen Formal-Irritationen (z.B. über das Erstarken von Parteien am 'rechten Rand' des Spektrums und die daraus resultierende Notwendigkeit, zu einer neuen Koalitionsarithmetik zu finden) dagegen völlig belanglos erscheinen werden. M.a.W.: Sonst könnte diese scheinbare 'Marginalie' nicht zum wenigsten zur Ablösung der etablierten politischen Klasse, wenn nicht zur Erosion der tradierten politischen Institutionen überhaupt beitragen.

¹⁰ Vor dieser Aufgabe scheinen nun doch unverkennbar die Zeiten des mehr oder weniger autopoetischen 'muddling through' der Macht- und Funktionseliten, zumindest bis auf weiteres, vorbei zu sein. Denn wenn es die Parteien nicht schaffen, den Politikertypus zu kreieren und zu installieren, der das Bedürfnis der Menschen nach 'edler' Repräsentation realisiert, dann zerfällt über kurz oder lang das Gerüst, das die Bretter trägt, auf denen die politische Klasse agiert - und die vielen ihrer Mitglieder anscheinend ja doch 'die Welt bedeuten'.

Literatur:

- Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1986
- Beck, Ulrich: Die Erfindung des Politischen. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1993
- Berking, Helmuth/Neckel, Sighard: Politik und Lebensstile. In: Ästhetik und Kommunikation, H. 65-66/1987, S. 47-57
- Boissevain, Jeremy: Friends of Friends. Networks, Manipulators, and Coalitions. Oxford (Basil Blackwell) 1978
- Bourdieu, Pierre: Die verborgenen Mechanismen der Macht. Hamburg (VSA) 1992
- Ebbighausen, Rolf/Neckel, Sighard (Hrsg.): Anatomie des politischen Skandals. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1989
- Hitzler, Ronald: Eine Medienkarriere ohne Ende? Fallstudie am Beispiel von Jürgen Möllemann. In: Müller-Doohm, Stefan/Neumann-Braun, Klaus (Hrsg.): Öffentlichkeit, Kultur, Massenkommunikation. Oldenburg (BIS der Universität) 1991, S. 231-250
- Hitzler, Ronald: Die mediale Selbstinszenierung von Politikern. In: Gauger, Jörg-Dieter/Stagl, Justin (Hrsg.): Staatsrepräsentation. Berlin (Reimer) 1992, S. 205-222
- Hitzler, Ronald: Politik als Beruf heute - und morgen. In: Merkur 526/1993, S. 79-83
- Hitzler, Ronald/Koenen, Elmar: Kehren die Individuen zurück? In: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1994, S. 447-465
- Käsler, Dirk u.a.: Der politische Skandal. Opladen (Westdeutscher) 1992
- Leibholz, Gerhard: Strukturprobleme der modernen Demokratie. Karlsruhe 1958
- Lutz, Burkhard: Der kurze Traum immerwährender Prosperität. Frankfurt a.M., New York (Campus) 1984
- Moser, Helmut (Hrsg.): L'eclat c'est moi. Weinheim (Deutscher Studienverlag) 1989
- Scheuch, Erwin K./Scheuch, Ute: Cliques, Klüngel und Karrieren. Reinbek b. Hbg. (Rowohlt) 1992
- Schwengel, Hermann: Jenseits der feinen Unterschiede. In: Gebauer, Gunter/Wulf, Christoph (Hrsg.): Praxis und Ästhetik. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1993, S. 135-147
- Weber, Max: Politik als Beruf. In ders.: Gesammelte Politische Schriften. Tübingen (Mohr/Siebeck) 1980, S. 505-560
- Weber, Max: Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland. In ders.: Gesammelte Politische Schriften. Tübingen (Mohr/Siebeck) 1980a, S. 306-443

Wissen und Wesen des Experten

Ein Annäherungsversuch

*"Können Sie uns nicht wenigstens ungefähr sagen,
was Sie tun werden und wieviel der Spaß kosten wird?" -
- "Nein, Sir", antwortete Wolfe entschieden."*

(Rex Stout: Das Plagiat, München 1986, S. 22)

Der größte Teil unseres Alltagswissens ist uns so zur Gewohnheit geworden, daß wir es normalerweise gar nicht mehr bemerken, zumindest so lange nicht, wie es 'wie gewohnt' funktioniert. Diesen Teil des Wissens können wir unter dem Etikett 'Fertigkeiten' versammeln. Fast ebenso selbstverständlich verfügen wir auch über unser 'Gebrauchswissen', also über solches problemloses Wissen, von dem wir wissen, daß wir es einmal gelernt haben. Und wir verfügen über Wissen, von dem wir wissen, daß wir es einmal gelernt haben und daß es einer gewissen regelmäßigen (oder unregelmäßigen) Anwendung bedarf, damit wir es nicht wieder vergessen - also über so etwas wie 'Rezeptwissen'.

Wenn wir uns jedoch einmal fragen, was wir wissen, dann fällt uns normalerweise vor allem das ein, was wir eben nicht nur wissen, sondern was wir ausdrücklich wissen. Ein solches explizites Wissen bezieht sich gewöhnlich auf etwas, das für uns besonders interessant, besonders wichtig oder besonders mit Anstrengung verbunden ist. Wir wissen meist auch ausdrücklich, daß wir etwas wissen, wenn andere es nicht wissen, wenn wir eben über ein besonderes, ein spezielles Wissen, über 'Sonderwissen' verfügen.¹ Und vor allem wissen wir, daß es Menschen gibt, die über Wissen verfügen, das wir selber nicht haben, auf das wir aber gleichwohl verwiesen und angewiesen sind, sobald wir es (freiwillig oder un-

¹ Vgl. dazu Schütz und Luckmann 1979, S. 133ff. - 'Soziologie' etwa ist ein solches besonderes, vom alltäglichen weitgehend separiertes Wissen. Ein Wissen, das sich mehr oder weniger gut dazu eignet, gesellschaftliche Wirklichkeitskonstruktionen (aller Art) mehr oder weniger detailliert zu rekonstruieren: Soziologen beschäftigen sich zwar oft mit eben den Dingen, mit denen sich die Menschen ohnehin auch alltäglich beschäftigen. Aber Soziologen beschäftigen sich mit diesen Dingen ein wenig anders, als man dies im Alltag normalerweise tut: Soziologen distanzieren sich 'idealerweise' von den Pragmatismen des Alltagsverstandes ebenso, wie von den Gewißheitsannahmen anderer Sonderwissensbestände, begegnen diesen also sozusagen grundsätzlich skeptisch, um so die gesellschaftlichen Praktiken erhellen zu können. Sie wählen ihre Gegenstände nach expliziten Kriterien des Erkenntniswertes aus und klassifizieren sie systematisch. Sie definieren die für sie relevante Wirklichkeit streng empirisch (während der Alltagsverstand eben z.B. durchaus nicht immer und schon gar nicht klar zwischen empirisch überprüfbaren und empirisch nicht überprüfbaren Aussagen unterscheidet). Der grundsätzliche praktische gesellschaftliche Nutzen der Soziologie liegt darin, die Menschen auf die von ihnen üblicherweise nicht thematisierten Umstände, Zusammenhänge und Regeln aufmerksam zu machen, in deren Rahmen sie ihr Leben vollziehen, und darin, die 'selbstverständlichen' und die eher 'verborgenen' Strukturen und Funktionen der anderen, und zwar sowohl der alltäglichen als auch der anderen speziellen Wissensbestände offenzulegen.

freiwillig) mit bestimmten, unsere eigenen Kompetenzen übersteigenden Problemen und Fragen zu tun haben. Solche Menschen werden nicht nur umgangssprachlich, sondern auch in der einschlägigen sozialwissenschaftlichen Literatur in der Regel (terminologisch ungenau, wie im folgenden gezeigt werden soll) als 'Experten' bezeichnet.²

1. Die Professionalität moderner Experten³

Zur Klärung der Frage, wie man das Wissen von Experten als solches bestimmen und relativ eindeutig ein- und abgrenzen könnte, bzw. was Experten eigentlich gegenüber Nicht-Experten auszeichne, scheinen sich, zumindest auf den ersten Blick, schon reichlich Antworten in der berufs- und in der elitensoziologischen Literatur zu finden (vgl. z.B. Alisch u.a. 1990, Dingwall und Lewis 1983, Freidson 1975, McClelland 1985): Experten im dort üblichen Verständnis - als Bezeichnung eines 'Sachverständigen' (ursprünglich im 19. Jahrhundert: vor Gericht) - weisen sich als Experten aus insbesondere über Zertifikate, die ihnen Kompetenzen (Kenntnisse und Fähigkeiten) bescheinigen, welche sie sich über eine relativ voraussetzungsvolle, langdauernde und inhaltlich umfangreiche Ausbildung - in typischerweise 'öffentlichen' Einrichtungen - erworben haben (vgl. auch Hartmann und Hartmann 1982). Experten weisen sich als Experten demnach aber auch aus über besondere Sprachen: Expertensprachen sind typischerweise unpersönlich (d.h., nicht wer spricht, sondern was gesprochen wird, soll relevant sein). Ihre Wirkung, ihre Durchsetzungsfähigkeit beruht aber auch, und das wird im weiteren Verlauf dieser Ausführungen noch relevant werden, auf ihrer Sachlichkeit (d.h., eben auch wesentlich darauf, wie gesprochen wird).

Daß vor allem die erstere der beiden Definitionskomponenten zu einer spezifisch modernen Bestimmung des Experten führt bzw. zu einer Bestimmung des Experten unter spezifisch modernen Bedingungen, liegt auf der Hand⁴: Außeralltäglich erlangte Kompetenzen - z.B. ein persönlicher (also etwa durch göttliche Eingebung erreichter) oder kollektiver (etwa als Bund zwischen Gott und 'seinem' Volk gestifteter) Gnadenstand - werden hier typischerweise abgelöst durch prinzipiell von jedermann über die Erfüllung formaler Ausbildungs-Anforderungen erlangbare Kompetenzen. Das gilt auch für die Sprachen der Experten: An die Stelle des Sprechens 'mit fremden Zungen', der Offenbarung des göttli-

² "Man of knowledge" (Znaniecki 1975) erschien mir als Oberbegriff zum Experten, Professionellen, Spezialisten und den anderen, hier nicht behandelten Typen von sozial approbierten 'Wissenden' (bis auf weiteres) durchaus plausibel.

³ Ulrich Beck danke ich für seine freundschaftliche Unterstützung bei der Konzeption dieses Kapitels.

⁴ Für Mitglieder insbesondere archaischer Gesellschaften mit (hohem) Expertenstatus sei hier exemplarisch auf die Schamanen verwiesen. Vgl. dazu Hitzler 1982.

chen Worts, des Flüsterns der Dämonen tritt die - über die öffentlichen Bildungseinrichtungen institutionalisierte - Sach- und Fachsprache.

Die Professionalität der Experten - und damit ihr autoritatives Monopol für bestimmte Themenfelder - hängt nun davon ab, inwieweit sie diese Ausbildungsvoraussetzungen, Ausbildungszeiten und Ausbildungsinhalte sowie deren Anwendung in der beruflichen Praxis bzw. bei der Fortschreibung und Erweiterung des vorhandenen Sonderwissensbestandes selbst kontrollieren.⁵ Als prototypisches Modell einer gelungenen Professionalisierung gilt nachwievor die Medizin in ihrer klinischen Variante: Die (Universitäts-) Klinik vereinigt die drei als wesentlich angesehenen Professionalitätselemente - Praxis, Forschung und Ausbildung - in einer unter medizinischer Kontrolle stehenden Organisationsform. Darüber hinaus kontrollieren Mediziner bekanntlich auch die Qualifikationsstandards für ihr Hilfspersonal, und sie definieren den relativen Status von mit ihnen kooperierenden Berufsgruppen (z.B. den von Chemikern, Biologen, Psychologen, Physiotherapeuten usw.) - nämlich als 'Zuarbeiter' (vgl. hierzu Freidson 1986, Armstrong 1983).

Legitimiert wird der Autonomieanspruch einer Profession gegenüber anderen Interessengruppen v.a. durch deren - als nachgewiesen geltendes - Innovationspotential zur Bewältigung von in das jeweilige Wissensgebiet fallenden Problemen. Das bedeutet natürlich, andersherum gesehen, daß Experten in ihrer Rolle als Funktionäre der Profession somit die Wissensentwicklung auf dem Gebiet bzw. auf den Gebieten steuern, für das bzw. die sie - als Kollektiv - das Deutungsmonopol beanspruchen (vgl. dazu auch Daheim 1977, S. 70-75). Irritiert wird dieser Anspruch dann, wenn nicht professionell kontrollierte und gleichwohl unabweisbare Innovationen auf bzw. zu diesem Wissensgebiet bekannt werden. Sofern es nicht gelingt, solche unabweisbaren Innovationen bzw. die sich darin manifestierenden innovativen Kräfte professionell zu vereinnahmen, sind die professionellen Kompetenzansprüche gefährdet (vgl. dazu auch Baer 1987).

Professionspolitik zielt mithin wesentlich darauf ab, bestimmte (potentiell innovations-trächtige) Tätigkeiten dauerhaft und exklusiv an bestimmte Personengruppen zu binden - an jene Personengruppen nämlich, die nachweislich die von der Profession definierten Qualifikationsstandards erfüllen - und diese somit als legitimierte Experten zu institutionalisieren (vgl. Johnson 1972, Goode 1972). Vereinfacht gesagt: Professionalität bewirkt Legitimität der Professionsmitglieder und der unter der Kontrolle der Profession befind-

⁵ Nach Schütz und Luckmann (1979, S. 387ff) bedeutet Professionalisierung die soziale Verfestigung der Kompetenzstufen von Expertentum durch a) Systematisierung eines Wissensgebietes, b) Länge und Komplexität der (institutionell spezialisierten) Ausbildung, c) Beglaubigung (des Grades) des Expertentums in hochanonymen institutionellen Kategorien, und d) ein Geflecht von auf Sonderwissen bezogenen Selbst- und Fremdtypisierungen (Berufsprestige-Skala).

lichen Berufsstände; und sie bewirkt, ex negativo, die Illegitimität - und 'idealerweise' auch die Illegalität - aller anderen einschlägigen Expertisen.⁶

In diesem professionsbezogenen Sinne kann man die moderne Gesellschaft gewissermaßen eine 'Expertengesellschaft' nennen: In weiten Bereichen entscheiden (relativ) klar und formal definierte Personengruppen verbindlich über mannigfache Probleme nicht nur des sozialen, sondern auch des persönlichen Lebens (vgl. dazu auch Gross 1985). Relevant für die Kompetenzansprüche des professionellen Experten ist also nicht, daß er sein tatsächliches Wissen irgendwie glaubhaft machen, sondern daß er es entsprechend den professionell verwalteten Kriterien formal nachweisen kann (nur dann nämlich kann er z.B. seine Expertisen 'regulär' gegen Ressourcen eintauschen). In der Berufssoziologie wird sogar die Auffassung vertreten, daß der Expertenstatus heute nur noch in Kooperation mit dem Staat bzw. durch amtliche Bestätigung berufsständisch erteilter Zertifikate erworben bzw. durchgesetzt werden kann (vgl. dazu z.B. Beck, Brater und Daheim 1980). Professionspolitik ist deshalb auch wesentlich lobbyistische Politik: das Sichern der Zustimmung politischer Entscheidungsträger bzw. -instanzen dazu, das eigene Deutungsmonopol zu wahren und gegebenenfalls mit staatlicher Hilfe auch gegen Konkurrenzinteressen durchzusetzen.

2. Die 'Klasseninteressen' der Experten

Damit stellt sich naheliegenderweise die Frage, warum (politische) Entscheidungsträger die autoritativen Autonomie-Ansprüche professioneller Expertenschaften eigentlich unterstützen - zumindest nicht zurückweisen. Die Antwort darauf ist relativ simpel: Konkurrenzdruck von ihresgleichen zwingt zwar nicht, verführt Entscheidungsträger jedoch dazu, als solche anerkannte, also zumindest quasi-professionelle Experten zu konsultieren (vgl. dazu Löw, Koslowski und Spaemann 1990) - vorzugsweise natürlich solche, die durch die Vorlage 'objektiver' Expertisen die Sache der sie konsultierenden Entscheidungsträger de facto unterstützen.

Infolge dieser parteiischen, interessierten Nachfrage nach Expertisen auf der Basis des von ihnen gehüteten und verwalteten Sonderwissens wird bei den Experten nun allerdings symptomatischerweise das weiter verstärkt, was Alvin Gouldner (1980, S. 198) die "Ideologie des Professionalismus" genannt hat: Das Standesbewußtsein technischer, intellektueller und moralischer Überlegenheit und, damit korrelierend, der massive Anspruch

⁶ Das ließe sich wiederum besonders augenfällig an den Maßnahmen und Prozessen zeigen, mittels derer die neuzeitliche Medizin als akademische Disziplin installiert und ihr Kompetenzmonopol gegen alle möglichen konkurrierenden Deutungssysteme durchgesetzt worden ist (Stichwort: Scharlatanerie-Verdikt). - Vgl. z.B. Thomas 1973, dazu auch Foucault 1976, Hartmannbund 1986.

nicht nur auf (kollektive) Autonomie, sondern auch auf Autorität gegenüber anderen gesellschaftlichen Interessengruppen - interessanterweise insbesondere auch gegenüber irgendwelchen nichtprofessionellen Entscheidungsträgern.

Entsprechend dieser "Ideologie des Professionalismus" begreifen sich die professionalisierten Experten also gerade nicht etwa als "Diener der Macht", sondern als "Diener der Gesellschaft als Ganzer", wenn nicht gar im Husserlschen Sinne als "Funktionäre der Menschheit": D.h., diese Ideologie dient den professionalisierten Experten wesentlich dazu, "ihre kontextuellen Sonderinteressen als Gesamtinteressen des Menschengeschlechts zu formulieren" (Konrád und Szelényi 1978, S. 28). Ihrem dargestellten Selbstverständnis nach sind die professionalisierten Experten folglich die zwar nicht als solche legalisierten, gleichwohl aber legitimen Repräsentanten des Gemeinwohls - im Zweifelsfall eben auch gegenüber den legalen (aber aufgrund von deren intellektuell-moralischer Inferiorität nicht wirklich legitimierten) Entscheidungsträgern. Sie glauben, "daß die Welt von denen regiert werden soll, die höhere Kompetenz, Weisheit und Wissenschaft besitzen, d.h. von ihnen selbst" (Gouldner 1980, S. 116). M.a.W.: Bessere Argumente problematisieren (und zwar nachhaltig und oft irreversibel) autoritative Ansprüche.

Die expertenspezifische "Kultur des kritischen Diskurses" erscheint damit, jenseits ihrer Selbst-Mystifikationen bzw. der Gouldnerschen Mythologisierung, vor allem als "Kultur der erfolgreichen Kompetenzdarstellung" bzw. als "Kultur der überlegenen Rhetorik". 'Kritisch' ist der Diskurs der professionalisierten Experten eigentlich insbesondere im Hinblick darauf, daß es anderen Akteuren und Interessengruppen gelingt bzw. gelingen könnte, ihnen den Zugriff auf Entscheidungs- und andere Ressourcen zu erschweren oder gar zu verwehren (vgl. Gouldner 1980, S. 113). Ein wesentliches Erfolgsprinzip der professionalisierten Experten besteht dabei darin, ihre gemeinsamen Interessen eben nicht als Sonder- bzw. als 'Klassen'-Interessen zu artikulieren und damit politisch verhandel- und für andere Interessengruppierungen angreifbar zu machen, sondern sie hinter dem Mythos intellektueller Antagonismen und Konkurrenzen zu verbergen (vgl. dazu Schelsky 1975, S. 14). Gleichwohl ist kaum übersehbar: (Als solche legitimierte) Experten sind (heute) nur noch durch (als solche legitimierte) Experten kontrollierbar. Dergestalt professionalisierte Experten sind in ihrer Gesamtheit heute tatsächlich autonom - jedoch (noch) nicht souverän.

3. Die Antagonismen der Experten

Wenn nun aber György Konrád (1985, S. 216) recht hat mit seiner Behauptung, daß es keinen sozialen Frieden geben wird, "solange der Kulturmarkt nicht der Markt der Besitzer der Begabung ist" - solange die professionalisierten Experten also nicht tatsächlich im Sinne Carl Schmitts 'souverän' sind, d.h. die nach Expertenschafts-Kriterien inferioren Entscheidungsträger abgelöst haben - dann stellt sich uns das ganze Problem noch einmal neu: dann ist zunächst einmal zu fragen, ob wir bislang überhaupt schon vom Typus des Experten selber gesprochen haben, oder ob wir nicht vielmehr lediglich eine spezielle - wenngleich für moderne Gesellschaften offenkundig zentrale - Ausformung des Experten behandelt haben: eben den Professionellen - also den Intellektuellen und/oder das Mitglied der technischen Intelligenz - und dessen (staats-)politisches Durchsetzungspotential.

Meine These für das Folgende ist, daß Professionalität ein absolutes, ein in sich selbst verständliches Phänomen darstellt, und daß mithin Professionelle sehr wohl mit anderen Gruppierungen um die Ressourcen im sozialen Raum streiten - und sich unter den Bedingungen moderner Gesellschaften wohl auch die Definitionsmacht über den sozialen Raum er-streiten können (vgl. dazu Bourdieu 1988, Boltanski 1987), daß dies aber - entgegen den geläufigen Expertenkritikern, für die hier exemplarisch nachwievor Ivan Illich (z.B. 1979) genannt sei - für Experten als solche nicht gilt, da der Experte m.E. als relationales Phänomen begriffen werden muß: als etwas, was - gemäß seiner Bestimmung in der phänomenologisch orientierten Wissenssoziologie - in Relation steht zum Laien einerseits, was aber (und das ist eben für die Analyse seines politischen Handlungspotentials relevant) im Zweifelsfall auch in Relation steht zum Entscheidungsträger andererseits.

Politisch gesehen - d.h. im Hinblick auf als 'politisch' definierbare Interaktionskonstellationen - hat der Experte sozusagen per se die Position des 'Dritten'. In einer solchen Akteursfiguration existiert nicht nur der Laie nicht ohne den Experten, hier existiert auch der Experte nicht ohne den Entscheidungsträger. Und so, wie ein Laie aufhört, Laie zu sein, wenn er selber zum Experten wird, so hört ein Experte auf, Experte zu sein, wenn er eben selber zum (politischen) Entscheidungsträger wird. Im folgenden versuche ich, diesen Gedanken am Beispiel des Risikodiskurses zu veranschaulichen (vgl. dazu ausführlicher Hitzler 1992):

Die öffentlich verhandelten Strategien zum Umgang mit den bzw. zur Bewältigung der neuen bzw. neu erkannten ökologischen Risiken richten sich zum einen darauf, die Interessen der Risiko-Betroffenen, zum anderen darauf, die Interessen der Risiko-Produzenten zu wahren. Strittig ist dabei a) zwischen den ökologiebewußten und den ökologisch desinter-

essierten Teilen der Gesellschaft, worauf im Zweifelsfalle eher zu verzichten sei: auf eine technisch immer höher gerüstete, energieverbrauchsintensive Zivilisation, oder auf das globale Gleichgewicht der Natur, und b) unter den ökologiebewußten Teilen der Gesellschaft, ob es richtig sei, bei der 'Rettung' der Natur als menschlicher Ressource anzusetzen (Prinzip: Umwelt-Erhaltung), oder ob nicht vielmehr der Natur eine eigene Qualität, ein eigenes 'Recht' zukomme, die es (durch Menschen) auch gegen die Interessen der Menschen zu wahren und zu schützen gilt (Prinzip: Natur-Verschönerung).

Ökologische Risiken sind nun aber, da sie zu einem großen Teil nicht direkt sinnlich erfahren werden können (vgl. Beck 1986 und 1988), nicht einfach nur Konsequenzen der technisch-industriellen Entwicklung; sie sind zu eben diesem großen Teil tatsächlich naturwissenschaftliche Konstrukte (im Sinne von Knorr Cetina 1984), während das sozial geteilte Wissen um diese ökologischen Risiken weitgehend publizistisch bzw. medial produziert ist. Diese publizistisch-mediale Wissensproduktion findet zwar wesentlich im - zustimmenden oder ablehnenden - Rekurs auf die naturwissenschaftlichen Konstrukte statt, aber um die Frage, was als ökologisches Risiko anzusehen und infolgedessen wie zu behandeln ist, wird gleichwohl ausdauernd gestritten (vgl. dazu z.B. Brand 1993, Hajer 1993, Lau 1989).

Geführt wird dieser Diskurs vor allem von als einschlägig anerkannten Experten und Gegenexperten für Technik-, Umwelt- und Ökologiefragen, die sich - zumindest idealtypisch - verschiedenen, mehr oder minder antagonistischen Großgruppierungen zuordnen lassen: Um soziale Definitionsmacht konkurrieren derzeit insbesondere die technisch-naturwissenschaftlichen Professionen einerseits und die publizistisch-sozialwissenschaftlichen Professionen andererseits. Vereinfacht gesagt bestreiten die Ersteren den Letzteren schlicht die Kompetenz für die Risiko-Problematik, während die Letzteren den Ersteren ein auf deren Denkvoraussetzungen basierendes, grundsätzliches Versagen gegenüber der Risiko-Produktion als einem 'systemimmanenten' Resultat postkopernikanisch-galileisch-newtonscher 'Machseligkeit' anlasten.

Daß bei diesen Auseinandersetzungen zumindest auch ein Kampf um Deutungsmonopole stattfindet, und daß es dabei nicht zum wenigsten auch um die damit verbundenen Optionen auf Ressourcen geht, scheint mir offenkundig, denn erst die Definition eines Phänomens als einer Bedrohung, die 'uns alle' und damit auch 'jeden Einzelnen' angeht, macht ein Problem als naturwissenschaftlich-technisches Thema so bedeutsam, daß umfangreiche Ressourcen zu seiner Erforschung und 'Bearbeitung' bereitgestellt werden (können). Und erst die relative Erfolglosigkeit dieses Sektors bei der Bewältigung von Gefährdungslagen läßt diese als soziale Vorsorge-, Versorgungs- und Verwaltungsprobleme sichtbar werden,

die eben auch andere (d.h., vorläufig jedenfalls: zusätzliche) Ressourcen-Ansprüche mit sich bringen.

Wenn man also den Problemkomplex 'ökologische Risiken' einmal 'zynisch' unter rein interessenpolitischen Aspekten betrachtet, dann folgt aus dem von Bernd Giesen beschriebenen "Dilemma" der professionellen Experten (1988, S. 235) folgendes: Der technisch-naturwissenschaftlichen Experten-Gruppierung müßte tatsächlich daran gelegen sein, alsbald über wirksame technische Lösungen für Gefahrenlagen zu verfügen, weil sie damit sowohl ihre professionelle Problemlösungskompetenz unter Beweis stellt als auch sich ihre wichtigste Klientel, den hochproduktiven industriellen Sektor erhält. Die publizistisch-sozialwissenschaftlichen Experten hingegen müßten eigentlich eine Perpetuierung des status quo, also die augenscheinlich unzulänglichen technischen Steuerungs- und Sicherungsmöglichkeiten riskanter Produktionsverfahren, begrüßen, weil dadurch ihre beanspruchten Kompetenzen für gesamtgesellschaftlich wirksame, politische Steuerungsmaßnahmen immer dringender benötigt werden.

Jenseits all dieser - zur Verdeutlichung idealtypisch überzeichneten - Antagonismen zwischen den beiden professionellen Großgruppierungen ging es mir hier auch darum, zu zeigen, daß die Experten zwar als Professionelle politisch virulent um Deutungsmonopole und Ressourcen und letztlich vielleicht sogar um die gesamtgesellschaftliche Definitionsmacht kämpfen, daß sie sich aber als Experten gegenüber Risikobetroffenen und Risikoproduzenten, gegenüber entscheidungsunterworfenen Laien und gegenüber relativ laienhaften Entscheidungsträgern gerade dadurch legitimieren, daß sie eben Expertisen abgeben und somit ihre besonderen Kompetenzen im Umgang mit nicht von ihnen selber aufgeworfenen Problemen darstellen.

4. Zur Wissenssoziologie des Experten

Während, wie wir nun gesehen haben, die Berufs- und die Elitensoziologie nicht hinlänglich zwischen Experte und Professionellem unterscheidet, wird z.B. in der Wissenssoziologie bislang die Differenz zwischen dem Experten und dem Spezialisten nicht genügend beachtet (vgl. zu diesem Kapitel auch Berger und Luckmann 1969). Wenn man etwa der Bestimmung von Expertenwissen bei Schütz und Luckmann (1979) folgt, dann erscheint Spezialisierung von Wissen und Expertenschaft als weitgehend identisch: In Gesellschaften mit einfacher sozialer Wissensverteilung ist demnach jeder normale Erwachsene im vollen Besitz des überhaupt verfügbaren Allgemeinwissens und kompetent zur Lösung (nahezu) aller Alltagsprobleme. Es gibt dort kaum Spezialisierungen von Wissen und

folglich - in der Terminologie von Schütz und Luckmann - auch nur wenige 'Experten' (z.B. Schmiede, Schamanen). Jeder Erwachsene weiß, wann, wo und wie man sich an diese wenigen 'Experten' wendet.

In Gesellschaften mit komplexer sozialer Wissensverteilung hingegen ist (sozialstrukturell bedingt) das Allgemeinwissen ungleichmäßig (und ungleich-'wertig') verteilt, und die Gesellschaftsmitglieder entwickeln typischerweise unterschiedliche soziale Kompetenzen und relativ divergente Relevanzstrukturen. Die Gesamtheit des Allgemeinwissens ist für den einzelnen kaum noch überschaubar. Aufgrund fortschreitender Arbeitsteilung verschieben sich die Proportionen des Allgemeinwissens und des Sonderwissens zugunsten des Letzteren. Um in den meisten Lebensbereichen überhaupt noch kompetent handeln zu können, benötigt man zunehmend je spezifisches Wissen (vgl. dazu auch Honer 1993, S. 20ff). Das heißt nach Schütz und Luckmann, daß das 'Expertentum' hier (immer mehr) an Bedeutung gewinnt und daß der Abstand zwischen Experte und Laie sowie die Abhängigkeit des Laien vom Experten wächst. Allerdings ist (nahezu) jeder Mensch zugleich Laie auf den meisten und Experte auf wenigen bzw. nur einem der (institutionell immer stärker spezialisierten) Gebiete des Sonderwissens (vgl. Luckmann und Sprondel 1972, S. 16).

Zugleich verändert sich auch die Struktur des Sonderwissens: Die speziellen Wissensbereiche differenzieren sich immer weiter aus, die Reichweite der verschiedenen Spezialisierungen verkleinert sich, und die Zusammenhänge zwischen den Spezialgebieten geraten aus dem Blick - nicht nur der Laien, sondern auch der 'Experten'. Expertenschaft bezieht sich mithin nur noch auf Teilbereiche von Sonderwissensgebieten. Die jeweiligen 'Experten' (nach meinem Verständnis eher: die jeweiligen Spezialisten) beschränken sich auf die Bewältigung abgegrenzter Handlungsprobleme und überblicken auch das je eigene Sonderwissensgebiet nicht mehr. Um noch einen Überblick über ein Gesamtgebiet des Sonderwissens zu erlangen, ist die Systematisierung der Sinnstrukturen durch langwierige und spezialisierte Lernvorgänge (d.h. durch theoretische Ausbildung) notwendig.⁷ Irritierendweise aber nutzen Schütz und Luckmann (1979, S. 387ff) diesen Befund nun nicht,

⁷ Die Soziologie selber - nicht als akademischer Teilbetrieb, sondern als Wissenskomplex - ist, wie gesagt, eine solche Form theoretischer Einstellung zur Wirklichkeit. Diese Einstellung ist idealerweise dadurch gekennzeichnet, daß die Sorge um die eigene Existenz ausgeklammert ist und das Interesse sich nur darauf richtet, die Wirklichkeit zu durchschauen und zu erhellen ('aufzuklären'). In dieser Einstellung gibt es keine sozialweltliche Präsenz, kein In-Situation-sein, keine lebendigen Mitmenschen, sondern nur idealisierende Modelle sozialer Erscheinungen und vom Sozialwissenschaftler konstruierte künstliche Geschöpfe und deren 'typische' Handlungen (vgl. Schütz 1971; Schütz und Parsons 1977, S. 72ff). Sozialwissenschaftliche Deutungen erfolgen mithin 'idealerweise' nicht bezogen auf pragmatische Bedürfnisse des Lebensvollzugs, sondern auf das 'kodifizierte' Relevanzsystem eines pragmatisch desinteressierten Beobachters. - Soziologisches Wissen legitimiert sich also wesentlich über seine (hypostasierte) strukturelle Differenz zum Alltagswissen (vgl. Luckmann, z.B. 1981; dazu auch Hitzler 1986 und 1993).

um zwischen Spezialisten und Experten zu differenzieren, sondern sie unterscheiden je nach Anwendungsbreite des Wissens "partiell" und "volles" Expertentum.

Auch in der einschlägigen sozialpsychologischen Literatur wird 'Experte' und 'Spezialist' weitgehend gleichgesetzt. Experten sind hier definiert als zuständig für das Erfassen und Lösen von Problemen und den Erwerb neuer Informationen zur Verbesserung der je aktuellen Problemlösungsfähigkeit. Und entsprechend wird nun (z.B. von Larkin u.a. 1980) versucht, die Differenz zwischen Laien und Experten anhand unterschiedlicher Problemlösungsstrategien aufzuzeigen: Experten verwenden demnach z.B. relativ viel Zeit darauf, sich Probleme erst einmal zu vergegenwärtigen. Und um das Problem zu erfassen, benutzen sie abwechselnd Metaphern (veranschaulichende Bilder), Modelle (schematische Vorstellungen) und Theorien (prinzipielle Einsichten). Die 'eigentliche' (im engeren Sinne des Wortes verstandene) Lösung des Problems erfordert dann relativ wenig Zeitaufwand und erfolgt typischerweise hochabstrakt. Laien hingegen fangen typischerweise sehr schnell an, Problemlösungen auszuprobieren, verwerfen diese dann auch ebenso rasch wieder und versuchen etwas anderes. Sie nehmen sich also typischerweise wenig Zeit, um sich das sich stellende Problem zu vergegenwärtigen, greifen weniger auf Lösungs-Prinzipien zurück und systematisieren ihre Lösungswege nicht.

Erklärt werden diese Unterschiede in der sozialpsychologischen Literatur damit, daß Experten und Laien eben über verschiedene Arten von Wissenbeständen verfügen. Laien wissen demnach nicht nur weniger als Experten, sondern das, was sie wissen, ist auch anders organisiert: Laien orientieren sich an als 'konkret' geltenden Fakten und verfolgen das, was sie für 'praktische' Interessen halten. Experten hingegen 'vernetzen' Wissens Elemente und Wissensarten vielfältig und hochroutinisiert, nutzen die zuhandenen Informationen umfassend und organisieren ihr Wissen insgesamt nach (unter Experten) kollektiv bewährten Prinzipien. Anders gesagt: Im Verhältnis zu Laien entwickeln Experten gegenüber einem Problem angemessenere Hypothesen, benutzen erfolgreichere Lösungsstrategien und erwerben am konkreten Fall auch noch mehr systematisches, prinzipielles Wissen (vgl. dazu Fiske u.a. 1981, auch Voss u.a. 1983).

Ein ganz ähnliches Bild von den Wissensdifferenzen zwischen Laien und Experten erhält man auch, wenn man sich z.B. die einschlägige Literatur zum ökologischen Risiko-Bewußtsein anschaut (z.B. Jungermann und Slovic 1991, Renn 1984, Peters 1991): Demnach verwenden Experten den Risikobegriff relativ genau definiert, quantifizierend, präzise, eng und (wertfrei) deskriptiv (Stichwort: Probability/Consequences). Der Risikobegriff von Laien ist im Verhältnis hierzu typischerweise komplex, vage, qualitativ, subjektiv (Stichwort: Betroffenheitsargument) und moralisierend (wertend). Der Risikobegriff der

Experten bezieht sich meist auf relativ genau beschriebene Schadensdimensionen (z.B. Todesfälle, Gesundheitsschäden, Vermögensschäden). Wenn Laien von Risiko sprechen, beziehen sie sich hingegen meist auf ein diffuseres Spektrum negativer Auswirkungen (z.B. in der Kernenergie-debatte geht es neben der Gesundheitsgefährdung auch um politische bzw. soziale Risiken). Und während der Risikobegriff von Experten sich auf bekannte Faktoren bezieht, rekuriert das Risikoverständnis von Laien auch auf die Möglichkeit völlig unbekannter schädlicher Auswirkungen bzw. auf völlig unbekannte Ausmaße von Schädigungen (speziell Gentechnologie: Gemüse, AIDS, usw.), also auf imaginäre Schadenspotentiale, gegen die prinzipiell kein Gegenbeweis geführt werden kann. Dementsprechend beurteilen Experten das Risikoverständnis von Laien offenbar gerne als 'irrational'. Von Laien wird hingegen das Risikoverständnis von Experten als völlig reduziert angesehen: reduziert eben auf die (quantitative) Kosten-Nutzen-Dimension.

Als Hoffnungsträger für eine mögliche (argumentative) Verständigung zwischen dem Lager der 'hysterischen' Moralisiere (der Laien) und dem der 'fahrlässigen' Versachlichen (der Experten) hat Rainer Paris neuerdings wieder die Figur des kompetenten und skrupulösen Gegenexperten in die Diskussion eingebracht. Der Gegenexperte fungiert hiernach in der Rolle des 'marginal man', der "keiner Seite bedingungslos zugehört, gleichzeitig aber die Wahrnehmungsweisen beider Parteien in sich vereinigt" und somit befähigt ist, "Sach- und Moralfragen (zu verbinden), anstatt sie gegeneinander auszuspielen" (Paris 1992, S. 191). Systemanalytische 'Therapie'-Modelle zur kommunikativen Problemverflüssigung im Bereich der Risiko-Auseinandersetzungen werden seit geraumer Zeit aber z.B. auch am Lehrstuhl für 'Risikomanagement' der Hochschule St. Gallen entwickelt.⁸

5. Was wissen wir nun vom Experten?

Ich will hier nicht hinterfragen, welche (Typen von) Experten bei solcherart Expertisen 'Zur Differenz der Wissensbestände und Wissensstrukturen von Experten und Laien' eigentlich aufgrund welcher Vorab-Gewißheiten diese Klassifizierungen vornehmen. Mir geht es vielmehr darum, daß - naheliegenderweise - auch solche Untersuchungen, wie ich sie jetzt summarisch und abstrahierend referiert habe, auf einen Begriff des Experten rekurrieren, der weder gegen den des Professionellen (was hier weniger relevant ist) noch

⁸ Vgl. etwa Haller 1990, Markowitz 1991. - Ob und wie weit solche und ähnliche Ehrliche Makler-Konzepte dazu dienlich sind, den Hiatus zwischen aufgeregten Öffentlichkeiten und kompetenzbeanspruchenden Sachverständigen zu schließen, ist die eine, ob die Position des Dritten gegebenenfalls erfolgreich vom Gegenexperten besetzt werden kann, ist nochmals eine andere, empirisch zu beantwortende Frage. (Bedenkenswert erschien mir in diesem Zusammenhang auch der meines Wissens so noch nicht thematisierte Typus des Gegen-Laien.)

gegen den des Spezialisten abgegrenzt wird - und werden kann. Fast durchweg könnte man bei diesen Studien ebenso wie in der wissenssoziologischen Theorie 'Experte' durch 'Spezialist' ersetzen, ohne damit den Sinngehalt des Gesagten bzw. Geschriebenen wesentlich zu verändern.

Walter Sprondel (1979, S.148) hat nun aber - im Anschluß an und auch kritisch gegenüber Alfred Schütz (1972) - ganz beiläufig erwähnt, daß zwischen Sonderwissensbeständen und der Expertenrolle kein zwingender Zusammenhang bestehe, daß also spezielles Wissen nicht identisch sei mit Expertenwissen. Diesem Befund schließe ich mich an: Experten sind m.E. nicht nur mit Professionellen nicht identisch (vielmehr sind Professionelle eine spezifisch moderne, an der Durchsetzung von kollektiven Eigeninteressen orientierte Erscheinungsform von Experten), Experten sind - entgegen dem, was die eben referierte Literatur nahezulegen scheint - auch nicht identisch mit Spezialisten.

Der Spezialist erscheint uns als Spezialist im Verhältnis zum Nicht- bzw. zum Weniger-Spezialisierten. Er gilt als Spezialist für eine bestimmte Sache. Sein (unterstelltes und/oder beanspruchtes) Wissen umfaßt typischerweise Kenntnisse, die er zur Erfüllung seiner Spezialistenfunktion haben muß. (D.h., er weiß typischerweise nicht 'näher' über das Bescheid, was andere Spezialisten auf dem gleichen Gebiet wissen, jedenfalls nicht über das, was hierzu insgesamt gewußt wird). Der Spezialist ist somit Spezialist im Verhältnis zum Dilettanten hie und zum Generalisten da (wobei der Generalist im Hinblick auf das vom Spezialisten verwaltete Problem typischerweise ein relativer Dilettant ist). Der Spezialist ist Träger einer besonderen, relativ genau umrissenen und von seinem Auftraggeber typischerweise hinsichtlich ihrer Problemlösungadäquanz kontrollierbaren Kompetenz.

Der Experte hingegen wird, wie gesagt, zum Experten im Verhältnis zum Laien und im Rahmen politisch 'aufgeladener' Interaktionskonstellationen zudem auch im Verhältnis zum Entscheidungsträger (wobei der Entscheidungsträger typischerweise ebenfalls ein relativer Laie ist). Der Experte gilt als Experte auf einem Gebiet. Sein (unterstelltes und/oder beanspruchtes) Wissen umfaßt typischerweise nicht-selbstverständliche Kenntnisse, die 'man' braucht, um auf einem Gebiet kompetent handeln zu können. (D.h., er kennt typischerweise den Wissensbestand, der für ein bestimmtes Gebiet 'bezeichnend' bzw. 'relevant' ist, er hat sozusagen einen Überblick über einen Sonderwissensbereich und kann innerhalb dessen prinzipielle Problemlösungen anbieten bzw. auf Einzelfragen applizieren.) Der Experte verfügt anscheinend über einen ausgesonderten Wissensbestand, der dem Nicht-Experten - jedenfalls in seiner Gesamtheit - nicht (ohne weiteres) zugänglich ist, der von diesem aber nachgefragt wird, auf den sich dieser im Hinblick auf bestimmte (und

symptomatischerweise: auf immer mehr) lebenspraktisch relevante Fragen ver- und angewiesen sieht (bzw. glaubt). Der Experte wird vom Laien typischerweise konsultiert.

Was m.E. den Experten vom Spezialisten also unterscheidet, das ist zum einen, daß er nicht nur über technische Kenntnisse verfügt, sondern über komplexe Relevanzsysteme, und das ist zum anderen, daß er nicht nur weiß, was er zur praktischen Bewältigung seiner Aufgaben wissen muß, sondern daß er weiß, was die (jeweiligen) Spezialisten auf dem von ihm 'vertretenen' Wissensgebiet wissen und wie das, was sie wissen, miteinander zusammenhängt. Anders ausgedrückt: Mehr-Wissen als das von anderen konkret abfragbare bzw. beanspruchbare Wissen zu haben, über (kaum bzw. unkontrollierbare) Rat- und Hilfefähigkeit zu verfügen, verschafft dem Wissenden eine relative Autonomie, macht ihn in diesem Sinne zum Experten.

Fazit: Wenn man naiv fragt, warum denn jemand als 'Experte' angesehen wird, dann stößt man auf Qualitäten wie: große Erfahrung haben, sich auskennen, die Welt kennen, etwas Besonderes hinter sich haben, Risiken eingegangen sein, Zusammenhänge verstehen, etwas 'übersetzen' können, besondere, in seinen Dimensionen 'von außen' unabsehbare Fähigkeiten haben.⁹ Immer aber läuft es darauf hinaus, daß man dem, der einem als Experte gilt, attestiert, mehr und anderes zu wissen (und zu können) als man selber weiß (und kann), ja als man selber überhaupt noch kompetent verorten und einordnen kann. Als Experten gelten folglich (vorzugsweise) solche Akteure, die über relative Produktions- und Deutungsmonopole (bzw. -oligopole) für Expertisen verfügen. D.h., Experten glauben an und/oder bekunden die Existenz von ihnen gewußter objektiver Kriterien des Erstellens und des Beurteilens von Expertisen.

Wenn man sich allerdings absichtsvoll dumm stellt und fragt, woher man das alles überhaupt weiß, also aufgrund welcher Merkmale jemandem Expertenschaft attestiert wird, dann stößt man auf solche Phänomene wie: auf eine bestimmte Art und Weise sprechen, bestimmte Embleme und Symbole verwenden, ein bestimmtes Erscheinungsbild abgeben, bestimmte Rituale - auch Antirituale - vollziehen usw., dann stößt man also sehr schnell auf Inszenierungsleistungen. Dann erscheint der Experte eben nicht als jemand, der besondere Kompetenzen hat, sondern als jemand, der es versteht, sozial zu plausibilisieren, daß er über besondere Kompetenzen verfügt. Expertenwissen wäre demnach vor allem das Wissen, wie man sich als Experte, und mithin als 'unterweisungsbefugt' für ein Wissensgebiet, darstellt - und wie man Weisungsansprüche anderer auf diesem Gebiet erfolgreich zurückweist.

⁹ Dieser Befund beansprucht, obwohl hier nicht material begründet, interkulturelle, universalhistorische Gültigkeit. Vgl. dazu auch nochmals Fußnote Nr. 4 dieses Textes.

Dramatologisch gesehen ist der Experte also der Prototyp des als 'kompetent' und 'legitimiert' - wofür auch immer - anerkannten Akteurs.¹⁰ Kompetenz - wofür auch immer - ist dabei zu verstehen als eine soziale Zuschreibung aufgrund wahrgenommener bzw. wahrnehmbarer Verhaltensmerkmale und unterstellter Eigenschaften. Sie hat im abstraktesten Sinne, so Odo Marquard (1981, S. 24), 'irgendwie' mit Zuständigkeit, Befähigung und Bereitschaft - wofür auch immer - zu tun. Nun heißt zwar 'kompetent-sein-für-etwas' nicht notwendig auch 'befugt-sein-zu-etwas' (und umgekehrt), aber Kompetenz und Legitimation korrelieren typischerweise durchaus miteinander (und sei es im Sinne des "Wem der Herr ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand"). Kompetenz und Legitimation für etwas zugeschrieben zu bekommen, ist in der Regel also hochrelevant für die Positionierung des Akteurs im sozialen Raum.¹¹ Die aus der wissenssoziologischen Analyse heraus sich ergebende, handlungstheoretisch spannende Frage ist deshalb: Was muß der Akteur, der darauf abzielt, sich erfolgreich als Experte zu installieren, tun, um Kompetenz - wofür auch immer - attestiert zu bekommen und andere sich als dieser Kompetenz 'bedürftig' erkennen zu lassen?

¹⁰ Anders formuliert: Der Experte ist ein Akteur, dem attestiert wird, daß er über Kompetenzen verfügt, auf die sich andere angewiesen sehen, welche als nicht kompetent gelten, über diese Kompetenzen (adäquat) zu befinden.

¹¹ "Sozial gebilligtes Wissen ist die Quelle des Prestiges und der Autorität... Nur der wird als Experte...geachtet, der auch als solcher anerkannt ist. Nachdem er diesen Grad des Prestiges erreicht hat, erhalten die Meinungen des Experten... zusätzliche Bedeutung im Bereich des sozial abgeleiteten Wissens" (Schütz 1972, S. 100f).

Literatur:

- Alisch, Lutz-Michael, Jürgen Baumert und Klaus Beck (Hrsg.): Professionswissen und Professionalisierung (Band 28 der Braunschweiger Studien zur Erziehungs- und Sozialwissenschaft), Braunschweig 1990.
- Armstrong, David: Political Anatomy of the Body: Medical Knowledge in the Twentieth Century, Cambridge 1983.
- Baer, William C.: Expertise and Professional Standards, in: Work and Occupations, 13, 1987, S. 533-552.
- Beck, Ulrich: Risikogesellschaft, Frankfurt a.M. 1986.
- Beck, Ulrich: Gegengifte, Frankfurt a.M. 1988.
- Beck, Ulrich, Michael Brater und Hansjürgen Daheim: Soziologie der Arbeit und Berufe, Reinbeck b. Hbg. 1980.
- Berger, Peter L. und Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, Frankfurt a.M. 1969.
- Boltanski, Luc: The Making of a Class. Cadres in French Society, Cambridge et al. 1987
- Bourdieu, Pierre: Homo Academicus, Frankfurt a.M. 1988
- Brand, Karl-Werner: Strukturveränderungen des Umweltdiskurses in Deutschland, in: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen, 1, 1993, S. 16-24.
- Daheim, Hansjürgen: Berufssoziologie, in: René König (Hrsg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, Band 8, Stuttgart 1977, S. 1-100.
- Dingwall, P. und P. Lewis (Hrsg.): The Sociology of Professions, Basingstoke/London 1983.
- Fiske, S.T. und D.R. Kinder: Involvement, expertise, and schema use: Evidence from political cognition, in: N. Cantor und F. Kohlstrom (Hrsg.), Personality, Cognition and Social Interaction, Hillsdale, N.J. 1981, S. 171-192.
- Foucault, Michel: Die Geburt der Klinik, Frankfurt a.M./Berlin/Wien 1976.
- Freidson, Eliot: Dominanz der Experten, München/Berlin/Wien 1975.
- Freidson, Eliot: Professional Powers. A Study of the Institutionalization of Formal Knowledge, Chicago/London 1986.
- Giesen, Bernd: Moralische Unternehmer und öffentliche Diskussion, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 35, 1983, S. 230-254.
- Goode, William J.: Professionen und die Gesellschaft, in: Thomas Luckmann und Walter M. Sprondel (Hrsg.), Berufssoziologie, Köln 1972, S. 157-168.
- Gouldner, Alvin: Die Intelligenz als neue Klasse, Frankfurt a.M./New York 1980.
- Gross, Peter: Vergebliche Liebesmüh. Professionalisierung, Entprofessionalisierung und die Grenzen der Erwerbsgesellschaft, in: Alfred Bellebaum (Hrsg.), Helfen und helfende Berufe als soziale Kontrolle, Opladen 1985, S. 265-292.
- Hajer, Maarten A.: The Politics of Environmental Discourse (Trinity College: Ph.D. Thesis), Oxford 1993.

- Haller, Matthias: Risiko-Management und Risiko-Dialog, in: Mathias Schüz (Hrsg.), Risiko und Wagnis. Band 1, Pfullingen 1990, S. 229-256.
- Hartmann, Heinz und Marianne Hartmann: Vom Elend der Experten, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 2, 1982, S. 193-223.
- Hartmannbund (Verband der Ärzte Deutschlands): Grundsatzerklärung zur Stellung des Arztes in Gegenwart und Zukunft, Köln 1986.
- Hitzler, Ronald: Der begeisterte Körper. Zur persönlichen Identität von Schamanen, in: Rolf Gehlen und Bernd Wolf (Hrsg.), Unter dem Pflaster liegt der Strand, Band 11, Berlin 1982, S. 53-73.
- Hitzler, Ronald: Die Attitüde der künstlichen Dummheit, in: Sozialwissenschaftliche Informationen (SOWI), 3, 1986, S. 53-59.
- Hitzler, Ronald: Ökologische Ideale, in: Zeitschrift für Angewandte Umweltforschung (ZAU), 1, 1992, S. 119-124.
- Hitzler, Ronald: Verstehen: Alltagspraxis und wissenschaftliches Programm, in: Thomas Jung und Stefan Müller-Doohm (Hrsg.), Wirklichkeit im Deutungsprozeß, Frankfurt a.M. 1993, S. 223-240.
- Honer, Anne: Lebensweltliche Ethnographie, Wiesbaden 1993.
- Illich, Ivan u.a.: Entmündigung durch Experten, Reinbek b. Hbg. 1979.
- Johnson, T. J.: Professions and Power, London/Basingstoke 1972.
- Jungermann, Helmut und Paul Slovic: Die Psychologie der Kognition und Evaluation von Risiko, in: G. Bechmann (Hrsg.), Risiko und Gesellschaft, Opladen 1991.
- Knorr Cetina, Karin: Die Fabrikation von Erkenntnis, Frankfurt a.M. 1984.
- Konrád, György: Antipolitik, Frankfurt a.M. 1985.
- Konrád, György und Iván Szelényi: Die Intelligenz auf dem Weg zur Klassenmacht, Frankfurt a.M. 1978.
- Larkin, J., J. McDermott, D. P. Simon und H. Simon: Expert and novice performance in solving physics problems, in: Science, 208, 1980, S. 1335-1342.
- Lau, Christoph: Risikodiskurse, in: Soziale Welt, 40, 1989, S. 374-396.
- Löw, Reinhard, Peter Koslowski und Robert Spaemann (Hrsg.): Expertenwissen und Politik, Weinheim 1990.
- Luckmann, Thomas: Einige Überlegungen zu Alltagswissen und Wissenschaft, in: Pädagogische Rundschau, 35, 1981, S. 91-109.
- Luckmann, Thomas und Walter M. Sprondel (Hrsg.): Berufssoziologie, Köln 1972.
- Markowitz, Jürgen: Technische Kompetenz und die Semantik des Risikos, in: Jörg Schneider (Hrsg.), Risiko und Sicherheit technischer Systeme, Basel 1991, S. 125-133.
- Marquard, Odo: Inkompetenzkompensationskompetenz? in: Ders., Abschied vom Prinzipiellen, Stuttgart 1981, S. 23-38.
- McClelland, Ch. E.: Zur Professionalisierung der akademischen Berufe in Deutschland, in: W. Conze und J. Kocka (Hrsg.), Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Stuttgart 1985.

Paris, Rainer: Eine Gretchenfrage. Sachverständigkeit als Problem, in: Gabriele Althaus u.a. (Hrsg.), *Avanti Dilettanti*, Berlin 1992, S. 183-193.

Peters, Hans Peter: Durch Risikommunikation zur Technikakzeptanz?, in: Jens Krüger und Stefan Ruß-Mohl (Hrsg.), *Risikokommunikation*, Berlin 1991, S. 11-66.

Renn, Ortwin: *Risikowahrnehmung der Kernenergie*, Frankfurt a.M./New York 1984.

Schelsky, Helmut: *Die Arbeit tun die anderen. Klassenkampf und Priesterherrschaft der Intellektuellen*, München 1975.

Schütz, Alfred: Begriffs- und Theoriebildung in den Sozialwissenschaften, in: Ders., *Gesammelte Aufsätze. Band 1*, Den Haag 1971, S. 55-76.

Schütz, Alfred: Der gutinformierte Bürger, in: Ders., *Gesammelte Aufsätze, Band 2*, Den Haag 1972, S. 85-101.

Schütz, Alfred und Thomas Luckmann: *Strukturen der Lebenswelt. Band 1*, Frankfurt a.M. 1979.

Schütz, Alfred und Talcott Parsons: *Zur Theorie sozialen Handelns*, Frankfurt a.. M. 1977.

Sprondel, Walter M.: Experte und Laie : Zur Entwicklung von Typenbegriffen in der Wissenssoziologie, in: Walter M. Sprondel und Richard Grathoff (Hrsg.), *Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften*, Stuttgart 1979, S. 140-154.

Thomas, Keith: *Religion and the Decline of Magic*, Harmondsworth 1973

Voss, J. F., T. R. Greene, T. Post und B.C. Penner: Problemsolving skill in the social sciences, in: G.H. Bower (Hrsg.), *The Psychology of Learning and Motivation, Vol.17*, New York 1983, S. 165-213.

Znaniecki, Florian: *The Social Role of the Man of Knowledge*, New York 1975.

Reflexive Individualisierung

Zur Stilisierung und Politisierung des Lebens

"Das politische Potential der sich entfaltenden Privatsphäre liegt darin, tiefsitzende kulturelle Selbstverständlichkeiten durch die direkte Tat des Andersmachens zu verletzen und zu überwinden."
(Ulrich Beck 1987, S. 79)

Die bisherige, in wesentlichen Elementen halbierte (bzw. nur 'halb' als solche realisierte) Moderne vervollständigt sich. Diese neue Lage zwingt uns zu Wahr-Nehmungen: zur Wahr-Nehmung zunächst, daß Entscheidungen nicht deshalb keine sind, weil man sie als solche nicht wahrnimmt, und im weiteren zur Wahr-Nehmung all dessen, was daraus folgt: das Ende des sozialen Determinismus und der verantwortungsentlastenden Chance, sich auf sachliche Gründe ausgeübter, fortgeschriebener und hingenommener Zwänge zu berufen. Dieser 'reflexive' Reaktionstypus lüftet einige Dunstschleier vor den Horizonten des Möglichen.

1. Indikatoren der Veränderung

Entgegen der nachwievordurch Teile der Sozialwissenschaften geisternden Fiktion, die Menschen lebten typischerweise noch immer vorwiegend in 'stabilen Verhältnissen', die zwar gelegentlich zerrüttet, gleichwohl aber letztlich lediglich personell 'umarrangiert' nicht jedoch strukturell aufgelöst würden, entgegen diesem Struktur-Konservatismus zeigt die typische biographische Erfahrung - insbesondere unter urbanen Bedingungen - daß wir heute grundsätzlich, und das heißt: auch dann, wenn unsere je aktuelle Lebenslage nach außen hin stabil wirkt, existenziell verunsichert sind, daß wir also nachgerade permanent nicht nur selber in Wahl- und Entscheidungssituationen gestellt sondern auch mit immer neuen - uns einmal mehr, einmal weniger überraschenden - Plänen, Entwürfen und Entscheidungen von, unsere Biographie mehr oder weniger nachhaltig tangierenden, anderen Akteuren konfrontiert werden (vgl. v.a. Beck-Gernsheim 1983, 1984 und 1988), denn typischerweise nehmen für jeden Einzelnen "die Anteile der prinzipiell entscheidungverschlossenen Lebensmöglichkeiten ... ab, und die Anteile der entscheidungsoffenen, selbst herzustellenden Biographie nehmen zu" (Beck und Beck-Gernsheim 1990, S. 12f).

Im Rückgriff auf strukturanalytische Konzepte wie Lebenslage, Lebenslauf, Lebensführung, Lebensform, Lebensweise und Lebensstil wird in der soziologischen Ungleichheits-

forschung nun gegenwärtig daran gearbeitet, die daraus resultierende 'neue Unübersichtlichkeit' gesellschaftlicher Individualisierungseffekte zu restrukturieren (vgl. dazu exemplarisch Berger und Hradil 1990). Als Indikatoren für diese Effekte gelten so heterogene Phänomene wie abnehmende Klassen- und Schicht-Orientierungen (Freisetzung aus verinnerlichten Rollen, individuelle Lebensentwürfe), Vervielfältigung des Intim-Beziehungsverhaltens (häufigere Partnerwechsel, Karriereorientierung), erhöhte biographische Mobilität (vermehrte soziale Auf- und Abstiege, geographische 'Wanderungen'), Flexibilisierung der Orientierung im Berufsalltag (häufigerer Arbeitsplatzwechsel, 'Umschulungen'), verändertes Freizeit- und Konsumverhalten (Sinnverlagerung aus der beruflichen in die Privatsphäre, wechselnde Orientierungen an mannigfaltigen Angeboten), Emanzipationsinteressen (Auflösung 'feudaler' Beziehungsreste), Bezugsgruppen-Orientierung bei Lebensstil-Wahlen (Boom von Selbsthilfe- bzw. Interessengruppen) und Sequentialisierung ideologischer Orientierungen (Verlust von und Verzicht auf dauerhafte normative Bindungen, Zugriff auf Deutungsangebote 'nach Bedarf').

Diese Indikatoren werden dabei im wesentlichen als funktionale Konsequenzen sozialstruktureller Veränderungen moderner Gesellschaften - wie Verrechtlichung immer weiterer Lebensbereiche, Bildungsexpansion und -entwertung, Auflösung der Normalarbeitszeitverhältnisse, Erhöhung des durchschnittlichen Wohlstands ('Fahrstuhleffekt'), Generalisierung des Gleichheitsgrundsatzes und Erosion der relativen kulturellen Verbindlichkeit des Kleinfamilien-Modells - v.a. nach und seit dem Zweiten Weltkrieg begriffen (vgl. Lau 1988). Dementsprechend betrachtet Ulrich Beck (1986, S. 200) Individualisierungseffekte als Folgen einer "durchgesetzten Arbeitsmarktgesellschaft".

In dieser Zwangs-Terminologie steckt - und das zu betonen ist zur Abgrenzung des Konzeptes gegen allerlei Hoffnungs-Modelle von Selbstverwirklichung, Autonomie, Persönlichkeitsentfaltung usw. immer wieder notwendig - ein deutlicher Hinweis darauf, daß Individualisierung nicht unbedingt ein erstrebenswerter Zustand sein muß - und zwar sowohl in individueller als auch in kollektiver Hinsicht: Die (hypostasierten) biographischen Freisetzungen lassen sich keineswegs nur als Gewinn verbuchen, sondern zeigen zugleich natürlich auch einen Verlust an - den Verlust eines schützenden, das Dasein überwölbenden, kollektiv und individuell verbindlichen Sinn-Daches (vgl. dazu z.B. Gross 1990).

2. Verlorene Sicherheiten

Begonnen hat der Prozeß der 'Abdeckung' dieses Sinn-Daches, der gegenwärtig in massenhafter Vereinzelung mündet, bereits im Zusammenhang damit, daß im Europa des hohen Mittelalters die christliche Weltordnung fragwürdig zu werden begann und schließlich in

einem über Jahrhunderte (vom Ende des 11. bis ins 16. und 17. Jahrhundert hinein) sich hinziehenden Prozeß zerfiel (vgl. dazu Morris 1987). Infolgedessen zogen die metaphysisch verunsicherten Menschen immer wieder in andere mentale Gehäuse um, ohne dabei je wieder irgendwo eine Sinn-Heimat in einer vergleichbaren Form von Selbstverständlichkeit zu finden. Unter dieser Perspektive ist die Geschichte der (okzidental gedachten) Moderne eine Geschichte der Freisetzung des Einzelnen, seiner Freisetzung von Gewißheit und Geborgenheit und seiner Freisetzung von Bevormundung und Beschränkung zugleich (vgl. dazu Heller 1985).

Mit dem (vorläufigen?) Verlassen auch der (im Hinblick auf die Bewältigung des menschlichen Alltagslebens sich früher oder später samt und sonders als 'unzulänglich' erweisenden) großen säkularen Weltdeutungen, der politischen Ideologien, wurden und werden nun Sinnangebote aller Art zu im Prinzip immer kurzlebigeren Modephänomenen (vgl. dazu Keupp 1988, Keupp und Bilden 1989). Es entsteht ein Sinn-Markt, eine Art kultureller 'Supermarkt' für Weltdeutungsangebote aller Art - und auch sozusagen mehr oder weniger jeglicher Preislage. Das bedeutet aber, daß der 'Mensch von heute' mental typischerweise 'im Freien' steht und berieselt, beregnet, überschüttet wird mit religiösen, esoterischen, chauvinistischen, nationalistischen, internationalistischen, klassenkämpferischen, konsumistischen, ökologischen, sexistischen und dergleichen Ideen mehr.

Anders ausgedrückt: Korrespondierend mit diesen besonderen Markt-Bedingungen moderner Gesellschaften ist die alltägliche Lebenswelt des darin lebenden Menschen zersplittert in eine Vielzahl von - freiwilligen und auferlegten - Entscheidungssituationen, für die es, nicht trotz, sondern wegen der breiten, Angebots-Palette, keine verlässlichen 'Rezepte' mehr gibt (vgl. dazu Hitzler 1988, Hitzler 1994, Hitzler und Honer 1994).

3. Optionalisierung und Re-Formierung

"Die Existenzform des Alleinstehenden" (Beck 1986, S. 200) stellt hierfür die sozusagen proto-typische (nicht notwendig etwa die am häufigsten auftretende) biographische Variante dar. Dieser individualisierte Typus ist kaum noch irgendwo 'eingeboren', ist kaum noch Mitglied. Er ist, im Sinne von Giddens (1990 und 1991), sozusagen 'ausgebettet'. Um sich wieder 'einzubetten', muß er sich für irgendwelche (typischerweise biographisch mehr oder minder rasch wechselnden) Mitgliedschaften entscheiden (vgl. dazu auch bereits Simmel 1908). D.h., er wird (freiwillig oder unfreiwillig) Mitglied, sucht Anschluß, nimmt Kontakt auf, tritt bei, geht Beziehungen ein, schließt Freundschaften, findet sich zurecht, gewöhnt sich - und zwar mehr oder weniger an alles: Vom Arbeitslosen-Meeting bis zur Mittelmeerkreuzfahrt, vom Spaß am Geldverdienen bis zum Engagement in der Bürger-

initiative, von der spirituellen Wiedererweckung bis zum selbstgenügsamen Cocooning, vom freiwilligen Nachtdienst im Frauenhaus bis zum Mountain-Biking, von der Parteikarriere bis zum Senioren-Bodybuilding, von der Masturbationstherapie bis zur Verbandspolitik, vom Einsteigdiebstahl bis zum Ostermarsch, vom Asylantenabfackeln bis zum Schwangerschaftsabbruch, von der Rückbesinnung auf archaische Lebensweisen bis zum Cyberspacing, um nur ein paar zufällig zuhandene, Beispiele aus unserer alltäglichen Gegenwart zu nennen.

Kurz: Der Zug der Individualisierung ist in voller Fahrt; die Menschen, die auf diesen Zug aufgesprungen sind oder in diesen Zug hineingedrängt und hineingestoßen worden sind, können nicht mehr aussteigen.¹ Individualisierung ist für den Einzelnen wie der Verlust der Jungfräulichkeit: man wird nie mehr 'unschuldig'. Das aber heißt nichts anderes, als daß heutzutage das menschliche Leben prinzipiell als eine Art 'Optionen-Karussell' verstanden werden muß - ohne daß damit etwa die zwanghafte Auferlegtheit unbeabsichtigter und vielleicht unbedachter Konsequenzen dieses Entscheiden-Könnens ignoriert werden könnte: Es ist, in einem 'neo-existentialistisch' gedachten Sinne, zugleich immer auch ein Wählen-Müssen, ein 'Verurteilt-Sein' zur Option!

Diese Vervielfältigung der Orientierungsangebote ist allerdings so hochgradig zu einem Standardproblem des modernen Lebensvollzugs geworden, daß sie von normalen Menschen unter normalen Bedingungen normalerweise nicht mehr explizit thematisiert wird, ja zum Teil schon garnicht mehr explizit thematisiert werden kann. Anders ausgedrückt: Individualisierung ist, jedenfalls im Prinzip, inzwischen ein ganz selbstverständlicher Aspekt der Normalbiographie in der modernen Gesellschaft geworden - und zwar durchaus nicht nur der Normalbiographie von Männern, sondern auch der Normalbiographie von Frauen (wenngleich, wie Elisabeth Beck-Gernsheim schon 1983 konstatiert hat, Individualisierungseffekte deutlich geschlechtsspezifisch nuanciert sind). Solche völlig selbstverständlichen, hochroutinisierten und nahezu alternativlosen Besonderheiten des modernen Lebensvollzugs sind dem Einzelnen als solche - und zumal ex post - kaum thematisch und interpretativ relevant.

Eine ernsthaft am Problem orientierte Empirie der Individualisierung muß folglich entweder die Verselbstverständlichung der Individualisierung für die moderne Normalbiographie selber als zu prüfende Hypothese behandeln, oder sie muß der (unterstellten) Verselbstver-

¹ Ob man den Zug der Individualisierung, diesen historisch langdauernden sozialstrukturellen Prozess, durch eine kollektive Anstrengung anhalten, umleiten oder gar in die entgegengesetzte Richtung in Bewegung setzen kann, ist derzeit (noch) eine relativ offene analytische Frage. Ob man den Prozeß der Individualisierung umkehren will, ist eine ethische und politische Frage, die man sich vernünftigerweise vor dem Hintergrund zumindest der Kosten, die aufgrund einer solchen Entscheidung erwartbar wären, stellen sollte.

ständlichung methodisch Rechnung tragen - und d.h. mit Verfahren arbeiten, die sich zur Rekonstruktion impliziter Wissensbestände eignen, - oder sie muß sich eben auf die Frage nach jenem v.a. von Ulrich Beck so nachdrücklich betonten jüngsten Individualisierungsschub (im Kern: in Deutschland nach dem zweiten Weltkrieg) konzentrieren, dessen spezifische Aspekte - infolge seiner anhaltenden Aktualität - noch subjektive biographische Aufmerksamkeit erregen könnten. Dabei allerdings wäre wiederum der von Beck verschiedentlich geäußerte Verdacht auf 'Blindheit' der meisten Leute gegenüber ihren tatsächlichen Lebensumständen zu berücksichtigen.²

4. Distinktion als politische Praxis

Damit stellt sich, handlungstheoretisch gesehen, das Problem noch einmal neu, die Erfahrungs-Differenz zwischen 'Müssen' und 'Wollen' zu beschreiben und beizutragen dazu, das Verhältnis von 'Auferlegtheit' und 'Freiwilligkeit', von 'Eingelebtheit' und 'Gestaltbarkeit', von 'Implizitheit' und 'Explizitheit' neu-erkannter sozialer Verhaltensmuster aufzuklären. Angegangen werden soll diese Aufgabe an dieser Stelle am Beispiel der 'Lebensstil'-Thematik: Das strukturanalytische Konzept wird auf die Perspektive des individualisierten Akteurs zurückgeführt und aus dieser reformuliert. Rekurrenzen läßt sich dabei zunächst einmal besonders auf die theoretischen und empirischen Untersuchungen zur im urbanen 'Vergesellschaftungsraum' verortbaren sogenannten "Politik der Lebensstile" (Berking und Neckel 1990), die auf differenzmarkierenden Selbst-Darstellungen von durch Fremd- und Selbsttypisierung hergestellten sozialen Formationen basiert.

Diese Formationen weisen signifikante Interaktions- und Kommunikationsstrukturen auf, bilden distinkte Wissens- und Relevanzstrukturen aus und unterliegen je eigenen Regelmäßigkeiten. Das Handeln in einer solchen Kulturformation erfolgt dementsprechend typischerweise im Rekurs auf 'hier' (und oft nur 'hier') gültige Deutungs- und Verhaltens-Schemata. D.h., individuell kann man als akzeptables Mitglied einer solchen Formation nur in dem Maße handeln, in dem sich das eigene Tun mit deren kulturellen Prinzipien, mit deren kultureller 'Ordnung' verträgt bzw. diese nicht tangiert. Dafür kann man, für die begrenzten Zwecke, um die es im Rahmen solcher Kollektiv-Veranstaltungen geht, auch relativ problemlos auf hier als erfolgreich etablierte, hierarchische Relevanzsysteme rekurren. Dadurch werden reziproke Verhaltenserwartungen zunächst im In-group-, dann

² Die an Individualisierungsprozessen und Individualisierungseffekten interessierte Sozialforschung tut deshalb gut daran, (vorsorglich) davon auszugehen, daß Menschen heutzutage, gefragt nach Entscheidungssituationen, auf der fraglos gewordenen Basis individualisierter Biographien typischerweise wohl eher dazu neigen, externe Einflüsse (andere Menschen, soziale Konstellationen, besondere Rahmenbedingungen, usw.) zu thematisieren, als ihre je eigenen 'Wahlhandlungen' im Kontext dieser externen Faktoren zu betonen. - Ausführlicher zum Empirieproblem: Die 'Diskussion' zwischen Günter Burkart (1993a und 1993b) hier und Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim (1993) da.

auch im Out-group-Verhältnis standardisiert. D. h. die an solchen Sinn- und Stil-Formationen partizipierenden Individuen werden wechselseitig in den verschiedenen Rollen, in denen sie in Erscheinung treten können, in hohem Maße einschätzbar und damit gewissermaßen - zumindest füreinander - 'verlässlich' (vgl. Soeffner 1989).

'Politik der Lebensstile', das bezeichnet mithin kollektive Formen des rituellen Sich-Absetzens von, des symbolisch-emblematischen Sich-Dagegensetzens gegen und des expressiven Sich-Entsetzens über andere und anderes - insbesondere von, gegen und über (mit welchen pejorativen Unterstellungen auch immer etikettierter) Normalität (vgl. dazu Raphael 1989). Die 'Politik der Lebensstile' überschneidet sich somit mit der 'Politik der Neuen Sozialen Bewegungen' einerseits (vgl. dazu Brand 1989) und mit dem, was Ulrich Beck (1992) "Subpolitik" nennt, andererseits, ohne im einen oder im anderen 'aufzugehen'. Sie wird zwar von moralisierenden Antiritualisten (vgl. dazu Soeffner 1992) ebenso betrieben, wie von moralisierten Berufsständlern (vgl. dazu auch Pfadenhauer 1993), aber eben nicht nur von diesen. 'Politik der Lebensstile' meint mehr: zum einen den nachgerade allgegenwärtigen Distinktionskampf im sozialen Raum (vgl. Bourdieu 1982) und zum anderen die - damit im engeren Sinne politische - Auseinandersetzung um die Definitionsmacht über den sozialen Raum. Betrieben wird die so verstandene 'Politik der Lebensstile' von allen in die Arenen des öffentlichen Lebens hereindrängenden und -dringenden Akteuren.

Was die Rekonstrukteure der 'Politik der Lebensstile' bei ihren Analysen - zumindest anfangs - allerdings weitgehend vernachlässigt haben, das ist, daß die Akteure ihre Kollektiv-Identitäten keineswegs nur sozusagen 'habituell' aus einem bestimmten Bereich des politisch-kulturellen Spektrums zusammenbasteln, sondern daß sie durchaus auch zurückgreifen können auf bzw. 'Anleihen' machen bei zwischenzeitlich als obsolet, ja anachronistisch eingeschätzt gewesenen Ideologie-Konstrukten (vgl. dazu v.a. Heitmeyer 1992). Irgendwelche verbindlichen bzw. verlässlichen 'Richtungsanzeiger' - zum Guten oder zum Bösen, zu einem apokalyptischen oder zu einem utopischen Szenario, mit optimistischen oder mit pessimistischen Vor-Zeichen - gibt es für politisches Handeln unter den Bedingungen individualisierter Lebensverhältnisse also offensichtlich nicht.

Daraus folgt, daß 'Lebensstil' individualisierungstheoretisch noch akteursbezogener gedacht werden muß, als es im Konzept der 'Politik der Lebensstile' geschieht. Ich plädiere deshalb im Folgenden dafür, 'Lebensstil' als Phänomen zu begreifen, das vom Akteur nicht nur konkret ausgestaltet, sondern auch als solches von diesem gedeutet, 'gerahmt' werden muß. D.h.: Aus der (typischen) Perspektive des (typischen) Akteurs sind Lebensstile mehr oder minder umfassende, auf Ästhetisierung abzielende, als solche realisierte Sinn-, (Selbst-) Deutungs- und Verhaltensregulierungen.

5. Die Stilisierung des Lebens

Im allgemeinsten Sinne bedeutet, einen bestimmten Lebensstil zu haben, immer auch, einen bestimmten Lebensstil zu 'pflegen', also ihn (wo immer es nötig erscheint) 'durchzuhalten' und auch zu präsentieren. Diese weite Bestimmung schließt die Stilisierung ausgesprochen partikularer Lebens-Äußerungen mit ein: Mancher, der einen bestimmten Stil hat, sich zu kleiden, mag damit auch schon 'Lebensstil' assoziieren. Auch wer sein Denken, sein Reden oder sein Schreiben stilisiert, sieht dies möglicherweise bereits als seinen 'Lebensstil' an. In der Regel aber werden wir bei derlei thematisch begrenzten Stilisierungen, zu denen sicher auch etwa der Fahrstil, der Arbeitsstil, der Stil im Umgang mit anderen und Ähnliches mehr zu zählen sind, eher von 'persönlichen Stilen' sprechen als von Lebensstilen. Lebensstile sind vielmehr typischerweise thematisch übergreifende, (mehr oder minder) integrative, gemeinsamen Kriterien folgende Überformungen (und Überhöhungen) des Lebensvollzugs überhaupt. Lebensstile werden vom einzelnen Akteur auch oft sozusagen 'en bloc' aus dem kulturellen 'Angebot' übernommen oder auch als 'Paket' von ihm (mehr oder minder originell) selber zusammengeschnürt.

Lebensstile sind ästhetische Optionen, und die Möglichkeit, zwischen einer Vielzahl gesellschaftlich bereits vorhandener bzw. (mehr oder weniger) erprobter Lebensstile zu wählen oder sich aus Versatzstücken derselben 'seinen eigenen' zu wählen, ist eines der Kernelemente der von Peter Gross (1994) so genannten "Multioptionsgesellschaft". Es macht wenig Sinn, Lebensstile als (wie auch immer) aufgelegte Vollzugsformen zu charakterisieren. Ein (z.B. durch materielle Not) aufgezwungener Habitus (vgl. Bourdieu 1982) ebenso wie eine alternativlose soziale Positionierung, das ist durchaus kein Stil, weil sich damit per se keine Gestaltungsabsicht verknüpft. Erst wenn das, was ist, weil es (warum auch immer) sein muß, überhöht wird zu etwas, was (auch) sein soll, entsteht 'Stil'. Nicht jedes Leben hat also Stil, und nicht alles, was ein Ungleichheits-sensibilisierter Soziologe als 'gruppierungstypisch' identifizieren kann, ist auch der Erfahrungsqualität nach Stil (vgl. auch Soeffner 1986).

Ein Obdachloser zu sein z.B., ist eine (elende) Lebenslage (vgl. Girtler 1980), aber es ist durchaus kein Lebens-Stil. Wie ein Obdachloser zu leben, ob man nun tatsächlich obdachlos ist oder ob man es nicht ist, das hingegen ist Lebensstil. Eine Bergbäuerin (nicht nur: im späten Mittelalter) zu sein, ist ebenfalls kein Lebensstil, sondern Element einer ('selbstverständlichen') Lebensform (vgl. Borst 1973, Girtler 1988). Zu einem 'einfachen' bergbäuerlichen Leben bzw. zu dem 'zurückzukehren', was man sich eben darunter vorstellt, jedoch mag für den heutigen (Groß-)Stadt-Menschen eine Option sein, die sich am (Sehnsuchts-)Bild der Bergbäuerin 'entzündet'. Daraus, und aus dem Bedürfnis nach

'Stimmigkeit' heterogener Vollzüge, kann ein individueller oder auch kollektiver Lebensstil entstehen.

Nochmals: Stil erwächst aus der Absicht (und der Möglichkeit), etwas (sozusagen material Gegebenes) ästhetisch, d.h. nach Kriterien des 'Gefallens', zu gestalten, zu strukturieren (vgl. auch Luckmann 1986). Ein persönlicher Stil erwächst demnach aus der Applikation bestimmter Prinzipien auf heterogene Vollzugs-Situationen eines Typs von Handlungen (Schreib-Stil, Fahr-Stil; aber auch: Konsum-Stil, Freizeit-Stil). Und ein Lebensstil schließlich erwächst aus der - welchen Sinn-Kriterien auch immer folgenden - Abstimmung mehrerer, vieler, und im Extremfall: aller stilisierter Handlungs-Typen aufeinander. Das heißt aber nicht notwendigerweise, daß ein einmal gewählter Lebensstil im Leben eines Akteurs omnipräsent sein muß. Ohnehin kann man einen Lebensstil auch wieder abwählen.

Aber auch wenn man einen bestimmten Lebensstil hat, muß man ihn nicht zwangsläufig in jedem Kontext realisieren. Man kann auch gelegentlich, öfter oder fast immer damit 'hinter dem Berg halten'. Natürlich kann man das nicht mit allen Lebensstilen; manche sind nur dann 'echt', wenn sie nicht nur mental durchgehalten, sondern wenn sie auch 'durchgezogen', wenn sie allzeit und allerorten präsentiert werden (vgl. Lau 1992). Aber das sind eher extreme Varianten von Lebensstilisierungen. Typisch für den Lebensvollzug in der (gegenwärtigen) Moderne scheinen eher spielerische, in ihrer existentiellen Relevanz und biographischen Reichweite begrenzte Lebensstil-Orientierungen zu sein (vgl. Kellner und Heuberger 1988).

Das bedeutet nicht, daß normale Menschen normalerweise ihr jeweiliges Tun oder Lassen ständig besonders stilisieren bzw. daß sie ihre je eigenen Lebensstile exklusiv kreieren müßten. Es heißt vielmehr, daß der individualisierte Akteur permanent mit einer Vielzahl von (Selbst-) Stilisierungsformen konfrontiert ist, unter denen er mehr oder minder 'frei' wählen kann, und daß er sich dabei - sei es freiwillig oder gezwungenermaßen - sozusagen von Situation zu Situation in sozial vorgefertigte Handlungs- und Beziehungsmuster einbindet und die dort jeweils typisch vorformulierten, thematisch begrenzten Inszenierungsschemata übernimmt, bzw., genauer gesagt: interpretierend appliziert (vgl. dazu Knoblauch 1991, Hitzler und Honer 1988, Honer 1994).

Gleichwohl können diese heterogenen Orientierungen zu so etwas wie einer (ästhetischen) Gesamtfigur arrangiert werden: eben zu einem spezifischen Lebensstil. Dieses Arrangement kann dezidiert poietisch sein, eine Objektivation sozusagen der alle Teil-Orientierungen übergreifenden subjektiven Lebensgestaltung. Dieses Arrangement kann aber auch

(und dies geschieht wohl öfter) in hohem Maße mimetisch sein, eine Manifestation affirmativer Teil-Engagements, eines Bezugsgruppen-Opportunismus sozusagen.

6. Existentielle Politik

Ein dergestalt handlungstheoretischer Ansatz zur Lebensstil-Forschung (ansetzend eben beim Akteur als 'Stilist' seines Lebens) geht also offenkundig mit einem entschiedenen Perspektivenwechsel einher und bietet somit einige Chancen, anzuschließen an eine Soziologie 'politischen Handelns' aktueller und in aktuellen Interessenkonstellationen. Denn was sie tun, die Individuen, bei und nach ihrer Rückkehr aus der Privatsphäre und von den sozialen Entscheidungsrändern her in die Gestaltungsräume des öffentlichen Lebens (vgl. dazu Hitzler und Koenen 1994), das ist, wie im Kontext der 'Politik der Lebensstile' bereits angedeutet, zunächst einmal völlig 'offen'.

Konstatieren läßt sich bislang lediglich, daß immer mehr Menschen augenscheinlich ungeduldig und gelegentlich ungebärdig, skeptisch und informationssüchtig zugleich, selbstbewußt bis arrogant, eigensinnig und fordernd auch, ja insbesondere jene Angelegenheiten, die bislang durchaus als ihre 'privaten' galten, auf der Agenda des politisch Relevanten, Verhandlungsfähigen und Durchsetzungsbedürftigen plazieren. Dabei kündigen sie zugunsten ihrer vielfältigen Forderungen und Ansprüche im Zweifelsfalle auch durchaus 'skrupellos' ihr gewohntes Grundeinverständnis mit immer mehr bislang fraglos anerkannten Vollzugsgewohnheiten auf und 'entgrenzen' so (fast beiläufig) den gesamten Bereich des Politischen. "Diese Entgrenzung ... meint nicht, daß kollektives Handeln in den Arenen der Politik überflüssig würde. Im Gegenteil: Die Veränderung der Zurechnungsregeln bedarf der Sanktionsgewalt der großen Politik. Aber (es) ... entstehen ... Möglichkeiten einer geradezu individualistischen 'Judo-Politik'. Die wendet die Folgen ... gegen diese selbst." (Beck 1991, S. 22 und 21).

Anders ausgedrückt: Gegenwärtig entwickeln sich ganz alltäglich neue Artikulations- und Koordinierungsprobleme von Interessen und Strategien der Interessendurchsetzung - in Neuen Sozialen Bewegungen, in Szene-Gruppierungen, in zahlreichen Berufsfeldern, in Bürokratien und Betrieben, und auch im sogenannten 'privaten' Lebensbereich. Was dabei stattfindet, das ist eine skeptische und zugleich enthusiastische, eine ekstatische und zugleich nörglerische, eine biedersinnige und zugleich groteske, in den Konsequenzen jedenfalls eine gegenüber den alten Ritualen hochgradig subversive Politik - zu Fragen von lokaler bis globaler lebenspraktischer Bedeutung (vgl. dazu auch Giddens 1991, bes. S. 209ff).

Die gewohnten (repräsentativdemokratischen) Regeln der Konfliktaustragung divergenter Interessen und Interessenkonstellationen drohen dabei zusammenzubrechen. Pathetisch ausgedrückt: Der Mensch als Wolf des Menschen, entlassen aus den goldenen Käfigen des liberalen Wohlfahrtsstaates und entlaufen aus den stählernen Gehäusen des totalitären Leviathan, beginnt sich - im Schafspelz der verheißenen Gesinnungsfreiheit - mit anderen wieder zu Rudeln zusammenzurotten im (Revier-) Kampf gegen seinesgleichen. Oder lapidar: Es sieht so aus, als impliziere der - von Ulrich Beck (vgl. 1992b) konstatierte - (vorläufige) Wegfall des großen Feindbildes die Notwendigkeit, nunmehr für all die neuen (und re-animierten) Interessenkonstellationen schleunigst wieder eine Reihe kleinerer Feindbilder zu (er-) finden.

Problembewußte aber traditionell argumentierende Modernisierungstheoretiker setzen nun darauf, daß die derzeit offenbar zumindest in den Industriestaaten nicht mehr übersehbaren ökologischen (und damit: die neuen sozialen) Krisenphänomene zwar mit einem wieder- oder auch neu zu entdeckenden 'Gemeinschaftsgeist', ansonsten aber mit den gewohnten technisch-wirtschaftlich-politischen Mitteln der kapitalistischen Industriegesellschaft angegangen und bewältigt werden müssen und können.

Die Alternative dazu wäre eine radikale - also bei den Wurzeln jener bislang so überaus erfolgreichen technischen und sozialen Entwicklungen in der Moderne (keineswegs nur bei deren Fehl-Entwicklungen) ansetzende - Reform, eine Reform eben nicht nur im Sinne neuer Varianten bereits bekannter Lösungsmuster, sondern im Sinne der 'Erfindung' neuer gesellschaftlicher Verkehrsformen. Ein solches Projekt bezöge sich nicht nur auf einen Umbau, sondern auf einen vollständigen Ab- und Neubau tradiertter Konventionen und Institutionen: auf neue, noch nicht vorgedachte Prinzipien wirtschaftlichen, wissenschaftlichen, kulturellen, familialen, sexuellen und anderen Handelns - eben auf eine Politisierung des sozialen Lebens insgesamt, auf eine Auflösung bislang als 'funktional' betrachteter Systemgrenzen, auf eine neue Durchmischung von bereichsspezifischen 'Logiken'. Denn diese 'Logiken' sind zugeschnitten auf und - mehr oder weniger - bewährt für die Lösungen traditioneller Verteilungskonflikte, während für die neuen Konflikte Bewertungskriterien, Verrechnungseinheiten, Entscheidungsprinzipien, Interessenkonstellationen, Verhandlungsspielräume, Durchsetzungsregeln, Einigungsformeln und dergleichen mehr überhaupt erst ersonnen und erfunden werden müssen.

Vorgedacht werden derlei Alternativen gegenwärtig vor allem von Modernisierungstheoretikern wie Anthony Giddens (1990 und 1991) und (fast ist man versucht zu schreiben: natürlich) Ulrich Beck (1993). Was insbesondere der Letztere dabei thematisiert, ist im wesentlichen eine folgerichtige Entfaltung und Ausformulierung seines - aus der Tradition der Industriesoziologie entwickelten - Analyse-Konzeptes der 'Risikogesellschaft' zu einer

allgemeinen Sozialtheorie - unter verstärkter Berücksichtigung vor allem politischer Aspekte. Die die 'Risikogesellschaft' prägende Ambivalenz zwischen einer ihren selbsterzeugten Risiken sozusagen 'bewußtlos', zumindest weitgehend unwissend erliegenden Industriegesellschaft und einer diese Risiken erkennenden, diskutierenden und abwägenden, sie also zumindest in Ansätzen bereits wieder bewältigenden Globalkultur, diese Ambivalenz wird nun - unter Stichworten wie "reflexive Modernisierung" bzw. "Reflexivität der Moderne" - mit einem höheren Generalisierungsanspruch wiederaufgenommen.

Gemeint ist damit, daß sich die mit den Effekten ihrer Vervollständigung konfrontierte moderne Gesellschaft ihren eigenen Voraussetzungen zuwendet. Und d.h. v.a., daß die Akteure Differenzen zwischen Unabdingbarem und Verzichtbarem, zwischen Fixem und Variablen, zwischen 'den Sachen selbst' und ihren vermeintlichen Zwängen zu sehen beginnen und sich nicht nur der Erkenntnis institutioneller Krisen, sondern auch der Frage der Revidierbarkeit der Erfolgsgeschichte der Moderne öffnen. Diese von Beck gemeinte 'andere' Moderne ist in einem sehr konkreten Sinne radikal: sie verweist die Frage, wie es weitergehen soll und weitergehen kann, zurück an die 'logischen Wurzeln' der Moderne selber und treibt mit einer Art 'zweiter Aufklärung', einer Selbst-Aufklärung, die bislang weitgehend unerkannten, persistenten Schein-Fatalismen der Moderne hervor.

Zur Debatte steht dabei, ob bzw. inwiefern im Zuge dieser 'Selbstaufklärung' Chancen bestehen, die Moderne ihrer mannigfaltigen atavistischen Begleiterscheinungen zu entledigen, also sie etwa ihrer mitlaufenden feudalen Restbestände (z.B. im Familienleben und Geschlechterverhältnis) und vordemokratischen Organisationsformen (z.B. im Produktionsbereich), aber auch ihrer spezifischen Tabuisierungen, Mystifizierungen und Mythologien (z.B. im bürgerlichen Rechts- und Politikverständnis, oder im Hinblick auf die Transparenz von Risiken und Gefahren technischer Entwicklungen) zu entkleiden.

Kurz: Es geht um die Frage, ob sich die bisherige, in wesentlichen Elementen halbierte (bzw. nur 'halb' als solche realisierte) Moderne derzeit vervollständigt, und mithin eben auch darum, inwiefern und vor allem: mit welchen absehbaren Konsequenzen Individualisierung reflexiv wird bzw. werden kann.³

³ Das daraus resultierende Szenario menschlichen Zusammenlebens erscheint natürlich für all diejenigen 'katastrophal', die es aus der Perspektive derer betrachten, die dabei etwas zu verlieren haben, für all diejenigen hingegen 'verheißungsvoll' bzw. 'chancenreich', die es aus der Perspektive derjenigen sehen, die dabei gewinnen könnten.

Literatur:

- Beck, U., 1986, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a.M.
- Beck, U., 1987, Individualisierung sozialer Ungleichheit (Studienbrief der Fernuniversität Hagen, Kurseinheit 1), Hagen.
- Beck, U., 1991, Politik in der Risikogesellschaft, Frankfurt a.M.
- Beck, U., 1992, Subpolitik - Der Machtzerfall der Institutionen, in: *Communio*, 21, S. 438-453.
- Beck, U., 1992b, Der feindlose Staat, in: *Die Zeit* Nr. 44 (23.10.).
- Beck, U., 1993, Die Erfindung des Politischen, Frankfurt a.M.
- Beck, U. und Beck-Gernsheim, E., 1990, Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt a.M.
- Beck, U. und Beck-Gernsheim, E., 1993, Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 22, S. 178-187.
- Beck-Gernsheim, E., 1983, Vom 'Dasein für andere' zum Anspruch auf ein Stück 'eigenes Leben', in: *Soziale Welt*, 34, S. 307-341.
- Beck-Gernsheim, E., 1984, Vom Geburtenrückgang zur Neuen Mütterlichkeit?, Frankfurt a.M.
- Beck-Gernsheim, E., 1988, Die Kinderfrage, München.
- Berger, P. A. und Hradil, St. (Hg.), (1990, Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile (SB 7 von 'Soziale Welt'), Göttingen.
- Berking, H. und Neckel, S., 1990, Die Politik der Lebensstile in einem Berliner Bezirk, in: P.A. Berger und St. Hradil (Hg.), 1990, S. 481-500.
- Bourdieu, P., 1982, Die feinen Unterschiede, Frankfurt a.M.
- Borst, A., 1973, Lebensformen im Mittelalter, Frankfurt a.M. u.a.
- Brand, K. W., 1989, Zyklen des 'middle class radicalism'. Eine international und historisch vergleichende Untersuchung der neuen sozialen Bewegungen (Habilitationsschrift), München.
- Burkart, G., 1993a, Individualisierung und Elternschaft, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 22, S. 159-177.
- Burkart, G., 1993b, Eine Gesellschaft von nicht-autonomen biographischen Bastlerinnen und Bastlern?, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 22, S. 188-191.
- Giddens, A., 1990, *The Consequences of Modernity*, Stanford Cal.
- Giddens, A., 1991, *Modernity and Self-Identity*, Cambridge.
- Girtler, R., 1980, *Vagabunden der Großstadt*, Stuttgart.
- Girtler, R., 1988, *Wilderer*, Linz.
- Gross, P., 1990, Die Moderne verschont nichts, in: *St. Galler Hochschulnachrichten* Nr. 111, S. 46-52.
- Gross, P., 1991, Solitäre Enklaven, in: H.-R. Vetter (Hg.), *Muster moderner Lebensführung*, München, S. 379-406.

- Gross, P., 1994, Multioptionsgesellschaft, Frankfurt a.M.
- Heitmeyer, W., 1992, Die Bielefelder Rechts-Extremismus-Studie, Weinheim, München.
- Heller, Th. C. (Hg.), 1985, Reconstructing Individualism. Autonomy, Individuality, and the Self in Western Thought, Stanford Cal.
- Hitzler, R., 1988, Sinnwelten, Opladen.
- Hitzler, R., 1994, Sinnbasteln. Zur subjektiven Aneignung von Lebensstilen, in: I. Mörh und G. Fröhlich (Hg.), Kultur und soziale Ungleichheit, Frankfurt a.M., New York, S. 75-92
- Hitzler, R. und Honer, A., 1988, Reparatur und Repräsentation, in: H.-G. Soeffner (Hg.), Kultur und Alltag (SB 6 von 'Soziale Welt'), Göttingen, S. 267-283.
- Hitzler, R. und Honer, A., 1994, Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung, in: U. Beck und E. Beck-Gernsheim (Hg.), Riskante Freiheiten, Frankfurt a. M., S. 307-315
- Hitzler, R. und Koenen, E., 1994, Kehren die Individuen zurück? Zwei divergente Antworten auf eine institutionentheoretische Frage, in: U. Beck und E. Beck-Gernsheim (Hg.), Riskante Freiheiten, Frankfurt a. M., S. 447-465
- Honer, A., 1993, Aspekte des Selbermachens. Aus der kleinen Lebens-Welt des Heimwerkers, in: R. Richter (Hrsg.): Sinnbasteln, Wien, Köln, Weimar, S. 138-149
- Kellner, H. und Heuberger, F. 1988, Zur Rationalität der 'Postmoderne' und ihrer Träger, in: H.-G. Soeffner (Hg.), Kultur und Alltag (SB 6 von 'Soziale Welt'), Göttingen, S. 325-337.
- Keupp, H., 1988, Riskante Chancen - Das Subjekt zwischen Psychokultur und Selbstorganisation, Heidelberg.
- Keupp, H. und Bilden, H. (Hg.), 1989, Verunsicherungen. Das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel, Göttingen.
- Knoblauch, H., 1991, Die Welt der Wünschelrutengänger und Pendler, Frankfurt a.M., New York.
- Lau, Ch., 1988, Gesellschaftliche Individualisierung und Wertwandel, in: H.-O. Luth und H. Meulemann (Hg.), Wertwandel - Faktum oder Fiktion, Frankfurt a.M.
- Lau, Th., 1992, Die heiligen Narren. Punk 1976-1986, Berlin.
- Luckmann, Th., 1986, Plädoyer für einen eingeschränkten Stilbegriff, in: H. U. Gumbrecht und K. L. Pfeiffer (Hg.), Stil, Frankfurt a.M.
- Morris, C., 1987, The Discovery of the Individual 1050-1200, Toronto et al.
- Pfadenhauer, M., 1993, Zur Institutionalisierung neuer Interessen im Interessengruppensystem (Diplomarbeit), Bamberg.
- Raphael, L., 1989, Klassenkämpfe und politisches Feld, in: K. Eder (Hg.): Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis, Frankfurt a.M., S. 71-110.
- Simmel, G., 1908, Die Kreuzung sozialer Kreise, in: Ders., Soziologie, Berlin, S. 305-344.
- Soeffner, H.-G., 1986, Stil und Stilisierung, in: H. U. Gumbrecht und K. L. Pfeiffer (Hg.), Stil, Frankfurt a.M., S. 317-341.
- Soeffner, H.-G., 1989, Emblematische und symbolische Formen der Orientierung, in: Ders., Auslegung des Alltags - Der Alltag der Auslegung, Frankfurt a.M., S. 158-184.

Soeffner, H.-G., 1992, Rituale des Antiritualismus, in: Ders., Die Ordnung der Rituale, Frankfurt a.M., S. 102-131.

IV.

Über Risiken (in) einer politisierten Gesellschaft

Zur Korrelation von Individualisierung und AIDS in den Köpfen von Experten

1. Die Aufgaben der Enquete-Kommission

Es ist ja hinlänglich bekannt, daß es zum AIDS-Komplex in vielerlei Hinsicht höchst divergente Expertenmeinungen gab und nachwievor gibt (insbesondere zur Dunkelzifferfrage, zur Prognostik, natürlich zum 'Katalog geeigneter Maßnahmen', aber auch zur Entstehungs- und Forschungsproblematik). Daß sich diese Meinungs-Heterogenität auch bzw. erst recht dann fortsetzt, wenn Experten in einer Kommission miteinander debattieren und verhandeln, ist mithin eine eher triviale Feststellung. Und wenn gar der Deutsche Bundestag eine Enquete-Kommission installiert, dann kann man fast schon fraglos davon ausgehen, daß hier - grosso modo - grundsätzlich mindestens die in unserem Parlament repräsentierten ideologischen Richtungen perpetuiert werden¹, denn die Frage der personellen Besetzung einer Enquete-Kommission ist natürlich selber eine politische: Die Entscheidung, wer berufen wird, und auch wer zu öffentlichen Anhörungen eingeladen wird, hängt wesentlich von politischen Mehrheitsverhältnissen und Kompromissen ab.²

Laut Geschäftsordnung des Deutschen Bundestages besteht die Aufgabe von Enquete-Kommissionen in der "Vorbereitung von Entscheidungen über umfangreiche und bedeutsame Sachkomplexe".³ Von anderen Bundestagsausschüssen unterscheiden sich Enquete-Kommissionen also dadurch, daß sie keine legislative Kompetenz besitzen, daß sie keine Gesetzesvorlagen produzieren, sondern 'nur' als "Vordenker des Parlaments" fungieren, also Empfehlungen aussprechen. Anders gesagt: Das, was in einer Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages geschieht, ist "konzeptionelle Politikformulierung" (Plöhn 1985, S. 9), ist mithin so etwas wie ein Zwischenspiel in der politischen Auseinandersetzung um

¹ D.h., man muß immer davon ausgehen, daß es in diesen Kommissionen im Zweifelsfall weniger darum geht, daß Experten Politiker beraten, als daß eben politische Auffassungen argumentativ gefestigt werden. So stehen sich in der Regel mehr oder minder 'sichere' und auch mehr oder minder 'starre' "kombinierte Wissenschaftler-Politiker-Fronten" (Steinbach 1990, S. 126) gegenüber, die sich mitunter nur noch 'Schattengefechte' liefern.

² Die Mitglieder von Enquete-Kommissionen sind vom Bundestagspräsidenten, beraten von den Fraktionen des Deutschen Bundestages und entsprechend dem dortigen Parteienproporz, berufene Abgeordnete und 'Personen ohne parlamentarisches Mandat'. Wolfgang Hoffmann-Riem (1988), der selber Mitglied einer Enquete-Kommission war, hat zum einen detailliert kolportiert, wie solche Kommissionen zu Nebenschauplätzen parlamentarischer Machtkämpfe werden, zum anderen aber auch, wie sie gerade durch die - für die Aufgabenstellung völlig dysfunktionale - Aufrechterhaltung von Dissens ihren Fortbestand sichern.

³ Paragraph 56 I, Satz 1 GO des DBT; vgl. dazu und zum Folgenden auch Rehfeld (1981). - Natürlich ist die Frage, was denn "bedeutsame Sachkomplexe" sind, selber eine politische und von politischen Machtverhältnissen wesentlich beeinflusste. Dementsprechend füllen Enquete-Kommissionen im Verlaufe ihrer Arbeit selber den ihnen vorgegebenen thematischen Spielraum auf, d.h., sie stellen spezifische Aspekte ihres Rahmenthemas ins Zentrum ihrer Aktivitäten (vgl. Mettler-Maibom 1983).

ein - in aller Regel öffentlichkeitsvirulentes - Problem, auf das bzw. auf dessen Lösung verschiedene Interessengruppierungen Einfluß zu nehmen versuchen.⁴

Eine solche Enquete-Kommission zum Thema 'Gefahren von AIDS und wirksame Wege zu ihrer Eindämmung' also hatte der Deutsche Bundestag in seiner Sitzung am 8. Mai 1987 eingesetzt. In dieser AIDS-Enquete-Kommission saßen neun Bundestagsabgeordnete aus allen vier dort vertretenen Fraktionen, sowie acht wissenschaftliche und sonstige Experten⁵, die am 31. Mai 1990 ihren Abschlußbericht vorgelegt haben (vgl. Deutscher Bundestag 1990). Auftrag der Kommission war es, dem Bundestag laufend Bestandsaufnahmen zum Wissenskomplex 'AIDS' zu liefern und Vorschläge zur Problembewältigung zu unterbreiten.⁶

Begründet angenommen werden darf nun, daß von den Mitgliedern und den von dieser Kommission zu den öffentlichen Anhörungen geladenen 'externen' Experten unter dem Aspekt gemeinsamer Denkvoraussetzungen entscheidende Impulse für die politische Meinungsfindung im Deutschen Bundestag und auch in den einschlägig befassten Ministerien ausgehen, daß von ihnen mithin wesentliche Vorentscheidungen sowohl für die einschlägige Gesetzgebung als auch für die politische Praxis im Umgang mit dem Problemkomplex AIDS getroffen werden.

2. Aspekte des Individualisierungstheorems

Als Konsequenz der Beschäftigung mit vielfältigem Material zum AIDS-Komplex - etwa von Parteien, amtlichen Stellen, Kirchen, Wissenschaftlern, Medienmachern und Betroffenen bzw. Betroffenenfunktionären - läßt sich generell feststellen, daß diesseits (oder auch jenseits) aller Differenzen über z.B. Aufklärung und Überwachung, über die Rechte und

⁴ Es verwundert deshalb auch nicht, daß Zeitknappheit infolge thematischer Konjunkturen zu den essentiellen Standardproblemen von Enquete-Kommissionen schlechthin gehört. Berichte und Empfehlungen, zumindest ein Zwischenbericht, z.B. müssen (laut Paragraph 56, Abs. 4 GO des DBT) bis zum Ende der jeweiligen Legislaturperiode angefertigt werden.

⁵ Diese 'Personen ohne parlamentarisches Mandat' haben ebenso wie die Abgeordneten in den Kommissions-Sitzungen Stimmrecht, Antragsrecht und die Möglichkeit zu Sondervoten. Alle Kommissionsmitglieder können Dienstleistungen der Bundestagsverwaltung in Anspruch nehmen. Bestimmte Pflichten, wie die der Geheimhaltung, gelten ebenfalls für alle Mitglieder (vgl. Kretschmer 1986). - Wie jede, so war also auch diese Enquete-Kommission eine sogenannte Experten-Kommission, ohne daß es, wie Manfred Steinbach festgestellt hat (1990, S. 125), feste Definitionen gäbe, wer eigentlich ein Experte ist bzw. wie Expertengruppen 'richtig' zusammengesetzt werden sollten.

⁶ Die Kommission führte relativ häufig öffentliche Anhörungen zu AIDS-relevanten Themen durch, in denen dann weitere Expertenkreise - wie üblich: vorzugsweise nach Parteienproporz - zu Wort kamen. Die Auswertung der Protokolle dieser öffentlichen Anhörungen bildet im wesentlichen den materialen Hintergrund dieses Textes.

die Pflichten der Infizierten und der Nicht-Infizierten, über Enthaltensamkeit und Schutzvorkehrungen usw. das AIDS-Problem quer durch alle Parteiungen im fraglosen Zusammenhang mit einer individualisierten Lebensweise gesehen wird - allerdings ohne daß diese Korrelation in der Regel expliziert würde.⁷

Es erscheint deshalb notwendig, einige grundsätzliche Bemerkungen zum Individualisierungstheorem einzufügen - jedenfalls soweit es für die weiteren, hier anzustellenden Überlegungen relevant wird. D.h.: ausgeklammert bleibt hier der ganze, soziologisch überaus spannende, Fragen-Komplex danach, inwiefern Individualisierungsmerkmale wie biographische Mobilität, formaler Egalitarismus, kulturelle Multi-Optionalität usw. einfach als funktionale Anpassungen an sozialstrukturell bedingte Erfordernisse der reflexiven Moderne zu begreifen sind. Hingewiesen sei hier lediglich darauf, daß Ulrich Beck selber mit dieser, wie Jürgen Habermas (1988, S. 240) (m.E. fälschlicherweise) gemeint hat: 'systemtheoretischen' Denkfigur arbeitet. Beck spricht von einer "durchgesetzten Arbeitsmarktesellschaft" (Beck 1986, S. 200), bzw. von einer "Arbeitsmarkt-Individualisierung" (z.B. Beck/Beck-Gernsheim 1990, S. 17), welche eine "Suchgesellschaft der Individuen" (Beck 1990) hervortreibe.

In dieser 'Suchgesellschaft' aber, und das ist für die Problemstellung hier das Entscheidende, stellt "die Existenzform des Alleinstehenden" (Beck 1986, S. 200) die grundlegende biographische Situation dar. Anders ausgedrückt: Entgegen der - auch unter Soziologen noch immer häufig anzutreffenden - Fiktion, die Menschen lebten typischerweise noch immer vorwiegend in 'stabilen Verhältnissen', die zwar gelegentlich zerrüttet, gleichwohl aber letztlich lediglich personell 'umarrangiert' nicht jedoch strukturell aufgelöst würden, entgegen diesem Struktur-Konservatismus besagt das Individualisierungstheorem, und das ist auch das qualitativ Neue daran, daß wir heute grundsätzlich, und das heißt: auch dann, wenn unsere je aktuelle Lebenslage nach außen hin stabil wirkt, existenziell verunsichert sind, daß wir also nachgerade permanent nicht nur selber in Wahl- und Entscheidungssituationen gestellt sondern auch mit immer neuen - uns einmal mehr, einmal weniger überraschenden - Plänen, Entwürfen und Entscheidungen von, unsere Biographie mehr oder weniger nachhaltig tangierenden, anderen konfrontiert werden.

Mit Beck/Beck-Gernsheim (1990, S. 12f) gesprochen: "Die Anteile der prinzipiell entscheidungsverschlossenen Lebensmöglichkeiten nehmen ab, und die Anteile der entscheidungs-offenen, selbst herzustellenden Biographie nehmen zu." Und "diesem zugleich frei-

⁷ Ich betrachte diese allgemeine Verbreitung des Individualisierungs-Gedankens im Grunde als alltagspraktische Kritik an traditionellen soziologischen Strukturmodellen. Und um nicht mißverstanden zu werden: Ich sehe diesen Zusammenhang selber selbstverständlich auch; nur ziehe ich vielleicht ein wenig 'optimistischere' Folgerungen daraus, als viele andere das offenbar tun.

gesetzten und vereinzelt Individuum stehen", so Habermas (1988, S. 238), "keine anderen Kriterien zur Verfügung als die je eigenen Präferenzen." Historisch neu dabei ist vor allem die Massenhaftigkeit der 'Freisetzung'; historisch neu ist, daß die "kollektiven Ausbruchversuche vieler Einzelner" (Lau 1988, S. 223) massenhaft stattfinden. Das aber heißt nichts anderes, als daß heutzutage das Leben - und mit besonderer Deutlichkeit das Intimleben - der Menschen prinzipiell als eine Art 'Optionen-Karussell' verstanden werden muß - ohne daß damit etwa die zwanghafte Auferlegtheit unbeabsichtigter und vielleicht unbeachteter Konsequenzen dieses Entscheiden-Könnens (das ja zugleich auch immer ein Wählen-Müssen ist) übersehen würde.⁸ Im Gegenteil: Gerade das Phänomen AIDS erscheint symptomatisch dafür, wie die Ligaturen, die 'Verbindlichkeiten' aus einer massenhaft individualisierten Lebensweise in den Köpfen nicht nur der normalen Leute auf der Straße und an den Stammtischen, sondern eben auch der Experten greifen, d.h. in den Köpfen von Medizinern und Juristen, von Politikern und Bürokraten, von Theologen und Journalisten, von Selbsthilfefunktionären - und natürlich auch von einschlägig befassten Sozialwissenschaftlern.

3. Individualisierungsbedingte Infektionsrisiken

Wenn man nun aus dem 'Katalog' empirisch aufweisbarer Individualisierungs-Indikatoren (vgl. dazu Beck 1986, Beck-Gernsheim 1990, Lau 1988) einige für den AIDS-Komplex besonders naheliegende Problemstellungen herausgreift, dann fällt zunächst die deutliche Korrelation von bestimmten Lebensgewohnheiten bzw. Lebensstilen und Infektionsrisiken auf:

Nachwievor gilt die promiske Homosexualität als der wichtigste Gefahrenherd.⁹ Gleichzeitig wird die Schwulen-Subkultur aber auch als das über mögliche und wahrscheinliche Übertragungswege am besten aufgeklärte Milieu überhaupt bezeichnet: "Bei allem, was heute über die Verbreitung der HIV-Infektion bekannt ist, weiß (z.B.) jeder, der (eine 'Klappe' in einer Schwulen-Sauna) betritt, daß er dort das Risiko einer Infektion eingeht, wenn er sich nicht schützt, unabhängig davon, ob er weiß, daß ein spezifischer Partner infiziert ist."¹⁰ Gravierende Verhaltensveränderungen scheinen hier tatsächlich schon vor einigen Jahren massenhaft stattgefunden zu haben, so daß inzwischen nicht nur eine deutlich sinkende Zuwachsrate an Neu-Infizierungen konstatiert werden kann, sondern daß die

⁸ Insofern kann man das Individualisierungstheorem auch als eine soziologische Version der existentialistischen Einsicht lesen, daß der Mensch verurteilt ist, frei zu sein.

⁹ Vgl. z.B. Protokoll Nr.5 v.17.9.87, S. 5-6: Prof. Dr. Friedrich Deinhardt (Max-von-Pettenkofer-Institut der Universität München)

¹⁰ Protokoll Nr.43 v.11.1.89, S.44: Dr. Friedemann Pfäfflin (Universität Hamburg)

Zahl der Neuinfektionen bei Homosexuellen sogar (nach wie vor) absolut zurückzugehen scheint. Es gibt Expertisen, die davon ausgehen, daß in diesem Milieu der Höhepunkt der Epidemie bereits überschritten ist.

Ähnliches gilt - mit deutlichen Einschränkungen - auch für die HIV-Drogenabhängigen dort, wo die Versorgung mit sterilem Spritzbesteck tatsächlich funktioniert. Für promiske Heterosexuelle hingegen kann von einer epidemiologischen Entwarnung keine Rede sein, obwohl sämtliche Horror-Szenarien, die insbesondere in den Jahren 1985 bis 1987/88 von Computersimulations-Experten und anderen, technologisch weniger hochgerüsteten Apokalyptikern modelliert und von den Massenmedien publikumswirksam verbreitet worden sind, inzwischen als weit übertrieben angesehen werden. Im Gegenteil: Zwar ist die Ausbreitungsgeschwindigkeit des HIV in der heterosexuellen Bevölkerung wesentlich geringer als befürchtet, was darauf zurückgeführt wird, daß a) das statistische Infektionsrisiko beim heterosexuellen Verkehr mit einem bereits infizierten Partner deutlich niedriger ist, b) Jugendliche ohnehin weniger Risiko-Kontakte haben, und c) der Kondom-Gebrauch in der Prostitutionsszene sich viel nachhaltiger durchgesetzt hat, als ursprünglich angenommen worden war. Aber die Zuwachsraten scheinen in diesem Bereich gleichwohl nach wie vor anzusteigen.

Der inzwischen berühmte 'One-Night-Stand' nach dem samstagsabendlichen Disco-Besuch¹¹ sorgt hier offenbar ebenso für den Infizierten-Nachschub wie der beiläufige Seitensprung auf Geschäftsreisen und Tagungen: "Es geht da um die Generaldirektoren, Rechtsanwälte und Ärzte - um alle die, welche mal das Bedürfnis haben, außerhalb der Ehe etwas zu machen, was Ungewöhnliches, Prickelndes, etwas, was sie noch nicht kannten oder von dem sie glauben, es noch nicht erlebt zu haben."¹² Insbesondere der sogenannte Sextourismus gilt als Gefahrenquelle, die erst allmählich immer höhere Infektionsraten hervorzusprudeln beginnt - was wohl damit zusammenhängen dürfte, daß die bevorzugten einschlägigen Reiseländer in Südostasien (und, bedingt, in Südamerika) noch bis vor kurzem im Ruf standen, 'relativ AIDS-frei' zu sein, so daß man sich hier weiterhin ohne lästige Schutzvorkehrungen 'betätigen' zu können glaubte. Dieser lebensgefährliche Irrtum hat darauf basiert, daß sich die globale Epidemie in Asien (und Südamerika) tatsächlich signifikant später auszubreiten begann als in den westlichen Industrienationen und in Afrika. Inzwischen aber steigen gerade in diesen Regionen die Infektionsraten exponentiell, so daß durch den Sextourismus ein auch für die promiskuen Heterosexuellen hierzulande immer bedrohlicherer 'Ping-Pong-Effekt' entsteht.

¹¹ Vgl. z.B. Protokoll Nr.5 v.17.9.87, S.51: Dr. Michael Koch (Värdcentralen, S - Karlsborg)

¹² Protokoll Nr.11 v.16.10.87, S.53: Dr. Matthias Franck (Journalist, Düsseldorf)

4. Das Problem, Körper gegeneinander abzudichten

Die HIV-Infektion, darin sind sich die Experten also völlig einig, erfolgt als parenterale Inokulation, d.h. durch Aufnahme von erregershaltiger Körperflüssigkeit durch einen anderen Körper. Körper sind eben nicht hermetisch voneinander getrennt, denn Körper enthalten nicht nur Flüssigkeiten, sondern bestehen überwiegend aus Flüssigkeiten, die kaum kontrollierbar beständig und sporadisch abgesondert werden und diffundieren. Körper, die durch die Haut gegeneinander abgeschirmt scheinen, sind somit, als flüssige, prinzipiell unabgeschlossen - nicht nur gegenüber der Umwelt (vgl. Corbin 1984) sondern eben auch gegenüber anderen Körpern (vgl. dazu z.B. auch Theweleit 1977, S.314ff und 521ff).

Die AIDS-Experten stehen damit theoretisch vor einem anscheinend ziemlich simplen Präventions-Problem: Es gilt vor allem, die Körper gegeneinander 'abzudichten'. Daß dies praktisch jedoch nicht nur ungleich schwieriger zu realisieren ist, als es theoretisch vielleicht den Anschein hat, sondern daß es wohl nahezu unmöglich sein dürfte, die Verflüssigungen des Körpers zu kanalisieren und zu kontrollieren und von anderen Körpern fernzuhalten, ohne das menschliche Zusammenleben und das Überleben der Gattung zugleich zu verhindern, das leuchtet wohl ohne weiteres ein. Andererseits sind sich die Experten aber bekanntlich inzwischen auch relativ einig darüber, daß Körperflüssigkeit nicht gleich Körperflüssigkeit ist, wenn es um den 'Transport' von HIV, vor allem wenn es um den 'Transport' von als infektiös eingestuften Virus-Konzentrationen geht. Als riskant gelten heute unumstritten (nur noch) Spermaflüssigkeit, Vaginalsekret (aber deutlich schwächer) - und natürlich Blut.

Das Infektionsrisiko durch Bluttransfusionen oder gar durch sonstige Direktkontakte mit fremdem Blut wird jedoch als - zumindest epidemiologisch - vernachlässigbar behandelt. Und auch sonstige, noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit die Bevölkerung in panikartige Ängste versetzende, potentielle Ansteckungsgefahren durch Flüssigkeitsabsonderungen (wie Speichel, Tränen, Nasensekret, Schweiß und Urin) erscheinen inzwischen eher als hysterische Fiktionen, denn als realistische Lebensrisiken.¹³ Hingegen sieht es so aus, als ob die Individualisierung der Sexualgewohnheiten, d.h. insbesondere die mit erhöhter biographischer Mobilität korrespondierende Vervielfältigung des Intim-Beziehungsverhaltens, die kulturell eröffnete Multi-Optionalität erotischer Dispositionen und die kurzfristige Sequentialisierung von Sexual-Partnerschaften¹⁴, allen in manchen Medien immer wieder auftauchenden 'Entwarnungen' der sogenannten 'Normalbevölkerung' zum Trotz und ungeachtet aller Debatten um AIDS-auslösende Zusatzfaktoren, das zentrale Problem der Prä-

¹³ Vgl. z.B. Protokoll Nr.8 v.29.9.87, S. 37: Prof.Dr. Horst-Eberhard Richter (Universität Gießen)

¹⁴ Vgl. z.B. Protokoll Nr.8 v.25.9.87, S.44: Kirchenrat Tilmann Winkler (Kirchenamt der EKD Hannover)

ventionspolitik bleiben würde (vgl. dazu auch Gerhards/Schmidt 1992) - jedenfalls solange keine Massen-Impfungen gegen das HIV durchgeführt werden können.¹⁵

5. Zum Primat der grundsätzlichen Unterlassung

Was aber bedeutet dieses konsensuelle Problembewußtsein der Experten für die Programmatik der Präventionspraxis? Nun, es bedeutet, daß das Ziel, die Epidemie kurzfristig einzudämmen und langfristig zum Erliegen zu bringen, eben nachwievor ausgehend von der Grundannahme verfolgt wird, daß Individualisierung, daß die Freisetzung aus stabilen Sexual-Milieus und das Risiko, sich mit HIV zu infizieren, hoch positiv korrelieren. Deshalb bedeutet Prävention zunächst einmal 'umfassende und sachliche Information der Öffentlichkeit' über den AIDS-Komplex; z.B. über Übertragungswege, Infektionsrisiken und Durchseuchungsraten, aber auch über Schutzvorkehrungen, HIV-Tests und Gesetzesauflagen. Damit soll 'objektives' Wissen über das Phänomen verbreitet werden, das bestimmte Verhaltensweisen nahelegt¹⁶, denn "nur informierte Menschen sind motiviert und fähig, sich und andere zu schützen."¹⁷

Konkret heißt das dann aber oft: "Ein gesundes Sexualleben und die Treue auf Zeit bzw. eine stabile Partnerbeziehung für mehrere Jahre (sind) positiv herauszustellen. Der Partnerwechsel sollte sozial unattraktiv gemacht werden"¹⁸, denn "die Unfähigkeit, dauerhafte Partnerschaften zu bilden oder zu halten, ist die eigentliche Herausforderung, vor der wir stehen."¹⁹ Allgemeiner gesagt: Das Präventionsprogramm läuft eben nicht nur auf die praktische Empfehlung hinaus, "die Zahl der Sexualkontakte mit neuen Partnern drastisch

¹⁵ Vgl. z.B. Protokoll Nr.8 v.29.9.87, S. 18: Dr.med. Klaus Pacharzina (Medizinische Hochschule Hannover); vgl. auch Protokoll Nr.5 v.17.9.87, S.87: Prof. Dr. Karl Überla (Institut für Medizinische Informationsverarbeitung, Statistik und Biomathematik, Universität München)

¹⁶ Vgl. z.B. Protokoll Nr.11 v.16.10.87, S. 102: Dr. Bertino Somaini (Vizedirektor des Bundesamtes für Gesundheitswesen, Bern)

¹⁷ Protokoll Nr.55 v.19.9.89, S. 2: Staatssekretär Chory (Bundesministerium f. Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit); vgl. auch Protokoll Nr.8 v.29.9.87, S. 41: Heiner Lendermann (Kommissariat der Dt. Bischöfe, Kath. Büro Bonn). - Dieses Wissen ist übrigens, das zeigt sich nahezu ständig, keineswegs so gesichert und unstrittig, wie es in den Aufklärungskampagnen dargestellt wird. Deshalb ja beschäftigen sich Grundlagenforscher, Epidemiologen, Kliniker, Psychologen, Sozialwissenschaftler, Juristen, Politiker und andere Experten parallel zu dieser Indoktrination der Bevölkerung weiterhin mit der Frage, worüber, woraufhin und wie diese überhaupt aufgeklärt werden soll. (Vgl. z.B. Protokoll Nr.8 v.29.9.87, S.23: Dr.med. Klaus Pacharzina (Medizinische Hochschule Hannover), S. 37: Prof.Dr. Horst-Eberhard Richter (Universität Gießen); Protokoll Nr. 5 v.17.9.87, S. 173: Prof. Dr. Karl-Otto Habermehl (Institut für Klinische und Experimentelle Virologie, Freie Universität Berlin).)

¹⁸ Protokoll Nr.5 v.17.9.87, S. 94: Prof. Dr. Karl Überla (Institut für Medizinische Informationsverarbeitung, Statistik und Biomathematik, Universität München)

¹⁹ Protokoll Nr.8 v.25.9.87, S. 44: Kirchenrat Tilmann Winkler (Kirchenamt der EKD Hannover)

(zu) reduzieren"²⁰, sondern zielt darauf ab, Promiskuität als Option sexueller Individualisierung überhaupt zu diskriminieren, d.h., bereits die Möglichkeit schlechthin in den Köpfen der Leute zu negieren. Auch hier wird also wieder, wie selbstverständlich, die individualisierte Lebensweise als Basisproblem der Infektionsgefährdung zugrundegelegt.

Was das eigentlich bedeutet, kann man wohl erst richtig ermessen, wenn man ein paar Analogien bildet: Es ist, als ob man Unfallgefahren im Straßenverkehr dadurch beseitigen wollte, daß man ihn abschafft; als ob man das Risiko, zu ertrinken, dadurch vermeiden wollte, daß man nicht mehr badet; als ob man Diebstählen dadurch einen Riegel vorschieben wollte, daß man das Eigentum abschafft; oder, noch plastischer und näher am Thema: als ob man Vergewaltigungen dadurch vorbeugen wollte, daß die potentiellen Opfer sich einschließen. Derlei basale Vorkehrungen sind natürlich denkbar, und sie wurden auch alle schon - mehr oder weniger radikal - so vorgedacht. Die meisten von uns würden sie aber wohl doch als mit der modernen Lebensführung nur schwerlich vereinbar ansehen. Gegenüber dem Risiko, sich mit HIV oder mit anderen Geschlechtskrankheiten zu infizieren, hingegen wird nachwievor das Prinzip grundsätzlicher Unterlassung als das eigentlich wünschenswerteste Verhalten propagiert, während Schutzmaßnahmen in weiten Kreisen - nicht nur der 'Otto-Normalverbraucher', sondern eben auch der AIDS-Experten - weiterhin als sekundäre Mindestanforderungen (statt als primäre Sicherheitsvorkehrungen) behandelt werden.

6. Treue-Paradigma und Überwachungs-Paradigma

Um es ganz deutlich zu sagen: Ausgehend von der Theorie, daß wir in einer "Suchgesellschaft der Individuen" leben, daß typischerweise jeder Einzelne, schon aufgrund der gegebenen sozialstrukturellen Bedingungen, stets damit rechnen muß, heute schon allein zu stehen, auch wenn er sich gestern noch eingebettet in ein scheinbar stabiles Beziehungsgefüge wähnte, daß er also kaum umhin kommt, seine Biographie 'in eigener Regie zusammenzubasteln' und sich immer wieder anders zu 'vergesellschaften' (was eben auch beinhaltet, sich im ganz normal gewordenen "Chaos der Liebe" - Beck/Beck-Gernsheim 1990) sexuell um- und neu zu orientieren), ausgehend von einer solchen Theorie der modernen Existenz, erscheint dieses, auch in der sogenannten 'Süßmuth-Linie' (vgl. Süßmuth 1987) immer mitgetragene, Treue-Paradigma - wenn es eben nicht als eine Option, sondern als normative Erwartung mit Allgemeinverbindlichkeitsanspruch, wenn es also moralisierend formuliert wird (vgl. dazu auch Hitzler 1991) - zumindest obsolet und unbrauchbar, im Grunde sogar schizophran und kontraproduktiv.

²⁰ Protokoll Nr.5 v.17.9.87, S. 94: Prof. Dr. Karl Überla (Institut für Medizinische Informationsverarbeitung, Statistik und Biomathematik, Universität München)

Demgegenüber weist die Forderung nach obrigkeitlichen Schutzmaßnahmen zugunsten Nicht-Infizierter, also nach Zwangs-Screening, nach Ausdünnung sogenannter Risikomilieus und nach Absonderung HIV-Positiver, schon eine beträchtlich höhere, immanente Logik und Konsistenz auf: Sie erkennt nämlich an, daß Menschen, wenn man ihnen die Gelegenheit gibt, zu leben, wie sie wollen, dies auch tatsächlich tun, daß also Optionen, die kulturell gegeben sind, auch in ihrer ganzen Vielfalt individuell genutzt werden - allen Moral-Appellen zum Trotz. Und als Konsequenz dieser Einsicht wird AIDS hier eindeutig als "Störung der sozialen Ordnung" (Giesen 1983, S. 236) definiert und behandelt. Mithin propagiert das - üblicherweise mit der sogenannten 'Gauweiler-Linie' (vgl. dazu etwa Koch 1987) identifizierte - Überwachungs-Paradigma eben die negative Sanktionierung und damit die Beschränkung oder Verhinderung bestimmter dieser Optionen - insbesondere durch Isolationsandrohungen.²¹

Aber wie vielfach nachzulesen ist, gilt, selbst wenn man alle humanitären Gesichtspunkte ausklammern würde, die Umsetzung dieses Programms schon technisch als nicht realisierbar: Z.B. wäre die Durchtestung der Gesamtbevölkerung - abgesehen von eklatanten Durchführungsschwierigkeiten -, aufgrund der bekannten Inkubationszeiten bei Neu-Infektionen, immer nur eine völlig unzuverlässige (also im Grunde sinnlose) 'Momentaufnahme'. Bei der Durchtestung sogenannter Risikogruppen kämen nicht zu lösende Aufsuch- und Eingrenzungsprobleme hinzu. Die Absonderung von Infizierten bedürfte einer staatlichen Kontroll-Apparatur, der gegenüber das Orwellsche Szenarium nachgerade verblässen würde, ohne daß die dabei zu gewärtigenden logistischen Probleme auch nur tangiert wären. Und das sind nur die ersten und augenfälligsten Paradoxien eines solchen Lösungsvorschlages. Also auch wenn man sich völlig auf die rein pragmatischen Durchführungs-Schwierigkeiten beschränkt, wird augenfällig, daß mit einem derartigen Programm nicht nur illusionäre Sicherheitsvorstellungen erzeugt würden²², sondern daß man den Individualisierungsprozeß selber umkehren, ja daß man letztlich die strukturellen Bedingungen moderner Gesellschaften schlechthin revidieren müßte, die die Individualisierung eben nicht nur möglich, sondern vielmehr erforderlich gemacht haben.

7. Implikationen des Aufklärungs-Paradigmas

Nun hat aber besonders Christoph Lau (1988, S. 228) im Kontext der Individualisierungsdebatte nachdrücklich konstatiert, daß 'Individualisierung' eben zweierlei bedeutet,

²¹ Vgl. z.B. Protokoll Nr.5 v.17.9.87, S.90f: Prof. Dr. Karl Überla (Institut für Medizinische Informationsverarbeitung, Statistik und Biomathematik, Universität München)

²² Vgl. hierzu z.B. Protokoll Nr.8 v.29.9.87, S.11-12: Dipl.-Psych. Dr. Ulrich Clement (Psychosomatische Klinik, Heidelberg)

"nämlich ... Vereinzelung und psychologische Anomisierung einerseits und Autonomisierung und Emanzipation andererseits...", und daß demzufolge das "Risikobewußtsein" des individualisierten Menschen gegenüber den tradierten, sozialmoralisch eingebundeneren Lebensweisen, zunimmt. Das aber heißt, übertragen auf unser Thema: Individualisierung als Basisproblem der HIV-Epidemie zu betrachten, bedeutet, das Phänomen zu halbieren, bedeutet, einen einseitigen und zunehmend anachronistischen Struktur-Konservatismus fortzuschreiben, demzufolge die aus ihren sozialmoralischen Milieus entlassenen Menschen typischerweise anomisch und verantwortungsunfähig in ihren historisch neuen Freiräumen umhertaumeln - und deshalb entweder remoralisiert und bevormundet oder kontrolliert und abgeschreckt, oder beides, jedenfalls ent-individualisiert werden müssen.

Die Präventions-Alternative zu beiden Paradigmen hingegen, die sogenannte 'Rosenbrock-Linie' (vgl. Rosenbrock 1986), setzt nun auf die andere Hälfte des Individualisierungstheorems, auf die reflexive Selbstverantwortung also, die sich dem Einzelnen im Rahmen der sozialstrukturellen Bedingungen moderner Gesellschaften als Chance eröffnet, bewußt, und das heißt: unter Berücksichtigung der als mit bestimmten Handlungsweisen verbunden je bekannten Risiken, zu wählen.²³ Dieses Programm geht also - implizit - davon aus, daß uns, je weniger es an verbindlichen Gewißheiten zu finden gibt, um so augenfälliger unsere eigenen Zuständigkeiten vor Augen treten, und daß uns mithin um so deutlicher wird, daß wir selber die Verantwortung für uns tragen.

Wesentlich mitgetragen auch von den Experten der sogenannten 'Betroffenen-Initiativen', wird deshalb - dem Selbstverständnis nach - für eine rein technische bzw. 'sachliche', also dezidiert nicht-moralisierende und nicht-sanktionierende, Aufklärung plädiert. Die Grundidee hierbei ist die Annahme, daß das Problem der HIV-Infektion zumindest in epidemiologischer Hinsicht gelöst wäre, wenn jeder sich so verhalten würde, als ob er und sein Sexualpartner HIV-positiv wären. Daraus aber die Schlußfolgerung zu ziehen, man müsse alle Menschen davon abbringen oder abhalten, wechselnde Intimbeziehungen einzugehen, erscheint in einer individualisierten Gesellschaft wie der unseren wenig konstruktiv - und noch weniger durchsetzungsfähig. Weder die Ermahnung zur Treue noch die Überwachung der Nicht-Treuen gelten im Aufklärungs-Paradigma also als präventionspolitisch sinnvolle Konzepte: "Präventivorientierte Gesundheitspolitik kann nur zusammen mit sexueller Selbstverantwortung und nicht gegen sie arbeiten."²⁴ Und auch "wer die Teststrategie zur Verhaltensänderung propagiert, der redet kontrafaktisch, der redet kontraempirisch."²⁵ Stattdessen argumentieren diese Experten, auf der Grundlage der Be-

²³ Vgl. z.B. Protokoll Nr.11 v.16.10.87, S.53: Dr. Matthias Franck (Journalist, Düsseldorf)

²⁴ Protokoll Nr. 8 v.29.9.87, S. 12: Dipl.-Psych. Dr. Ulrich Clement (Psychosomatische Klinik, Heidelberg)

²⁵ Protokoll Nr.5 v.17.9.87, S.105: Dr. Rosenbrock (als Sachverständiger); vgl. auch z.B. Protokoll Nr.11

jahung sexueller Freizügigkeit, für eine zielgruppenspezifische Informationspolitik²⁶ und (entgegen allen immer wieder auch von anderen einschlägig befassten Spezialisten vorgebrachten lebenspraktischen Einwänden) für die Propaganda des prinzipiellen (möglichst ausnahmslosen) Kondomgebrauchs.²⁷

Wenn 'Individualisierung' also vor allem so verstanden wird, daß typischerweise jeder Einzelne heute in einem historisch neuen Ausmaß zwischen vielfältigen - auch sexuellen - Optionen immer wieder neu wählen kann und wählen muß, und daß jeder Einzelne es ist, der sich selber und dem je anderen gegenüber seine situativen Entscheidungen zu verantworten hat, dann bedeutet das auch, daß Individualisierung, als selbstreflexive Lebensweise, das HIV-Infektionsrisiko mittel- und langfristig eher verringern als erhöhen dürfte, daß sie eher die Lösung als das Problem des AIDS-Komplexes darstellt: Wenn jeder seine eigene Lebensführung als individualisiert, als nicht eingebunden in verlässliche Sozialzusammenhänge und dauerhafte, überschaubare Beziehungen begreift, und wenn jeder dem anderen grundsätzlich denselben Lebensstil unterstellt, wenn also jeder lebenspraktisch realisiert, daß eben "zahlreiche Berührungs- und Austauschpunkte zwischen den verschiedenen Kulturbereichen in der Gesellschaft da sind"²⁸, dann erkennt auch jeder in jeder intimen Begegnung mit dem anderen die Virulenz der potenziellen wechselweisen Gefährdung, und dann wird man wohl in aller Regel - schon aus reinem Selbsterhaltungstrieb - sein Verhalten darauf einstellen, statt sich einzubilden oder einzureden, man hätte mit dem ganzen Problem nichts zu tun.

8. Die Notwendigkeit der Entscheidung

Fazit: Obwohl das Individualisierungstheorem selber dialektisch gedacht werden muß, gibt es, wenn wir die hier vorgestellten Experten-Positionen ernst nehmen, d.h., wenn wir ihrer jeweiligen 'inneren Logik' folgen, hinsichtlich der Präventionsprogrammatis keine Dialektik, sondern nur ein Entweder-Oder. Der naheliegende und in den analysierten Debattenbeiträgen auch immer wieder favorisierte Kurzschluß, man könnte ja alle möglichen Präventionsmaßnahmen 'irgendwie' kombinieren, führt nicht zu einer problemflächendeckenden Synthese, sondern zu einem kontraproduktiven Eklektizismus: Wer auf die Wirkung traditioneller moralische Werte setzt, braucht keine obrigkeitlichen Sanktionen. Wer auf

v.16.10.87, S.58-59: Dr. Matthias Franck (Journalist, Düsseldorf)

²⁶ Vgl. hierzu z.B. Protokoll Nr.8 v.29.9.87, S.12-13: Dipl.Psych. Dr. Ulrich Clement (Psychosomatische Klinik, Heidelberg), S.28: Dipl.-Psych. Thomas Grossmann (Medizinische Hochschule Hannover)

²⁷ Vgl. z.B. Protokoll Nr. 8 v.29.9.87, S. 11: Dipl.-Psych. Dr. Ulrich Clement (Psychosomatische Klinik, Heidelberg)

²⁸ Protokoll Nr. 43 v. 11.1.89, S. 24: Prof. Dr. Bernd Schünemann (Universität Freiburg)

obrigkeitliche Sanktionen setzt, braucht keine reflexive Selbstverantwortung. Wer auf reflexive Selbstverantwortung setzt, der braucht nicht die Wirkung traditioneller moralischer Werte. D.h., entweder begreift man das Phänomen massenhafter Individualisierung als basales Problem des AIDS-Komplexes, oder als dessen basale Lösung.

Literatur:

- Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1986
- Beck, Ulrich: Der Konflikt der zwei Modernen. Bamberg (Manuskript des Eröffnungsvortrages beim 25. Deutschen Soziologentag in Frankfurt) 1990
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth: Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1990
- Corbin, Alain: Pesthauch und Blütenduft. Berlin (Wagenbach) 1984
- Deutscher Bundestag (Hrsg.): AIDS: Fakten und Konsequenzen. Endbericht der Enquete-Kommission des 11. Deutschen Bundestages "Gefahren von AIDS und Wirksame Wege zu ihrer Eindämmung". Bonn (Deutscher Bundestag: Zur Sache 13) 1990
- Gerhards, Jürgen/Schmidt, Bernd: Strategien der Intimität. Baden-Baden (Nomos) 1992
- Giesen, Bernd: Moralische Unternehmer und öffentliche Diskussion, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 35. Jg., H. 2/1983, S. 230-254
- Habermas, Jürgen: Individuierung durch Vergesellschaftung. In ders.: Nachmetaphysisches Denken. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1988, S. 187-241
- Hitzler, Ronald: Dummheit als Methode. Eine dramatologische Textinterpretation. In: Detlef Garz/Klaus Kraimer (Hrsg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung. Opladen (Westdeutscher Verlag) 1991, S. 295-318
- Hoffmann-Riem, Wolfgang: Schleichwege zur Nicht-Entscheidung. Fallanalyse zum Scheitern der Enquetekommission 'Neue Informations- und Kommunikationstechniken'. In: Politische Vierteljahresschrift, 29. Jg., H.1/1988, S. 58-84
- Koch, Michael G.: Aids. Vom Molekül zur Pandemie. Heidelberg 1987
- Kretschmer, G.: Zum Recht und Verfahren von Enquete-Kommissionen des Deutschen Bundestages. In: Deutsches Verwaltungsblatt, 15.9.1986, S. 923-930
- Lau, Christoph: Gesellschaftliche Individualisierung und Wertwandel. In: Heinz-Otto Luth/Heiner Meulemann (Hrsg.): Wertwandel - Faktum oder Fiktion. Frankfurt a.M. 1988
- Mettler-Maibom, Barbara: Wer will, kann sich kundig machen. Zur Arbeit der 'Enquete-Kommission Neue Informations- und Kommunikationstechniken (EKIK)' In: Medium, H. 3/1983, S. 11-17
- Plöhn, Jürgen: Enquete-Kommissionen: Grenzen und Leistungsvermögen am Beispiel der Kommission zum Jugendprotest. In: Zeitschrift für Parlamentsfragen, 16. Jg., H.1/1985, S. 7-25
- Rehfeld, Dieter: Enquete-Kommissionen in der BRD. In: Lompe, Klaus: Enquetekommissionen und Royal Commissions. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1981, S. 181-290
- Rosenbrock, Rolf: AIDS kann schneller besiegt werden. Hamburg 1986
- Steinbach, Manfred: Die Rolle von Expertenwissen in der Gesundheitspolitik. In: Reinhard Löw/Peter Koslowski/Robert Spaemann (Hrsg.): Expertenwissen und Politik. Weinheim (VCH, Acta Humaniora) 1990, S. 125-131
- Süßmuth, Rita: AIDS. Wege aus der Angst. München 1987
- Theweleit, Klaus: Männerphantasien. 2 Bände. Frankfurt a.M. (Roter Stern) 1977

Ökologische Ideale

Zur Typisierung ideologischer Positionen

Neuerdings entwickelt sich in modernen Industrieländern eine - jedenfalls in ihren Ausmaßen und in ihrer gesellschaftlichen Relevanz - neuartige Polarisierung zwischen den Menschen, die eher technisch-hedonistisch (sozusagen auf ein elektronisches Schlaraffenland hin) und den Menschen, die eher ökologisch-integrativ (sozusagen auf den Mutter-Erde-Mythos hin) orientiert sind. Strittig ist dabei a) zwischen den ökologiebewußten und den ökologisch desinteressierten Teilen der Gesellschaft, worauf im Zweifelsfalle eher zu verzichten sei: auf eine technisch immer höher gerüstete, energieverbrauchsintensive Zivilisation, oder auf das globale Gleichgewicht der Natur, und b) unter den ökologiebewußten Teilen der Gesellschaft, ob es richtig sei, bei der 'Rettung' der Natur als menschlicher Resource anzusetzen (Prinzip: Umwelt-Erhaltung), oder ob nicht vielmehr der Natur eine eigene Qualität, ein eigenes 'Recht' zukomme, die es (durch Menschen) auch gegen die Interessen der Menschen zu wahren und zu schützen gilt (Prinzip: Natur-Verschönerung) (vgl. dazu auch Gross/Hitzler 1990).

Als im öffentlichen Meinungsbild relativ artikulationsunfähig bzw. artikulationsunwillig erweist sich dabei (zumindest gegenwärtig) die Weltsicht derjenigen, die nachwievor - sozusagen ohne Rücksicht auf ökologische Verluste - das Prinzip des 'Höher, Schneller, Besser', des 'Mehr' von allem massenhaft Produzierbaren und des uneingeschränkten Konsums alles Konsumierbaren bejahen. Daß diese Einstellung gleichwohl noch existiert (ja vielleicht sogar noch durchaus verbreitet ist), erkennt man empirisch eher am faktischen Handeln in Bürokratien und Betrieben, insbesondere aber in den Supermärkten und auf den Straßen, als an explizit anti-ökologischen Meinungsäußerungen.

Zwischen Apokalypse Now und New Age

Antipodisch hierzu, auch hinsichtlich ihrer zunehmenden medialen Präsenz, stehen wohl die Ideologien, die (implizit oder explizit) eine (Re-)Sakralisierung der Natur propagieren. Der Tenor der, hierbei sozusagen den pessimistischen 'Apokalypse-Now'-Gedanken prolongierenden, im Grunde traditionalistisch-gegenmodernen 'Erweckungs'-Fraktion lautet im wesentlichen: Noch tanzen wir auf dem Vulkan unserer Energiequellen, noch starren wir gebannt auf die Steigerungsraten unserer Wohlstandsindikatoren, noch bauen wir frohgemut an einer verschwenderischen Zukunft, die längst keine mehr ist, denn noch vermögen nur Wenige die Menetekel zu enträtseln, die das Ende verkünden: Der Zivilisations-

mensch in seiner Massenhaftigkeit erstickt in seinem Unrat. Er muß sich radikal selbst beschränken, muß sich möglichst zurückziehen aus der vom Industriezeitalter geschundenen, zugrundegerichteten Natur. Er muß seinen Irrweg erkennen, muß 'sehen' lernen, daß nicht einmal mehr 'Reformen', daß nur noch Umkehr, Askese, Verzicht ihm anstehen. Dieser Prozess wird schmerzlich sein und voller Wehmut und Zorn. Gleichwohl, so das apokalyptische Credo, wird Armut heraufziehen müssen als ein unausweichliches Verhängnis, damit der Mensch sich (wieder) einzufügen lernt in die selbstregulativen Wirkkräfte der Natur.

Wissenschaftlich-technische Seinsvergessenheit, babylonische Hoffahrt also, biblisch gesprochen, habe dem Zivilisations-Menschen vorgegaukelt, er stehe als Subjekt 'außerhalb' der Natur. Aber diese kosmische Dissonanz wird, entsprechend der eher optimistischen Version, die sozusagen die postmodernistische 'New-Age'-Fraktion innerhalb der (Re-) Sakralisierungs-Ideologien vertritt, gegenwärtig bereits transzendiert: Korrelierend mit vielfältigen sozialen Transformationsprozessen (wie dem Übergang zum Post-Industrialismus, wie der Informatisierung und Mediatisierung der Gesellschaft, wie der Pluralisierung der Lebensformen), findet demnach aktuell ein genereller Bewußtseinswandel statt. Aus dem allgemeinen Krisenbewußtsein (das sich in Phänomenen wie z.B. der öffentlichen Skepsis gegen technischen Fortschritt und wissenschaftliche Rationalität manifestiert), entstünden nun neue, sozial relevante Themenfelder (exemplarisch eben: Risikodiskurs bzw. Ökologie-Debatte). Dabei werde zunehmend die für die bisherige Moderne symptomatische, aufklärungsphilosophische Subjekt-Objekt-Trennung durch eine Re-Subjektivierung der Natur und eine Re-Naturalisierung der Subjektivität, also durch ein qualitativ neues Subjektivitäts- und Naturverständnis, ersetzt.

Zwischen Wertkonservatismus und Liberal-Pragmatismus

Am massivsten aber (und wahrscheinlich auch am durchsetzungsfähigsten) artikuliert sich das ökologische Bewußtsein wohl in einer deutlich anthropozentrischen Ideologie der mannigfaltigen 'kleinen' Schritte zu einem umfassenden Umweltschutz, der es zunehmend zu gelingen scheint, sowohl die bisherige technisch-rationale Ausbeutung der Natur als 'grundsätzlich reflexions- und revisionsbedürftig' als auch die kosmisch-sakrale Verklärung der Natur als 'nicht politikfähige Utopie' zu etikettieren und immer hörbarer dafür zu plädieren, unsere zivilisatorische Zuständigkeit dahingehend auszuüben, daß wir - vor allem aus Verantwortung für spätere Generationen - 'unserer' (d.h., menschliches Leben ermöglichenden) Natur zur Wiederherstellung ihres als ihr immanent unterstellten und von uns (fahrlässig) zerstörten oder zumindest irritierten 'Gleichgewichts' verhelfen.

Die eher 'wertkonservative' Version einer solchen anthropozentrischen Natur-Ideologie betont dabei nachhaltig die normative Bedeutung der grundsätzlichen 'Achtung vor der Natur' für den praktischen Umgang mit ihr. D.h., daß, solange nicht existenzielle Interessen des Menschen bedroht sind, allem Natürlichen die gleiche Eigenwertigkeit zuerkannt werden soll. Auf dem Wegweiser in eine andere, in eine in diesem Sinne sozusagen ökologisch selbst-bewußte Zukunft könnte mithin, gegen Marx und in Anlehnung an Odo Marquard stehen: Bislang haben wir die Natur nur verschieden verändert; es kommt darauf an, sie zu verschonen. Mit dieser 'Natur', deren 'Renaissance' es demnach nunmehr als kollektive Hebammenpflicht zu sichern und zu unterstützen gilt, ist allerdings - von raren ideologischen Extrempositionen abgesehen - einmal mehr eine ganz bestimmte, nämlich im wesentlichen menschenbezogene, ja menschenfreundliche 'Natur' gemeint. Keine Existenzberechtigung hingegen hat hier 'selbstverständlich' jene 'andere' Natur z.B. der großen Naturkatastrophen wie auch jene der kleinen - bakteriellen und viralen - Krankheitserreger, um nur auf zwei sozusagen phänomenal antipodische Beispiele zu verweisen.

Die liberal-pragmatische Version der anthropozentrischen Natur-Ideologie setzt hingegen eher auf ein 'business as usual', auf die Intensivierung technischer Anstrengungen zur Lösung der je sichtbar werdenden, ökologisch dysfunktionalen Folgen technischen Fortschritts. Zugleich wird hier intensiv über Modifikationen des geltenden Rechtssystems nachgedacht, mittels derer der Zerstörung 'natürlicher Ressourcen', also der Vernichtung des Gebrauchswertes der Natur wirksam Einhalt geboten werden könnte. Als zentrales Problem gilt dabei übrigens nicht die in den Medien so publikumswirksam vermarktete 'Umwelt-Kriminalität', als zentrales Problem gilt die in der Regel absichtslose, aus der (bisherigen) modernen Lebensweise in der Regel ganz legal resultierende Umweltschädigung, also all das, was wir als nicht beabsichtigte aber anscheinend auch nicht zu vermeidende 'Nebenfolgen' der Massenzivilisation in Kauf zu nehmen gewohnt sind. Die ökologische Kritik auf dieser Argumentationsschiene lautet: Wenn wir unser bisheriges Verständnis von 'Lebensqualität' unverändert fortschreiben, entziehen wir dieser 'Lebensqualität' schlicht ihre Grundlagen.

Im ökologischen Bewußtsein manifestiert sich also, so würde ich vor diesem Hintergrund behaupten, wohl am massivsten das, was man den aktuellen 'Zeitgeist' nennen könnte. Und idealtypisch gesprochen läßt dieses sich in der simplen Dichotomie von anthropozentrischem versus (re-) sakralisierendem Naturverständnis fassen: Entweder es geht um eine 'gute' bzw. 'bessere' Welt für den Menschen, also darum, die Lebensqualität für den Menschen zu maximieren bzw. zu optimieren, oder es geht um eine 'gute' bzw. 'bessere' Welt an sich, also darum, die Manipulation des Lebens durch den Menschen zu minimieren bzw. zu negieren (und d.h., Zivilisation einzufrieren, rückgängig zu machen, zu beseiti-

gen). Die letztere 'Logik' erfordert eine Reduktion menschlicher Einflußnahme, ein 'Heraushalten'; konsequent zuende gedacht: den Abschied von der spezifisch menschlichen, d.h. gegenüber anderen extraordinären (weil grundsätzlich destruktiv-konstruktiven) Lebensform.

Die Entdeckung des Öko-Marktes

Der völlige Verzicht auf die Destruktion vorgängiger ökologischer Gleichgewichte durch den Menschen ließe sich letztlich wahrscheinlich nur dadurch realisieren, daß dieser in einem finalen manipulativen Akt seine eigene biologische Reproduktion unterbindet und sich damit als Gattung aus der Welt verabschiedet. Diese Denkweise erscheint, so unverhüllt betrachtet, möglicherweise einigermaßen absurd. Ihre 'Spuren' aber durchziehen durchaus vielfältig und wirkungsvoll - und in aller Regel implizit und schwer aufweisbar - den ökologischen Diskurs. Um nur ein - medial installiertes und deshalb besonders bekanntes Beispiel zu nennen: "Die Natur braucht uns nicht, aber wir brauchen die Natur!" (Wenn dem tatsächlich so sein sollte, dann hülfe in der Tat nur noch, die 'Natur' - was immer sie ist - von menschlichen Taten zu verschonen.)

Die dem anthropozentrischen Naturverständnis entsprechende 'Logik' hingegen erfordert fraglos ein Umdenken bei der Kalkulation von 'Kosten' und Gewinnen' - menschlicher Produktion (und Reproduktion) überhaupt. Wie Ulrich Beck immer wieder (z.B. 1991) konstatiert, gibt es - genau genommen - weder für den einzelnen Produzenten noch für die Gesamtgesellschaft mehr 'Umwelt' in dem Sinne, wie die bisherige, halbierte Moderne sie veranschlagt hat: als etwas, das man als (rücksichtslos) nutz- und ausbeutbar behandeln konnte einerseits, und als etwas, auf bzw. in das man die nichtintendierten und nichtverwertbaren Folgen seines Handelns (also seinen 'Abfall' im weitesten Sinne des Wortes) mehr oder weniger 'kostenlos' abschieben bzw. abwälzen konnte.

Entgegen allen einschlägigen Public-Relations-Strategien ist inzwischen sogar allgemein bekannt, daß es auch im Hinblick auf Kapitalverwertungsinteressen keine umweltfreundlichen Branchen per se gibt: Auch wenn z.B. die Touristikindustrie - aus naheliegenden Beweggründen - gerne ihre Naturverbundenheit herausstreicht, der Fremdenverkehr selber wird immer nachhaltiger als Ökologie-Problem thematisiert. Auch wenn im Zusammenhang mit Umwelt-Belastungen immer wieder besonders auf die chemische Industrie verwiesen wird, manche der hier entwickelten Produkte tragen heute auch eindeutig zur Erhaltung natürlicher Lebensräume bei.

Galt bislang aber - in der nur industriellen Moderne - im Hinblick auf die Öko-Problematik zwischen den divergierenden Kapitalverwertungsinteressen eher mehr als weniger das Prinzip 'Ein Krähe hackt der anderen kein Auge aus', so agiert man neuerdings zeitgeistgerecht zunehmend nach dem Motto 'Jeder drischt, so gut er kann', denn mit dem ideologischen Gütesiegel 'Umweltfreundlichkeit' wurde und wird ein in seinen ökonomischen Dimensionen noch keineswegs abschätzbarer Markt erschlossen, auf dem sich der eine Anbieter an den jeweils aufgefliegenen bzw. ruchbar gewordenen Umwelt-Sünden des anderen 'gesund stoßen' kann (und der deshalb auch, wie man schon jeden Abend im Werbefernsehen verfolgen kann, glänzend floriert und unaufhaltsam expandiert). Was der einen Kapitalfraktion recht ist, ist der anderen schon längst nicht mehr billig, sondern kommt sie vielmehr teuer zu stehen: Die Luft, die die einen verpesten, das Wasser, das die einen vergiften, den Wald, den die einen zerstören, das sind die Ressourcen, aus deren Vermarktung (und zunehmend auch: aus deren 'Errettung') die anderen ihren Profit schlagen.

Den ökologischen Ideologie-Diskurs als Auseinandersetzung auch zwischen Kapitalfraktionen mit divergenten bis widersprüchlichen Interessen zu begreifen ist also sicherlich richtig und bis zu einem bestimmten Punkt auch sinnvoll. Gleichwohl behaupte ich, daß nicht die Kapitalfraktionen diese Thematik sich ausgesucht haben, auch wenn zwischenzeitlich immer offensichtlicher wird, daß sich mit der Umwelt-Thematik auf vielfältige Weisen viel Geld verdienen läßt. Die Kapitalfraktionen produzieren den ökologischen 'Zeitgeist' weniger, als daß sie sozusagen auf ihm 'reiten'. Sie erzeugen auch weniger das um sich greifende 'schlechte Umwelt-Gewissen', als daß sie es (mehr oder weniger schamlos) zur relativen Profitmaximierung auszunützen bestrebt sind. Das ist, wie gesagt, quasi 'business as usual' mit erweiterter oder auch modifizierter Produktpalette und birgt mithin empirisch auch kaum Überraschungen. Analytisch spannender erschiene mir die Frage, aufgrund welcher Bedingungen das Öko-Thema eigentlich sich von diesen Kapitalfraktionen so vielfältig und zumindest zum Teil gegensätzlich ausspinnen läßt.

Das ganz alltägliche Öko-Dilemma

Ich denke, es liegt am Prinzip des Öko-Diskurses selber, in dem die politischen Argumentationen und öffentlichen Polemiken eher taktischen als strategischen, geschweige denn Gesichtspunkten ihrer inneren 'Logik' und Konsistenz folgen, daß heute sozusagen jeder beliebige Zugriff auf die Begriffshülsen 'Natur', 'Umwelt', 'Ökologie' zu jedem beliebigen Zweck möglich ist, und daß ökologisches Denken in ein alltägliches Dilemma führt: Wenn nicht nur der abgasende Auto-Mobilist und der Fernflug-Urlauber, wenn auch der Bade-gast, der Segler und Surfer, der Pistenjäger und der Loipen-Läufer, der Klettermaxe und

der Wildwasserkanut, der Mountain-Biker und zwischenzeitlich sogar der simple Jogger und Wanderer, wenn allmählich jeder sich in der Natur ergehende Alltagsmensch angesichts seiner Massenhaftigkeit als destruktive Variable im 'natürlichen' Gleichgewicht ausgemacht und abgemahnt wird, heißt das für den 'wirklich' ökobewußten Zeitgenossen dann vielleicht ironischerweise doch wieder eher 'heim ins Heim' und sich einspinnen und verdrahten in die elektronischen Sensorien, die die Welt für uns erblicken, ertasten und erfassen, die die Sensationen des Lebens 'da draußen' zerstückeln, digitalisieren, und in verdaubaren und zumeist auch bekömmlichen Portionen wieder zusammensetzen, ab-bilden? Bedingt dies also - a tergo gewissermaßen - doch den massenhaften Rekurs auf Chemie, Technologie, Energie als Basis dafür, daß wir das, was wir als 'Natur' betrachten, in Ruhe und möglichst sich selber überlassen und uns selbst möglichst zurückziehen, zwar nicht in uns, aber in unsere betonierten, zentral- und fernbeheizten, ver- und entsorgten, vollverkabelten und -vernetzten Wohnhöhlen?

Umweltsünder, wenn man denn schon in biblische Begrifflichkeit sich versteigt, Umweltsünder sind sie 'natürlich' beide: Der, der erfahrungshungrig ausschwärmt und frohgemut mitten hineintritt ins Öko-Gleichgewicht, und der, der sich in sein High-Tech-Gehäuse verkriecht und sich mit Wirklichkeiten 'füttern' läßt. Am problematischsten ist natürlich der, der zugleich seine Wohnmaschine perfektioniert und trotzdem auch noch persönlich in der Welt herumfuhrwerkt. Ein reiner Umweltengel hingegen wäre wohl der, der sich meditierend über weitere Reduktionschancen seiner ohnehin schon minimierten Bedürfnisse auf einen minimalen und minimal ausgestatteten Lebensraum zu beschränken wüßte: Ökologisch 'gut' wäre also ein massenhaftes Eremitentum klassischen Zuschnitts unter Nutzung bereits vorhandener, über die Zeiten hin dann romantisch verfallender Wohnstätten einer somit auch quantitativ allmählich im Wortsinne 'verwehenden' Zivilisation. Ökologisch 'böse' ist der Energie- und Rohstoff-verprassende, rund um die Uhr konsumierende Freizeit-Nomade, der auch noch glaubt, sich vermehren zu sollen.

Aber die meisten von uns sind weder Engel noch Teufel, die meisten von uns auch wollen das eine so wenig sein, wie das andere. Die meisten 'menscheln' mit ihren kleinen oder größeren Lasten und Tugenden so vor sich hin und verzeihen sich selber auch ganz gerne, was sie schon dem Nachbarn nur ungern nachsehen. Jeder schielt, auch dies verständlicherweise, vornehmlich nach dem Dorn im Auge des anderen: Wer zu Hause bleiben kann oder muß, schüttelt den Kopf über den, der sich auf den Straßen herumwälzt; wer viel und schnell fährt, begreift nicht, warum der andere den Ausbau des Verkehrsnetzes verhindern will; wer die Landschaft liebt, die Wälder und die Auen, auch und vielleicht gerade die exotischen und entlegenen, dem graut davor, in seinen vier Wänden zu sitzen; wer sich freiwillig allenfalls vom TV-Bildschirm zum Computerterminal bewegt, der fragt

sich, warum man eigentlich die ganze Welt 'da draußen' eigenfüßig niedertrampeln muß; wer Kinder zeugt, will ihnen in der Regel eine 'bessere' Welt hinterlassen, wer hingegen keine Kinder zeugt, erhofft sich diese 'bessere' Welt vielleicht gerade davon, daß die Menschen aus ihr verschwinden.

Fazit: Im Hinblick auf diese diskursiven Konfliktlinien sieht es derzeit aber so aus, als ob keine großen und allgemeinverbindlichen, 'stimmigen' Gesamtlösungen zu erwarten wären, sondern eine Vielzahl kleiner alltäglicher Querelen zwischen den verschiedenen ideologischen Gruppierungen, die politisch voraussichtlich in so oder so 'halbherzigen' ökologischen Kompromissen und nicht sonderlich gut koordinierten sozialtechnologischen Teil-Maßnahmen 'kanalisiert' werden (vgl. dazu auch Hitzler/Honer 1991).

Literatur:

Beck, Ulrich: Politik in der Risikogesellschaft. Frankfurt a.M. 1991

Gross, Peter und Hitzler, Ronald: Die Natur - Wildnis, Schöpfung, unsere Schöpfung. In: gdi impuls, H. 3/1990, S. 37-40

Hitzler, Ronald und Honer, Anne: Die Bleifuß-Lösung. In: Ästhetik und Kommunikation, H. 77/1991, S. 41-46

Bürger machen mobil

Über die neue soziale Sicherheits-Bewegung¹

1. Der selbstjudizierende Präventionstypus

Gegenüber Phänomenen, die als 'ordnungsbedrohend' gelten und mithin im weitesten Sinne als 'kriminell' etikettiert werden, lassen sich zwei grundsätzliche Reaktionstypen unterscheiden: Der eine ist die sozialfürsorgerische Prävention-durch-Therapie², der andere ist die selbstjudizierende Prävention-durch-Repression³. Der hier als 'sozialfürsorgerisch' bezeichnete Präventionstypus setzt auf ein kollektives Umdenken, auf die Wiederentdeckung gesellschaftlicher Werte wie 'Toleranz', 'Mitmenschlichkeit', 'Nächstenliebe'. Er setzt auf verstärkte moralische Sozialisation, auf mehr Lebens- und Gemeinsinn, auf größere Rücksicht- und Anteilnahme, auf die Beseitigung sozialer Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten, usw. Dieser Reaktionstypus geht davon aus, daß Gewalt, als Antwort auf Gewalt, Gewalt nicht vermindert oder gar verhindert, sondern immer noch mehr, noch stärkere Gewalt provoziert, daß durch gewalttätige Gewaltbekämpfung Gewalt immer weiter eskaliert. Ganz unabhängig davon, ob dieser - hier idealtypisch zugespitzte - Denkansatz in sich stimmig ist oder nicht, eignet er sich anscheinend nicht sonderlich gut dafür, Menschen, die durch die - potentiellen oder faktischen - Aktivitäten anderer Menschen ihre Existenzgrundlagen, ihre Ordnungsvorstellungen, ihren Lebensstil akut bedroht sehen, Rezepte dafür zu liefern, wie sie sich im Hinblick auf ihre Schutzinteressen konkret und wirksam verhalten sollen.

Der hier als 'selbstjudizierend' bezeichnete Präventionstypus hingegen meint ganz allgemein, daß man die Herstellung bzw. Aufrechterhaltung von 'Gerechtigkeit' bzw. die (wie auch immer vorgenommene) Ahndung von Verstößen gegen das, was man als 'gerechtfertigte Ordnung' ansieht, nicht an andere, z.B. hierfür spezialisierte Akteure bzw. Instanzen delegiert, sondern eben selber zu gewährleisten versucht (mit welchen Mitteln auch immer). Im Selbstverständnis der Akteure (und ihrer Sympathisanten) geht es dabei vor allem darum, durch demonstrative 'Wachsamkeit' sozial unerwünschtes Verhalten an-

¹ Sylvia Lustig danke ich für ihre engagierten Recherchen, Elmar Koenen für wichtige terminologische Hinweise.

² 'Therapie' meint hier, im Anschluß an Berger/Luckmann (1969, S. 121ff), ganz allgemein alle Steuerungsmaßnahmen gegenüber Individuen und Gruppen, die darauf abzielen, von einer sozial definierten 'Normalität' abweichende Zustände und Verhaltensweisen durch 'Heilung' zu korrigieren.

³ Wobei Therapie natürlich, streng genommen, ebenfalls als Form der Repression begriffen werden kann. Gemeint sind hier mit 'Repression' im wesentlichen gewaltförmige Varianten solcher Maßnahmen, wie sie bei Berger/Luckmann (1969, S. 123f) unter 'Nihilisierung' thematisiert werden.

derer Personen zu verhindern und/oder zu unterbinden. Dieser 'andere' Reaktionstypus scheint dem verunsicherten, sicherheitsbedürftigen Bürger durchaus - im wörtlichen Sinne - handfeste Handlungskonzepte für von ihm als bedrohlich wahrgenommene Situationen der Gefährdung und/oder Belästigung zu liefern.

Die folgenden Ausführungen zu diesem 'selbstjudizierenden' Reaktionstypus basieren auf der Beobachtung, daß sich im Schatten der öffentlichen Debatte über Rechtsradikalismus und Ausländerfeindlichkeit vielerorts wehrwillige Selbstschutzinitiativen zur Verteidigung von Leib und Leben, Hab und Gut, Ruhe und Ordnung in Bürger- und Kleinbürgerquartieren formieren (vgl. dazu auch Green 1987 und King 1987). Legitimatorisch wird von den Akteuren und ihren Sympathisanten auf eine grasierende Unsicherheit verwiesen - aufgrund zunehmender Bedrohungen unterschiedlichster Art krimineller bzw. kriminalisierter Milieus, die von den staatlichen Ordnungskräften nicht mehr unter Kontrolle gehalten werden können.⁴

2. Die mediale Horror-Inszenierung

"So wie das eklatante Versagen der Parteien in der Asylproblematik das Verhältnis zwischen Politik und Bürgern fundamental verändert hat, so wird die hochschnellende Kriminalität die nächste große Vertrauenskrise in unserem Land auslösen. Alles, was den Bürgern demgegenüber an höheren Steuer- und Abgabenlasten zugemutet wird, ist letzten Endes weniger gravierend als die Tatsache, daß sie der Staat nicht mehr gegen Gewalt und Unrecht schützt", schrieb Jürgen Offenbach am 27.2.1993 in der 'Südwestpresse' als Kommentar zum Thema 'Politik und Polizei', und weiter: "Die Kriminalität wird hierzulande immer weniger bekämpft und immer mehr verwaltet. Die Diebstahlsquote steigt genauso rasant an wie die Straftaten 'rund ums Auto', vor allem aber die Wohnungseinbrüche. Bürger, die auf Polizeirevieren anrufen, treffen immer öfter den Anrufbeantworter an - oder nicht einmal den."

Dieser Kommentar stand neben einem vierspaltigen Artikel über die Zunahme von Diebstahl- und Gewaltkriminalität im Bereich der Deutschen Bundesbahn (1992: 18000 Diebstähle und 1000 Raubüberfälle), zu der ein Vorstandsmitglied der Bundesbahnzentrale lapidar meinte, daß die Kriminalität in Deutschland nun mal wachse und die Bahn sich leider nicht von der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung abkoppeln könne. Wenn man sich

⁴ Vgl. dazu z.B. Johnston 1992, sowie den Sammelband von Shearing/Stenning 1987. - Zunehmend wird in der Debatte über dieses Phänomen auch schon die Frage gestellt, ob damit das staatliche Gewaltmonopol wieder (einmal) zur Diskussion - oder gar zur Disposition - steht (vgl. dazu v.a. Narr 1992).

daneben die Printmedien von 'Bild' bis 'Der Spiegel', von 'Neue Revue' bis 'Die Zeit' anschaut oder durch die TV-Kanäle zappt, von den Nachrichten bis zur Talkshow, von der Großreportage bis zur Magazinsendung, dann scheint sich dieser Eindruck auch durchaus zu bestätigen: Die Zahl der kriminellen Delikte schwillt allorts an, die polizeiliche Aufklärungsquote hingegen sinkt prozentual fast kontinuierlich ab: In den alten Bundesländern z.B. sei (laut polizeilicher Kriminalstatistik) seit Mitte der Achtziger Jahre die Zahl der Straßen- und Handtaschen-Raubüberfälle um 50 Prozent gestiegen, und noch nicht einmal jedes dritte Delikt sei aufgeklärt worden. Von den Wohnungseinbrüchen werde gar nur knapp jeder sechste aufgeklärt. Kein Wunder, wenn man liest, daß die Spurensicherung wegen Personalmangels offenbar nur noch bei wirklich schwerwiegenden Diebstählen und bei Gewaltverbrechen ausrückt.

130 000 Straftaten wurden, Presseberichten zufolge, 1992 von der Polizei in Frankfurt registriert, d.h. über 20 Delikte je 100 Einwohner; und auch in Berlin waren es immerhin fast 15 und in Stuttgart noch über 10. Der polizeilichen Kriminalstatistik zufolge steigt dabei der Anteil der Gewaltkriminalität an der Gesamtzahl der registrierten Delikte von Jahr zu Jahr deutlich an. Insbesondere Straßen-Überfälle nehmen weit überproportional zu, und zwar, so Werner Mrozek (1991), in Formen, die früher nur aus dem Ausland bekannt gewesen seien: "Raub an den Ampeln, Hilfe erwartende Verunfallte, die zuschlagen, wenn man ihnen helfen will, vor allem aber der Raub von Handtaschen." Laut Darstellung der Illustrierten 'Stern' (3/1993, S. 71) z.B. wurden annähernd zwei Drittel der 1992 in Frankfurt begangenen Morde, Totschläge und Raubüberfälle und mehr als die Hälfte der Rauschgiftdelikte von Ausländern verübt. Mrozek spricht von einem 'Verbrechens-Import' aufgrund der "sich immer leichter öffnenden Grenzschränken und kaum noch zu kanalisierenden Ströme von Aus- und Übersiedlern, Asylbewerbern und den sogenannten 'Touristen'."

Noch weitaus katastrophaler als im Westen sieht, wenn man der Medienberichterstattung folgt, die Lage in den neuen Bundesländern aus: Die Zahl der Diebstähle hat sich demnach in den großen Städten Ostdeutschlands (Leipzig, Dresden, usw.) gegenüber den DDR-Zeiten verfünffacht, die Zahl der schweren Raubüberfälle hat sich fast versechsfacht, die Zahl der Brandstiftungen versiebenfacht. Es entsteht der Eindruck, als werde der Osten Deutschlands von einer immensen Verbrechenslawine überrollt. Sozialwissenschaftliche, d.h. hinsichtlich der Validität und Reliabilität von Daten typischerweise skrupulösere Experten warnen allerdings vor Fehlinterpretationen aufgrund einfacher Vergleiche der alten DDR-Kriminalstatistiken mit westlichen Erhebungen (vgl. z.B. Lehnert/Schumacher 1991). Gleichwohl konstatieren auch sie "eine erhebliche Zunahme der Aggressivität und Brutalität bei der Tatbegehung sowie der Risikobereitschaft der Täter" (S. 597), wobei der

steigende Anteil überregional handelnder Täter beachtenswert sei. Auch in den neuen Ländern steigt - neben dem unbefugten Benutzen von Fahrzeugen - die Zahl der schweren Einbrüche, Brandstiftungen, Raubüberfälle und Gewaltandrohungen besonders stark an.

Eine gerade in den neuen Ländern schlecht ausgerüstete und in ganz Deutschland nach Bekunden der eigenen Sprecher chronisch unterbesetzte Polizei (mindestens 60 000 Beamte sollen auf den Revieren fehlen) sieht sich einem ausufernden Verbrechensmilieu gegenüber: immer besser organisierte, auf Ladendiebstähle und Raubüberfälle spezialisierte Jugendbanden, mit Gewalt und Bestechung arbeitende mafiaähnliche Organisationen, ein Heer von Drogenabhängigen (über 120 000), die ihre Sucht über Wohnungseinbrüche, Diebstähle, Raubüberfälle und Drohungen (neuerdings verstärkt unter Einsatz von blutgefüllten Spritzen) finanzieren (ca. 10 Prozent der polizeinotorischen Delikte insgesamt), und zunehmend auch strafunmündige Kinder, die von Erwachsenen zum "Klauen und Dealen geschickt" werden (Spiegel 42/1991, S. 32). Nur zwölf Prozent aller Großstadtbeohner in Deutschland, so der 'Stern' 3/1993, S. 72f, wähen sich noch sicher, jeder zehnte, der über 50 Jährigen traut sich kaum noch auf die Straße.

3. Das reale Szenario in den Köpfen der Menschen

Das, in groben Zügen, ist das aktuelle Lebensrisiko- und Existenzangst-Szenario, das die Medien derzeit auffächern und auf die Agenda öffentlicher Aufmerksamkeit setzen. Kolportiert werden dabei ständig erschreckend-eindrucksvolle Statistiken im bewährten Verein mit grausig-grusligen, traumatischen Individual-Erlebnissen und Einzelschicksalen. Derlei Geschichten aus dem Dschungel des Alltagslebens (in den großen Städten) erzeugen und stabilisieren hochgradig subjektive Gefühle der Bedrohtheit durch eine anscheinend unaufhaltsam wachsende Kriminalität - relativ unabhängig von ausbleibenden eigenen Widerfährnissen, aber durch jedes entsprechend definierbare Ereignis im eigenen Lebenshorizont sofort massiv bestätigt und verstärkt.

Subjektive Verunsicherung bzw. Angst muß offensichtlich nicht mit objektiv zunehmenden Kriminalitätsraten oder mit einer tatsächlichen persönlichen Bedrohtheit einhergehen. Laut Karl-Heinz Reuband (1992) reicht vielmehr ein solches, in den Medien hinlänglich intensiv verbreitetes Horror-Szenario völlig aus, auch dann um sein Hab und Gut und seine persönliche Sicherheit zu bangen, wenn es an einschlägigen eigenen Erfahrungen mangelt. Vor allem wenn Verhaltensgewohnheiten durch faktische oder auch fiktive Verbrechen irritiert werden, wenn überkommene, Vertrauen und Verlässlichkeit schaffende

Ordnungs-Konzepte brüchig werden, wachsen Schutzbedürfnisse und individuelle wie kollektive Selbstverteidigungs-, Selbstjustiz- und Wehrbereitschaft.

Entsprechend der von Robert K. Merton analysierten Logik einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung besteht diese zunehmende (Ab-)Wehrneigung von Menschen, die meinen, sie hätten 'etwas zu verlieren', tatsächlich und (relativ) unabhängig von (wie auch immer bestimmbaren) objektiven Risiken und Bedrohungen - und müssen infolgedessen, vor jeglicher (moralischen) Bewertung, erst einmal in ihrer Faktizität zur Kenntnis genommen, beschrieben und verstanden werden. Die wachsenden Sicherheitsbedürfnisse drücken die tatsächlichen Befürchtungen und Ängste der Bevölkerung aus. Und entsprechend dem bekannten Diktum von William I. Thomas, wonach die Definition einer Situation als 'real' reale Konsequenzen zeitigt, resultiert daraus, zunehmend sichtbarer werdend, das, was man die neue soziale Sicherheits-Bewegung nennen könnte.

4. Sicherheit als Geschäft

Derzeit beobachtbare Indikatoren für eine allgemeine Erhöhung des Sicherheits-Bewußtseins sind zunächst einmal die Intensivierung, Ausweitung und Hochrüstung technischer Überwachungs- und Sicherungsanlagen (Alarmanlagen, Patentschlösser, Kameras, Detektoren, Sirenen, elektrische Hunde, usw.). Der zweite Schritt besteht in defensiver Selbstbewaffnung (Selbstverteidigungstechniken, Schlagwaffen, Gas- und Senfsprays, Gas- und Schreckschußpistolen, usw.). Für Objektschutzmaßnahmen werden - insbesondere von Industrieunternehmen, Kaufhäusern und öffentlich-rechtlichen Einrichtungen, zunehmend aber auch von Ladenbesitzern und begüterten Privatleuten - kommerzielle Sicherheitsfirmen engagiert. Die bei diesen Firmen beschäftigten Wachmannschaften übernehmen zwischenzeitlich auch die Aufgabe, Raubüberfälle und Nötigungen - insbesondere auf bzw. gegenüber Ladenbesitzern und reichen Privatleuten - zu vereiteln (bekannte Einsatzorte: z.B. Hamburger Bahnhofsviertel, Münchner U-Bahn, Leipziger Innenstadt, Berliner Reichsbahn - vgl. dazu auch Pütter 1992).

Die Herstellung und Erhaltung von Sicherheit wird gegenwärtig also zu einem - allem Anschein nach: lukrativen - Geschäft (vgl. dazu McCrie 1988, Diederichs 1992, Nogala 1992). Allein in Bayern hat sich die Zahl der privaten Sicherheitsunternehmen in den letzten zehn Jahren um 150 Prozent auf über 500 erhöht. Und die Nachfrage nach Werkchutzleuten, Leibwächtern, Kaufhausdetektiven und Patrouillengängern steigt weiter. Die kommerziellen Wacht- und Sicherheitsdienste, bei denen in Deutschland derzeit über 270 000 Menschen arbeiten (bei der Polizei sind es hingegen nur ca. 250 000 - vgl. Höft 1992),

haben für ihre Auftraggeber allerdings zwei Nachteile: Zum einen verüben manche der dort Beschäftigten unter dem Deckmantel ihrer Schutz- und Überwachungstätigkeit offenbar selber kriminelle Delikte. Zum anderen und vor allem ist es relativ kostspielig, die kommerziell tätigen Sicherheitsmannschaften auf längere Zeit zu engagieren. Im Kölner Villenvorort 'Hahnwald' z.B., dem derzeit wohl prominentesten Beispiel für privat initiierte Schutzmaßnahmen, zahlen die Bewohner gemeinsam rund 120 000 D-Mark pro Jahr für die Sonderbewachung ihres Quartiers.⁵

Kommerzielle Wachmannschaften zu engagieren mag für Großunternehmen und ausgesprochen zahlungskräftige Privatleute eine mögliche Lösung ihrer Sicherheitsprobleme sein, der Normalbürger ist damit aber finanziell überfordert (vgl. auch Weatherill 1988). Dadurch entsteht eine "Zwei-Klassen-Polizei" (Süddeutsche Zeitung vom 13.8.1992, S. 4): Zum einen "eine effektive Privatpolizei, zugeschnitten auf die Schutzbedürfnisse ihres Auftraggebers. Und da gibt es zum anderen eine staatliche Polizei, die sich wegen katastrophalen Personalmangels mehr und mehr auf die Verfolgung von mittlerer und schwerer Kriminalität beschränken muß". Kriminalität werde dadurch jedenfalls nicht bekämpft oder gar verhindert, sondern nur verdrängt, meint der Kriminologe Hans Joachim Schneider (Interview in 'Neue Revue' 3/1993, S. 13): "Reiche schützen sich mit ihrem Geld. Die Armen können das nicht und kriegen um so mehr ab. Was notwendig ist, ist die Unterstützung der Polizei."

5. Selbstschutz durch Sozial-Engagement

Dieser Ansicht, daß Sicherheit kein Privileg für Reiche werden dürfe und daß deshalb "zuverlässige, seriöse Bürger..., jüngere und ältere Privatleute, die viel Freizeit haben", ehrenamtlich als Hilfstuppe der Polizei fungieren sollen, ist auch der bayerische Innenminister Edmund Stoiber (Süddeutsche Zeitung, 27.11.1992, sowie Stern 3/1993, S. 78f). Deshalb sollen unter der Schirmherrschaft seines Ministeriums im Spätherbst 1993 drei Modellversuche mit privaten Sicherheitswachen gestartet werden: in den bayerischen Städten Nürnberg, Ingolstadt und Deggendorf. Allerdings hat nicht nur ein Sprecher der Polizeigewerkschaft das Projekt als "eine Bankrotterklärung der bayerischen Sicherheitspolitik" bezeichnet. Auch in der Presse gilt die Stoiber-Initiative als "Schnapsidee", mit der versucht werden soll, "auf möglichst billige Weise ein drängendes Problem zu lösen...: Weil sich der Normalbürger privaten Schutz nicht leisten kann, soll er den staatlichen

⁵ Ihre Drohung, ihre Steuerzahlungen einzuschränken, wenn der Staat seiner Aufgabe, sie wirksam zu schützen, nicht nachkomme, - vgl. Kölner Stadt Anzeiger vom 10.9.1992 - haben die Mitglieder der Hahnwalder Interessengemeinschaft allerdings noch nicht wahrgemacht.

Schutz durch Eigenleistung verbessern." (Süddeutsche Zeitung, 13.8.1992, S. 4). Die Rede ist von einem politischen "Proteststurm", der nach der Ankündigung der geplanten Modellversuche ausgebrochen sei.

Nicht so sehr die Idee einer ehrenamtlichen Sicherheitsinitiative als vielmehr die Form, in der sie in Bayern realisiert werden soll, monierte der Fraktionsvorsitzende der FDP im bayerischen Landtag, Jürgen Doeblin, der selber ein Konzept der Nachbarschaftshilfe nach dem Vorbild des US-amerikanischen 'Neighbourhood Watch Program' vertritt. Und der stellvertretende Fraktionsvorsitzende, Joachim Spatz meinte dazu (in der Aktuellen Stunde des Bayerischen Landtages am 10.11.1992): "Im Stoiber'schen Modell der Hilfssheriffs meldet sich jemand freiwillig, um andere zu 'schützen',... bei uns meldet sich jeder, der an einem Nachbarschaftsprogramm teilhaben will, selber, um sich und seine Nachbarn, die das auch wollen, zu schützen. Ich denke, dieser Unterschied zwischen den beiden Modellen ist ganz wesentlich."

Die bayerischen Liberalen sehen also ebenso wie die Christsozialen einen massiven Anstieg der Eigentumsdelikte und einen Rückgang der Aufklärungsquote, aber ihnen zufolge wird "das Feierabend-Polizistenkonzept" des bayerischen Innenministers keinen wirkamen Beitrag zur Bekämpfung der Kriminalität, und schon gar nicht der organisierten Kriminalität leisten können. Sie befürchten stattdessen noch "mehr Bürokratie und Schwerfälligkeit". Ihr eigenes Programm hingegen soll "unter Beratung der Polizei die Bürger einer Wohngegend an einen Tisch bringen, um das Bewußtsein für die Kriminalität zu schärfen und eine gemeinsame Strategie für die Gefahrenabwehr zu organisieren" (Doeblin am 10.11.1992 in der Aktuellen Stunde des Bayerischen Landtags). Dabei soll es vor allem darum gehen, daß jeder Bürger nicht nur auf seine eigene, sondern eben auch auf die Sicherheit seiner Nachbarn achtet und alle verdächtigen Aktivitäten in seiner Wohngegend sofort der Polizei meldet.⁶

Generell wird von einschlägigen Experten die Zunahme von Einbrüchen, vor allem von Einbrüchen tagsüber, bei denen oft ganze Wohnungseinrichtungen ausgeräumt und weggefahren werden, tatsächlich auf die fehlenden bzw. minimierten sozialen Kontakte in Wohnquartieren zurückgeführt. Der Schweizerische Sachversicherungsverband allerdings warnt bereits, daß Kriminelle dann, wenn Einbrüche - durch Alarmanlagen und

⁶ Laut Doeblin konnte mit einem solchen Konzept z.B. in San Diego, wo sich 20 Prozent der Bevölkerung am Neighbourhood-Watching beteiligen, das statistische Risiko, Opfer eines Einbruchsdelikt zu werden, von 2,5 auf 0,1 Prozent gesenkt werden. - Eine interessante Zusatzinformation, die bei Doeblin eben nicht auftaucht, kolportiert allerdings Clifton (1985, S. 242): "American research suggests that after a successfull start, in which crime is reduced by a considerable margin, Neighbourhood Watch schemes attract less interest in the second year an collapse the year after."

'neighbourhood watching' - zu aufwendig und riskant würden, wieder auf altbewährte Formen des Diebstahls sowie auf Raub und Straßenraub 'umsteigen' würden (Weltwoche, 3.9.1992, S. 75) - was sich ja wiederum mit den genannten, eben nicht nur in den Publikumsmedien kolportierten, sondern auch in Fachorganen publizierten statistischen Daten durchaus decken würde.

Bei der radikalsten Form selbstjudizierender Sicherheitsmaßnahmen schließlich geht es um mehr als nur um das Kontaktieren und Informieren der amtlichen Ordnungshüter. Es geht um das eigene bzw. gemeinsame Zupacken und Hinlangen, um das persönliche Ein- und Durchgreifen, um (individuelle und kollektive) Selbstbewaffnung; es geht um gewalttätige Durchsetzung von Eigen-Interessen; es geht, in der Konsequenz, um einen neuen Vigilantismus.⁷ Dieses Präventionsmodell scheint, mit ganz wenigen, und zumeist 'einzelgängerischen' Ausnahmen, noch kaum realisiert zu sein⁸, aber es liegt in der 'Logik' des dahinschwindenden Vertrauens in den obrigkeitlichen Schutz von Hab und Gut, Leib und Leben seiner Bürger. Denn in dem Maße, wie dieser Schutz als nicht mehr garantiert gilt (nicht unbedingt: nicht mehr garantiert ist), dürfte der Anspruch des Staates auf das Gewaltmonopol tatsächlich irritiert und ein 'Recht' auf im Zweifelsfall gewalttätige Formen organisierter Selbstverteidigung akklamiert bzw. öffentlich 'eingeklagt' werden.⁹

6. Ein Katalog selbstjudizierender Aktivitäten

In welcher Form auch immer, ob als kommerzielle Wachtdienste beauftragende Interessengemeinschaft, ob als ehrenamtliche Hilfstuppe der Polizei, als nachbarschaftliche Polizei- benachrichtigungsinitiative oder als (gegen)gewaltbereite Verteidigungs- und Wehrgemeinschaft: immer öfter und immer selbstbewußter machen Bürger, machen Normalbürger mobil - gegen Rabauken von rechts und von links, gegen Kriminelle, gegen Ruhestörer

⁷ Der Begriff 'Vigilantismus' meint Bürgerwehrhaftigkeit - in allen Spielarten - als handlungspraktische Ideologie. Prinzipiell ist Vigilantismus mithin (in der Diktion von Ulrich Beck 1993) so etwas wie eine 'subpolitische' Alternative zum staatlichen Gewaltmonopol.

⁸ Unter bestimmten Gesichtspunkten kann man hier vielleicht die umstrittenen 'Guardian Angels' nennen (vgl. dazu z.B. Pennell/Curtis/Henderson 1985, sowie Wilmes 1992). - Zu entsprechenden sozialpsychologischen Konzepten vgl. Kuhl 1986.

⁹ Erinnert sei hierzu lediglich exemplarisch an die Ankündigung des Schriftstellers Ralph Giordano im November 1992, sich zu bewaffnen, um sich adäquat gegen Angriffe von Rechtsextremisten verteidigen zu können, und an seine Aufforderung an die Juden in Deutschland, "gleiches zu tun, da der Staat offensichtlich nicht mehr im Stande (oder nicht willens) ist, seine Minderheiten zu beschützen" (Süddeutsche Zeitung, 28./29.11. 1992, S. 19). - Erinnert sei aber auch an die zumindest von Teilen der feministischen Bewegung befürwortete 'Gewalt gegen Vergewaltiger'.

und Belästiger, gegen Drogen- und Stricherszenen - und gegen ihre eigenen Umbruchs- und Zukunftsängste.¹⁰

Selbstjustiz, wie sie hier dargestellt und im Rahmen der neuen sozialen Sicherheits-Bewegung auch mehr oder weniger aktiv ausgeübt wird, meint dabei im weitesten Sinne alle Formen organisierter Antizipationen und Reaktionen von Mitgliedern einer Schutzgemeinschaft auf Verstöße gegen die legale und die von den Mitgliedern dieser Schutzgemeinschaft als legitim betrachtete Ordnung (vgl. analog dazu auch Kaiser/Metzger-Pregizer 1977). Der Katalog selbstjudizierender Aktivitäten umfasst also vor allem:

a) Prävention im engeren Sinne, d.h.

- sichernde Maßnahmen (z.B. Sichern von Gebäuden und Anlagen, Information der Bevölkerung bzw. Anwohner, Telefonnetz)
- appellative Maßnahmen (z.B. Aufruf zum Engagement in der bzw. für die Schutzgemeinschaft, Kommunikation mit 'verdächtigen Kreisen')
- abschreckende Maßnahmen (z.B. Aufstellen von Warntafeln, freilaufende Hunde, Uniformierung, Bewaffnung, 'Erfolgsmeldungen' in den Medien)

b) präventive Repression bzw. repressive Prävention, d.h.

- Personen-kontrollierende Maßnahmen (z.B. Patrouillen, Überprüfung, d.h. Befragung und/oder Durchsuchung 'verdächtiger' Personen)
- Sach-kontrollierende Maßnahmen (z.B. Videoüberwachung von Gebieten und Gebäuden, Durchsuchung von Gebäuden, von Autos usw.)

c) Repression im engeren Sinne, d.h.

- Buß- bzw. Bestrafungsmaßnahmen gegenüber Personen (z.B. Festhalten, Einsperren, Verprügeln, Zwingen zur sachlichen und/oder finanziellen Wiedergutmachung von Schäden)
- rächende Maßnahmen gegenüber Sachen und Personen (z.B. Beschädigung oder Zerstörung von Sachgütern Tatverdächtiger; Verprügeln, Verletzen und/oder Töten von Tatverdächtigen und/oder mit diesen in Verbindung gebrachten Personen).

Präventive und repressive Maßnahmen lassen sich allerdings allenfalls analytisch, nicht aber praktisch einigermaßen scharf voneinander trennen. Vor allem Kontrollen zeitigen in

¹⁰ Die amtlichen Ordnungshüter sind in der Regel skeptisch gegenüber diesen Selbstschutz-Aktivitäten, unter anderem mit der Begründung, es komme immer wieder zu Unklarheiten und auch zu Mißverständnissen über Befugnisse, über Aufgabenteilungen und auch über die Formen des Informationsaustausches (vgl. hierzu auch Walsleben 1992).

aller Regel beide Effekte, haben also eine Doppelfunktion im Hinblick auf Schutz- und Sicherheitsinteressen.

7. Aus Analogien lernen

Aufgrund der Erfahrungen aus den Selbsthilfe- und Alternativbewegungen der 60er, 70er und 80er Jahre läßt sich prognostizieren, daß die Bürger-Wehr-Bewegung nicht ohne weiteres über die Phase des ersten trotzig-protestierenden Aufmarschierens und Patrouillierens hinaus auf Kontinuität zu stellen sein wird. In dem Maße, in dem die kollektiven Selbstschutz-Aktivitäten präventiv greifen, in dem Maße also, in dem die störenden und bedrohlichen 'Elemente' abgeschreckt sein werden, in dem Maße dürften zum einen die relativ hohen finanziellen Aufwendungen mehr und mehr überflüssig erscheinen, und in dem Maße dürfte zum anderen nicht nur durch Routine und Überdruß, sondern auch durch Monotonie und Langeweile dem Normal-Aktivisten der Wehr-Dienst für die Gemeinschaft vergällt werden. Also gerade die erfolgreiche - wie auch immer organisierte - Sicherheitswacht, der es tatsächlich gelingt, das Quartier zu 'säubern', wird den an ihr Beteiligten in absehbarer Zeit lästig werden - sofern sie sich nicht entweder immer neue bekämpfenswerte Bedrohungen und damit immer neue 'action' verschafft (wodurch sie natürlich sowohl in ihrer Kontrollfunktion als auch in ihrem Gewaltpotential zu eskalieren droht), oder sich (stattdessen?) in verbindlichere und verlässlichere Organisationsformen transformiert (vgl. dazu Carriere/Erikson 1989).

Solche dauerhafteren Formen können am ehesten an ähnlichen Phänomenen in anderen Ländern studiert werden: Besonders bekannt, und hierzulande, wie angedeutet, schon konzeptionell adaptiert, sind die sogenannten 'neighbourhood watch programs' in USA, Großbritannien und Irland, aber z.B. auch in China.¹¹ Was 'neighbourhood watch' eigentlich konkret bedeutet, ist zwar nach wie vor strittig¹², als Lern-Modell für Entwicklungen in Deutschland ist das Programm aber wohl in jeder Form von Nutzen.

¹¹ Vgl. generell Rosenbaum 1987 und 1988, zu China: Johnson 1983-84, zu Großbritannien: z.B. Bennett 1990 und Clarke 1987, zu Irland: Hourihan 1987, zu den USA: z.B. Garofalo/McLeod 1989. - In den USA, wo bekanntlich nachwievor jeder Bürger das in der Verfassung verankerte Recht hat, eine Waffe zu tragen, hat auch - anders als in Deutschland - der Vigilantismus durchaus Tradition (vgl. dazu z.B. Burrows 1976 sowie den Sammelband von Rosenbaum/Sedeberg 1976).

¹² "Viewed narrowly, it involves encouraging people to pursue essentially individual activities more energetically. Those with more ambitious ideas see it as a series of strategies and activities undertaken by the local community within a neighbourhood, designed to combat criminal and anti-social activities" (Clifton 1985, S. 241).

In der Schweiz hat die innere soziale Verteidigung ja bekanntlich in Gestalt eines milizförmigen Zivilschutzes Tradition (vgl. z.B. Lutz 1987); dieser muß künftig wohl zunehmend auf neue Sicherheitsbedürfnisse reagieren und diese aufnehmen.¹³ Nach einem, gegenwärtig von Peter Gross unter dem Etikett "Sicherheitskultur" vor-gedachten, Konzept sorgt ein organisatorischer Apparat dafür, daß die Bürger auf ihre Schutzdienst-Aufgaben hinlänglich vorbereitet werden, daß ihre Sicherungs-Aktivitäten vernetzt werden und unter Kontrolle bleiben und daß Wehr-Gerechtigkeit herrscht (also - mehr oder weniger - daß jeder in regelmäßigen Zeitabständen das gleiche Dienst-Pensum erfüllen muß, wie alle anderen auch). Dabei könnte also ein milizartig organisierter Selbst- und Eigentumsschutzdienst entstehen, der Ordnungsfunktionen ausübt, deren Wahrnehmung durch kommerziell arbeitende Spezialisten (private Sicherheitsfirmen) für den einzelnen Normalbürger und deren Wahrnehmung durch mit Hoheitsrechten ausgestattete Spezialisten für das Gemeinwesen unbezahlbar zu werden scheint.

Inwiefern das Konzept eines derart reformierten Schweizerischen Zivilschutzes tatsächlich auf die immer breiter und vielgestaltiger werdende Bürger-Wehr-Bewegung hierzulande übertragen werden könnte, ist eine vorläufig offene, eventuell durch entsprechende Evaluationsstudien empirisch beantwortbare Frage. 'Sicherheitskultur' als solche¹⁴ aber läßt sich zunächst verstehen als eine Übertragung des auf dem moralischen Gebot der Solidarität gründenden Selbsthilfe- und Hilfe-zur-Selbsthilfe-Gedankens von den klassischen Feldern der Sozialpolitik (z.B. Krankheit, Unfall, Invalidität, Alter, Gesundheit, Familie, Wohnen, Armut, usw.) auf einen elementaren Bereich der Existenzsicherung, nämlich der Verteidigung von Hab und Gut und von Leib und Leben (vgl. auch bereits Percy 1979).

8. Das Problem des Gewaltpotentials

Dieser elementare Bereich der Existenzsicherung wurde historisch 'erst vor Kurzem', nämlich im Zuge der Durchsetzung des staatlichen Gewaltmonopols in der modernen, rational-bürokratischen Gesellschaft, an einen inzwischen weitgehend verselbständigten Apparat von Experten und Spezialisten übertragen (vgl. dazu z.B. Ethington 1987). Trotzdem

¹³ "Hohe Dringlichkeit haben", so der St. Galler Soziologe Peter Gross (1992, S. 2), in der Schweiz "weder atomare oder überhaupt militärische Risiken, noch Überschwemmungen und Lawinenabgänge, sondern allgegenwärtige, schleichende, in die Zivilgesellschaft eingedrungene Unsicherheiten und Probleme, mit denen sich unsere Gesellschaft schwer tut, denen die Wissenschaft hilflos gegenübersteht und denen gegenüber die institutionellen Sicherheitsapparate, Polizei, Armee, wenig oder nichts ausrichten können."

¹⁴ Es geht dabei im allgemeinsten Sinne einfach darum, ein Netz zu knüpfen "von aufeinander abgestimmten Pflichten und Rechten, die das Quartier und das Leben lebenswert machen", und dadurch "soziale und innere Sicherheit im Nahraum" herzustellen und aufrechtzuerhalten (Gross 1992, S. 8).

sind es die Bürger moderner Gesellschaften heute ganz fraglos gewohnt, daß amtliche Ordnungshüter ihren Alltag relativ sicher und verläßlich machen - so wie sie bis vor kurzem gewohnt waren, daß die Müllabfuhr ihnen ihren Abfall 'vom Hals' schafft.

Gerade hinsichtlich ihrer Abfallprobleme aber sind die Menschen ganz aktuell dabei, ihre Kulturgewohnheiten nachhaltig zu verändern: Sie beginnen offensichtlich mehr und mehr damit, selber aktiv mitzuwirken daran, ihre Umwelt sauberer zu halten.¹⁵ Und zugleich fordern sie mittels vielfältiger moralischer Appelle alle anderen auf, dafür Sorge zu tragen und das ihre dazu zu tun, daß sie selbst und 'ihre Kinder' in einer besseren Welt leben können, jedenfalls nicht in einer noch schlechteren leben müssen. Die Einsicht, daß die Müllabfuhr (jedenfalls: alleine) die Abfallprobleme nicht mehr aus der Welt schaffen kann, scheint auf dem besten Weg zu sein, zu einem gesamtgesellschaftlichen Konsens zu werden (gerade weil über Lösungsmöglichkeiten so intensiv gestritten wird). Was spricht also dagegen, eine ähnliche Einsichtigkeit auch der Polizei gegenüber walten zu lassen (vgl. hierzu z.B. Bright 1990)?

Nun, problematisch erscheint die Idee der Selbstschutzhilfe wegen einer Fülle von zum Teil nicht nur unbeantworteten, sondern noch gar nicht gestellten Fragen nach den Kontroll- und Steuerungschancen gegenüber einem dadurch aktivierbaren Gewaltpotential. Um aus diesem Problemkreis lediglich ein Beispiel herauszugreifen: Sowohl die Ordnungsvorstellungen als auch die Sanktionsmaßnahmen, auf die von Schutzgemeinschaften rekurriert wird, beziehen sich zum einen auf gesetzliche Bestimmungen. Sie können sich zum anderen aber grundsätzlich auch auf nicht gesetzlich abgesicherte, aber 'erwünschte' Verhaltensnormen und Reaktionsweisen sowie auf willkürlich von der Schutzgemeinschaft getroffene Festlegungen über 'Verstoß und Vergeltung' beziehen.

Die Differenz zwischen ordnungsgemäßem und ordnungswidrigem Verhalten wäre infolgedessen nicht mehr eindeutig gesetzlich definierbar, sondern in den Ermessensspielraum der Schutzgemeinschaft bzw. einzelner ihrer Mitglieder gestellt. 'Geahndet' - und zwar nicht nur im Sinne legaler strafrechtlicher Verfolgung - werden könnten dann dementsprechend nicht mehr nur strafrechtlich relevante Delikte, sondern eben auch Verhaltensweisen, die als Verstöße gegen die (sozusagen lokalidiosynkratisch) von der jeweiligen Schutzgemeinschaft (willkürlich) definierten Ordnung interpretiert werden können (vgl. dazu auch Shearing/Stenning 1983 und Ryan/Ward 1989).

¹⁵ In verschiedenen Landkreisen in Bayern z.B. ist, auf Anregung und mit Unterstützung des dortigen Umweltministers, bereits eine 'Naturschutzwacht' installiert worden, in der umweltbewußte Bürger freiwillig und ehrenamtlich darauf achten, daß weniger ökologisch bewußte Mitmenschen sich nicht an schützenswerter Natur vergehen. Analogien zu der geplanten 'Sicherheitswacht' sind schon im Vorfeld der Entwicklung nicht zu übersehen.

Derlei Fragen aufzuwerfen und zu klären, wäre m.E. Aufgabe einer sachlichen Debatte zu diesem ausgesprochen virulenten Thema (vgl. dazu auch Lea/Young 1984). Ich jedenfalls sehe uns hierzulande mit den soeben kurz skizzierten, empirisch beobachtbaren Entwicklungen und Diskussionen erst am Anfang einer die kommenden Jahren prägenden Auseinandersetzung um eine Kriminalisierung weiter Bevölkerungsteile und um steigende Kriminalitätsraten einerseits und um alle möglichen Formen der Sicherheitsgewährleistung und Sozialkontrolle einschließlich gewalttätiger Selbstverteidigung andererseits.

Literatur:

- Beck, Ulrich (1993): Die Erfindung des Politischen. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Bennett, Trevor (1990): Evaluating Neighbourhood Watch. Aldershot (Gower)
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt a.M. (Fischer)
- Bright, J.(1990): Patrolling the Streets and the Tube: A Job for the Police or Active Citizens? Swindon (Crime Concern)
- Burrows, W.E. (1976): Vigilante. New York (Harcourt Brace Jovanovich)
- Carriere, K.D./Erikson, R.V. (1989): Crime Stoppers: A Study in the Organization of Community Policing. Toronto (University of Toronto, Centre for Criminology)
- Clarke, M.J. (1987): Citizenship, community and the management of crime. In: British Journal of Criminology, Vol. 27, No. 1, S. 384-400
- Diederichs, Otto (1992): Private Sicherheitsdienste in Zahlen und Fakten. In: Bürgerrechte & Polizei (CILIP), Nr. 3, S. 24-31
- Ethington, P.J. (1987): Vigilantes and the police: the creation of a professional police bureaucracy in San Francisco 1847-1900. In: Journal of Social History, Vol. 21, No. 2, S. 197-227
- Garofalo, James/McLeod, Maureen (1989): The Structure and Operations of Neighbourhood Watch Programs in the United States. In: Crime and Delinquency, Vol. 35, No. 3, S. 326-344
- Green, D.G. (1987): The New Right: The Counter-Revolution in Political, Economic and Social Thought. London (Harvester/Wheatsheaf)
- Gross, Peter (1992): Die Umnutzung eines Sonderfalles. Vom Zivilschutz zur sozialen Verteidigung der Schweiz. St. Gallen (Arbeitspapier) 1992
- Höft, Uwe (1992): Was kostet die Polizei? In: Bürgerrechte & Polizei (CILIP), Nr. 3, S. 59-63
- Hourihan, K. (1987): Local-Community Involvement and Participation in Neighbourhood Watch - a Case-Study in Cork, Ireland. In: Urban Studies, Vol. 24, No. 2, S. 129-136
- Johnson, E.H. (1983-84): Neighbourhood police in the People's Republic of China. In: Police Studies, Winter, S. 8-12
- Johnston, Les (1992): The Rebirth of Private Policing. London/New York (Routledge)
- Kaiser, Günther/Metzger-Pregizer, Gerhard (1977) (Hrsg.): Betriebsjustiz. Berlin (Duncker & Humblot)
- King, D. (1987): The new Right: Politics, Markets and Citizenship. London (Macmillan)
- Kuhl, Ulrich (1986): Selbstsicherheit und prosoziales Handeln: Zivilcourage im Alltag. München (Profil)
- Lea, J./Young, J. (1984): What is to be Done about Law and Order? Harmondsworth (Penguin)
- Lehnert, Gregor/Schumacher, Heinz (1991): Kriminalitätsentwicklung in den neuen Bundesländern. In: Wirtschaftsschutz und Sicherheitstechnik, H. 7, S. 596-598

- Lutz, Ernst (1987): Soziale Verteidigung. In: Heisenberg, Wolfgang/Lutz, Dieter S. (Hrsg.): Sicherheitspolitik kontrovers. Baden-Baden (Nomos), S. 592-601
- McCrie, R.D. (1988): The development of the US security industry. In: Lipman, I.A. (ed): The Annals of the American Academy of Political and Social Science: The Private Security Industry: Issues and Trends. California (Sage), Vol. 498, S. 23-33
- Mrozek, Werner (1991): Verbrechens-Import. In: Wirtschaftsschutz und Sicherheitstechnik, H. 6, S. 453
- Narr, Wolf-Dieter (1992): Der Markt der Sicherheit, das Gewaltmonopol des Staates und die Bürgerrechte. In: Bürgerrechte & Polizei (CILIP), Nr. 3, S. 6-13
- Nogala, Detlev (1992): Sicherheit als Ware und Dienstleistung. In: Bürgerrechte & Polizei (CILIP), Nr. 3, S. 18-23
- Pennell, S./Curtis, C./Henderson, J. (1985): Guardian Angels: an Assessment of Citizen Response to Crime. Washington (US Department of Justice, Government Printing Office)
- Percy, S.L. (1979): Citizen co-production of community safety. In: Baker, R./Mayer, F.A. (eds): Evaluating Alternative Law Enforcement Policies. Lexington, Mass. (Lexington Books)
- Pütter, Norbert: Öffentlicher Nahverkehr - Sicherheit durch Private? In: Bürgerrechte & Polizei (CILIP), Nr. 3, S. 32-37
- Reuband, Karl-Heinz (1992): Objektive und subjektive Bedrohung durch Kriminalität. In: KZfSS, H. 2, S. 31-35
- Rosenbaum, Dennis P. (1987): The Theory and Research behind Neighborhood Watch: Is It a Sound Fear and Crime Reduction Strategy? In: Crime and Delinquency, Vol. 33, No. 1, S. 103-134
- Rosenbaum, Dennis P. (1988): A critical eye on neighbourhood watch: Does it reduce crime and fear? In Hope, T./Shaw, M. (eds): Communities and Crime Reduction. London (HMSO), S. 126-45
- Rosenbaum, H.J./Sedeberg, P.C. (1976) (eds): Vigilante Politics. Pennsylvania (University of Pennsylvania Press)
- Ryan, M./Ward, T. (1989): Privatization and the Penal System: the American Experience and the Debate in Britain. Milton Keynes (Open University Press)
- Shearing, C.D./Stenning, P.C. (1983): Private security- implications for social control. In: Social Problems, Vol. 30, No. 5, S. 493-506
- Shearing, C.D./Stenning, P.C. (1987) (eds): Private Policing. California (Sage)
- Walsleben, Burkhard von (1992): Polizei, private Sicherheitsdienste und staatliches Gewaltmonopol. In: Bürgerrechte & Polizei (CILIP), Nr. 3, S. 14-17
- Weatherill, S. (1988): Buying special police services. In: Public Law, Spring, S. 106-27
- Wilmes, Annette (1992): Selbsthilfe statt kommerzieller Sicherheit. In: Bürgerrechte & Polizei (CILIP), Nr. 3, S. 38-40

Die Politisierung der Gesellschaft

Über Ursachen, Chancen und Risiken aktueller Entwicklungen

1. Das Zusammentreffen globaler Veränderungsprozesse

Selbst Klein-Emil spürt es, merkt es, weiß es inzwischen: Die Welt ist dabei, eine andere zu werden. Die noch offene, bange Frage ist nur: eine wie andere und wie anders wird sie. Wieviel und was läßt sich erhalten, retten, wiederbeleben vom Gewohnten, vom Bewährten? Wieviele unserer (liebgewonnenen) Gewohnheiten wollen wir überhaupt bewahren? Was hat sich denn tatsächlich - bei welchen Gelegenheiten und angesichts welcher Probleme, welcher Krisen - bewährt? Und bei welchen und auf wessen Kosten? Alte Rechnungen werden vom Tisch gewischt, neue werden aufgemacht. Analytischer formuliert: Mannigfaltige und vielgestaltige soziale Prozesse erschüttern die gesellschaftliche(n) Ordnung(en), verändern, ja verkehren die insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelten (globalen, nationalen und lokalen) Grundlagen und Regeln des Zusammenlebens fundamental.

Drei basale Groß-Faktoren sind m.E. als Ursachen für diese Auflösungs- und Umwälzungsprozesse zu veranschlagen. Zwei davon sind keineswegs ganz neu, sondern werden in Fach- und Publikumsdiskussionen schon seit geraumer Zeit, im Zusammenhang etwa mit Stichworten wie 'Individualisierung' und 'Risikogesellschaft', verhandelt (vgl. z.B. Beck 1983, 1986 und 1991, sowie Beck/Beck-Gernsheim 1994), aber ihre Problematik wächst auch bzw. gerade im (Nachrichten-) Schatten des derzeit dominierenden dritten Faktors weiter:

- Der erste, weil schon am längsten mit (wechselnder) öffentlicher Aufmerksamkeit verfolgte Faktor ist die Radikalisierung der Moderne in politisch-kultureller Hinsicht. Gemeint ist hiermit im wesentlichen die zunehmende Infragestellung überkommener gesellschaftlicher Verkehrs- und Vollzugsformen, die Öffnung von immer mehr Entscheidungsbereichen für die (unmittelbare oder mittelbare) Mitsprache von tendenziell 'allen' (betroffenen) Gesellschaftsmitgliedern und mithin die Installation der (moralischen) Eintragbarkeit des Teilhabe- und Teilnahme-Anspruches von jedermann (und natürlich auch: jeder Frau) jederzeit und allerorts (vgl. dazu auch Negt/Kluge 1992).

- Der zweite, erst allmählich mehr als nur 'kosmetische' handlungspraktische Konsequenzen zeitigende Faktor ist die Wahrnehmung einer globalen ökologischen Katastrophe als komplexem Resultat des ökonomisch-zivilisatorischen Fortschritts. Gemeint ist damit vor

allem die zunehmende Problematisierung der Vernichtung von Ressourcen und der Produktion von unkontrollierbaren Gefahrenlagen durch die im Hinblick auf ihre bereichsspezifische 'Eigenlogik' (bislang) überaus erfolgreiche wirtschaftlich-technische Entwicklung der Industriegesellschaften (vgl. auch Ewald 1993).

- Der dritte, jüngste, gegenwärtig alles andere überlagernde und hinsichtlich seiner nachmaligen Auswirkungen noch kaum abschätzbare Faktor ist (natürlich) das Ende der 'Ost-West'-Konstellation als einem (lediglich) latenten und dadurch (ironischerweise) global stabilisierenden Konflikt-Szenario. Gemeint ist damit die allgemeine Irritation infolge der Beseitigung jenes über Jahrzehnte hinweg beständigen und mithin allenthalben politische, ökonomische und kulturelle Routinen ermöglichenden Koordinatensystems des Schreckens zwischen den beiden ideologisch-militärischen Staaten-Blöcken (vgl. auch Konrád 1992).

Politik 'im Rahmen' des Ost-West-Konflikts war eine in ihren Grundzügen vorentschiedene, vor-ausgehandelte Politik. D.h., im Prinzip war die internationale 'Hackordnung' stabil. Jetzt aber steht wieder immer mehr, zumindest immer mehr dessen, was unterhalb US-amerikanischer Hegemonialinteressen rangiert, zur Disposition. Es sieht so aus, als müsse einmal mehr ganz grundsätzlich 'ausgefochten' werden, wer wo und in Bezug worauf welche Rolle spielt, wer wem wobei den Rücken stärkt oder in den Rücken fällt, wer unter welchen Voraussetzungen mit wem gegen wen zusammengeht, usw.

Ob nun die politisch-kulturelle Radikalisierung der Moderne die Wahrnehmung einer globalen ökologischen Katastrophe überhaupt erst ermöglicht und das Ende der 'Ost-West'-Konstellation infolge des Entzugs der Legitimation realsozialistischer Despotien durch Demokratiebewegungen wesentlich befördert hat, ob die Wahrnehmung der globalen ökologischen Katastrophe die politisch-kulturelle Radikalisierung der Moderne erst eigentlich legitimiert und das Ende der 'Ost-West'-Konstellation auch noch beschleunigt, oder ob nicht vielmehr das Ende der 'Ost-West'-Konstellation die Wahrnehmung der globalen ökologischen Katastrophe erst als Menschheitsproblem ins Zentrum weltweiter Aufmerksamkeit rückt und die politisch-kulturelle Radikalisierung der Moderne erst wirklich vorantreibt, erscheint mir zum jetzigen Zeitpunkt allenfalls diskutier-, keineswegs jedoch schon entscheidbar. Analytisch läßt sich vorläufig lediglich konstatieren, daß zwischen den drei Faktoren inzwischen eine 'Wahlverwandtschaft' (im Weberschen Sinne) besteht, daß sie wechselseitig aufeinander einwirken und miteinander 'reagieren', und daß sie zusammen - nicht nur, zumindest aber: hierzulande - jenes Szenario hervortreiben, das ich im Folgenden schlagwortartig als 'politisierte Gesellschaft' zu umreißen versuche.

2. Das Erhandeln politischer Macht

Die Rede von der 'politisierten Gesellschaft' macht natürlich nur dann Sinn, wenn man sie plausibel gegen so etwas wie eine 'nicht- bzw. ent-politisierte Gesellschaft' abgrenzen kann.¹ Als 'nicht- bzw. entpolitisiert' bezeichne ich eine Gesellschaft dann und insoweit, wenn bzw. als die Formen der Bearbeitung, Gestaltung, Regelung, Erhaltung und Veränderung des sozialen Miteinanders prinzipialisiert und ritualisiert sind, wenn bzw. als die je gegebene politische Ordnung zu einer quasi-natürlichen Selbstverständlichkeit fetischisiert und mithin nicht (mehr) auch selber Gegenstand, Thema und Ziel politischen Handelns ist. Dieses Verständnis von 'Ent-Politisierung' bzw., ex negativo, von 'Politisierung' begreift, etwa mit Nadel (1942), den Staat (lediglich) als eine Organisationsform des 'Politischen'. Und das wiederum heißt eben, daß 'das Politische' nicht einfach auf einen institutionell bzw. organisatorisch ausgegrenzten Teilbereich des menschlichen Zusammenlebens reduziert werden kann, sondern daß davon auszugehen ist, daß 'das Politische' jene 'Intensität' des Handelns bezeichnet, die aus dem Problem der Herstellung, des Erhaltens oder der Veränderung gesellschaftlicher Ordnung(en) schlechthin resultiert (vgl. dazu - in einem deutlich eingeschränkteren Sinne - auch Schmitt 1963).

Derlei politisches, als eine Grundform von sozialem Handeln findet, so David Easton (1959), auf allen Ebenen und in allen - dauerhaften wie kurzlebigen - Konstellationen des sozialen Zusammenlebens statt²: Wer die richtigen Worte findet, wer zu formulieren versteht, was er will, wer weiß, wann er Kompromisse suchen muß und wie er sie finden kann, wer sein Wollen zu legitimieren vermag (man denke hier etwa an Webers drei Herrschaftstypen), wem es gelingt, vom Besonderen auf das Allgemeine zu verweisen und das Allgemeine im Besonderen aufzuzeigen, und wer schließlich über die die Möglichkeiten - und das heißt auch: die Mittel - verfügt, um das, was er will, zu realisieren, der hat - in welchem sozialen Kontext auch immer - gute Chancen, politisch erfolgreich zu handeln. Denn politisches Handeln ist wesentlich: wie auch immer gestaltetes Aushandeln von Sachverhalten zwischen divergenten Positionen im Hinblick auf Zustimmung zu und Durchsetzung von bindenden Entscheidungen.

¹ Wenn wir mit Hannah Arendt (1981) als 'politisch' all das bezeichnen, was die natürlichen und quasi-natürlichen Vollzugs- und Verkehrsformen des menschlichen Miteinanders transzendiert, also all das, was bearbeitet, gestaltet, geregelt, was absichtsvoll erhalten oder verändert werden kann (und muß), dann mutet es wohl einigermaßen absurd an, speziell der Gegenwartsgesellschaft das 'Politische' absprechen zu wollen. Allerdings: Es geht mir hier garnicht um die Frage einer 'politischen', sondern dezidiert um die einer 'politisierten' Gesellschaft. Ihr Gegenstück ist nicht etwa die unpolitische, sondern die entpolitisierte Gesellschaft.

² Das impliziert eine Anthropologie der (symbolischen) Praktiken, mittels derer das Phänomen menschlicher Gesellschaftsfähigkeit und menschlicher Gesellschaftsbedürftigkeit 'organisiert' wird, zum einen (vgl. dazu aus der Ethnologie z.B. Balandier 1976, Seaton/Claessen 1979 und aus der Philosophie z.B. Plessner 1981), und es impliziert eine (phänomenologische) Strukturbeschreibung dieses Handlungstypus zum anderen (vgl., im Sinne von Vorarbeiten hierzu, Hitzler 1991a und 1992).

Das - implizite oder explizite - Ziel jedigen politischen Handelns ist somit der Erwerb, der Erhalt oder die Erweiterung von - wie auch immer gearteten - Möglichkeiten, auf spezielle und/oder anonyme andere einzuwirken. Diese Möglichkeiten stellen also das dar, was Max Weber (1972) 'Macht' nennt: die Chance, seinen Willen (auch gegen Widerstreben) durchzusetzen. Politisches Handeln ist also, etwa nach Machiavelli (1972) oder nach Weber (1980), herrschaftsbezogenes Handeln; Handeln, das darauf abzielt, Zustimmung zu erlangen dazu, seinen Willen durchzusetzen. Jede Maßnahme, die mit der Intention getroffen wird, hierfür geeignet zu sein, ist mithin eine politische Maßnahme. Worum es im Einzelnen geht, und wer davon auf welche Weise betroffen ist, ist dabei von sekundärer Bedeutung (vgl. Smith 1960). D.h.: Wer immer, wie auch immer, versucht, auf die Ordnung des Zusammenlebens Einfluß zu nehmen, handelt politisch.

Politische Macht in diesem Sinne ist mithin ein essentielles Merkmal der (menschlichen³) Sozialität schlechthin. Sie sichert - ceteris paribus - Regeln des Zusammenlebens, stellt Praktiken auf (begrenzte) Dauer, gewährleistet die (relative) Verlässlichkeit des Handelns der (warum auch immer relevanten) anderen. D.h., sie reduziert die Komplexität von Optionen und erzeugt jenes 'bewohnbare' Phänomen, das Eric Voegelin (1965) 'Kosmion' genannt hat: eine (sozusagen 'sakral') legitimierte soziale Ordnung.

3. Die Ent-Disziplinierung der Bürger

Wenn man sich nun, vor diesem anthropologischen bzw. universalhistorischen Hintergrund, die moderne Zivilisationsgeschichte im Verhältnis von individuellem Bürger und politischem Allgemeinen unter 'pessimistischen' Vorzeichen betrachtet, dann besagt diese im wesentlichen, daß die Macht-Techniken zur Herstellung von Fügsamkeit und Unterwerfung dieses Bürgers gegenüber bürokratisch repräsentierten, staatlich-'funktionalen' Erfordernissen immer weiter verfeinert, verstetigt und verallgemeinert worden sind und gegenwärtig im Begriff stehen, einmal mehr eine neue Qualität zu erreichen. Gilles Deleuze (1992) faßt diesen aktuellen Prozess im Bild des 'elektronischen Halsbandes', das die sozusagen reflexiv gewordene Staats- und Polizeimacht dem im Bentham'schen 'Panoptikum' nicht mehr zu bändigenden Individuum angelegt habe. Demnach mutiert gegenwärtig die moderne 'Disziplinargesellschaft' (vgl. Foucault 1976a und 1976b) in eine postmoderne 'Kontrollgesellschaft'.

³ Vgl. aber auch die Untersuchungen von de Waal 1983 und 1991 über 'Chimpanzee Politics', sowie den Sammelband von Byrne/Whiten 1988.

D.h., während die traditionellen Disziplinierungs- und Formierungsanstalten der Moderne - die Familie, die Bildungsstätten, die Fabriken - und in ihren totalen Formen der Gefängnisse, der Psychiatrien, der Kasernen - erodieren, zerfallen und sich auflösen, wird der Untertan demnach zugleich immer totaler - also jederzeit und allerorten - identifizierbar, kontrollierbar und reglementierbar, während er sich in des Wortes vielfältigster Bedeutung noch - oder jetzt erst recht - 'unfaßbar', sprich: selbstbestimmt, originell, nicht regulierbar wähnt. Dabei, so die Pessimisten, läuft er ständig und immer unentrinnbarer an den langen Leinen systemischer, also entpersonalisierter Apparate: verpflichtet auf konformitätsorientierte Selbstreflexivität - in der Tradition lutheranischer Gewissenserforschung (vgl. dazu Soeffner 1992, S. 20 ff) - zum einen, und bei jedem Schritt identitätsmarkierende Datenspuren hinterlassend zum anderen. 'Das elektronische Halsband', das die unsichtbaren Grenzen des individuellen Bewegungsraumes wirkungsvoller absteckt als es jede sichtbare Umzäunung vermöchte, wäre dementsprechend lediglich ein avanciertes Symbol solcherart hypertrophierter Verortungs- und Verwaltungsmechanismen.⁴

Im Verhältnis hierzu 'optimistische' Einschätzungen hingegen unterstellen grosso modo, daß die (hypostasierte) Dominanz der staatsbürokratischen Interessen gegenüber den eigensinnig-lebensweltlichen Relevanzen der individualisierten (Klein-) Bürger mit dem Anbruch einer 'anderen', nämlich reflexiv gewordenen und immer noch werdenden Moderne mehr und mehr schwindet (vgl. Beck 1993). Wenn man die Zivilisationsgeschichte also eher optimistisch ausdeutet, dann sieht man weniger die Perfektionierung der mentalen und materialen Überwachungstechnologie, sondern vielmehr die zunehmende geistige und körperliche 'Mobilität' des Einzelnen, seine immer wieder gelingenden Flucht-Bewegungen, seine Subversivität, seine Kreativität, mittels derer er sein Leben unter den Bedingungen der Moderne als sein eigenes gegen den Zugriff der institutionellen Megastrukturen gestaltet. Freigesetzt aus den biographiesteuernenden 'Glocken' überkommener sozialmoralischer Milieus entwischt der moderne Mensch den bürokratischen Disziplinierungsversuchen immer wieder - traditionell eben vor allem in die Frei-Räume und Frei-Zeiten des Privaten (vgl. dazu Hitzler 1991b).

Gerade aus dieser typisch modernen, (scheinbar) aus institutionellen Zwängen weitgehend ausgegliederten Privatsphäre nun kehren - nach der optimistischen Lesart - die Menschen aktuell wieder zurück in die Gestaltungsräume des Politischen (vgl. dazu auch Hitzler 1994a, Hitzler/Koenen 1994): nicht etwa hervorgezerrt vom elektronischen Halsband, vielmehr ungeduldig (und gelegentlich ungebärdig) hereindrängend ins öffentliche Leben.

⁴ Mit Blick auf morgen geht es, technisch gesehen, natürlich schon nicht mehr um ein elektronisches Halsband, sondern vielmehr um ein elektronisches Implantat. Die im engeren Sinne nicht-technische, die 'therapeutische' Alternative dazu, die vorzugsweise in irgendwelchen Modell-Verwahranstalten erprobt wird, ist das, was Brosziewski/Maeder (1993) als "kommunikatives Panoptikum" beschreiben.

Skeptisch und informationssüchtig zugleich, selbstbewußt bis arrogant, eigensinnig und fordernd setzen sie eben jene Angelegenheiten, die bislang als ihre durchaus 'privaten' galten, auf die Agenda des politisch Verhandlungsfähigen und Durchsetzungsbedürftigen (von der Kindererziehung und Verkehrsberuhigung über die Sehnsüchte nach sauberer Umwelt und geschlechtsspezifischer Selbstverwirklichung bis zur Abneigung gegen merkwürdige Ansichten und fremdländische Nachbarn).

4. Industriegesellschaftliche und liberalstaatliche Risiken

Eine der Grundideen des von Ulrich Beck (z.B. in 1986 und 1988) entworfenen Gegenwarts- und Zukunftsszenarios lautet ja, daß wir es (weltweit) mit unkontrollierten, ja unkalkulierbaren und seltsam 'gleichverteilten' Zivilisationsrisiken zu tun haben und daß die soziale bzw. die Klassenfrage mit ihrer alten Dynamik der Verteilungs- und Herrschaftskonflikte abgelöst wird durch die ökologische Frage mit der neuen, dazu querliegenden, auf Technikkritik basierenden Konfliktdynamik. Ich fürchte, daß Beck recht hat mit den unkalkulierbaren Zivilisationsrisiken und der daraus resultierenden neuen Konfliktdynamik. Ich fürchte aber darüber hinaus auch, daß die 'alten' Verteilungsfragen zum Teil persistieren und in der gegenwärtigen ökonomischen Krise wieder auf- und hervorbrechen, und daß sie zum anderen in zwar nicht neuer aber unter dem sozialstaatlichen Deckmantel weitgehend in Vergessenheit geratener 'Gestalt' wiederkehren: in der 'Gestalt' der alltäglichen Angst vor (vermeintlich) allgegenwärtiger Kriminalität und Gewalttätigkeit und der daraus resultierenden oder davon profitierenden Neigung, sich mit allen (möglichen) Mitteln dagegen zur Wehr zu setzen.

Es gibt eine grundlegende logische Differenz zwischen der Wahrnehmung der von Beck konstatierten 'industriegesellschaftlich erzeugten' Zivilisationsrisiken und der Wahrnehmung dessen, was ich hier als 'liberalstaatlich erzeugte' Zivilisationsrisiken bezeichne: Von den Risiken, die aus der industriellen Erfolgsgeschichte resultieren, grosso modo also von den ökologischen Gefahren, scheinen, so Beck, inzwischen sozusagen alle bedroht zu sein, aber nachwievor wissen - seiner Meinung nach - nicht alle um diese Bedrohung, wissen genug über diese Bedrohung, und vor allem nehmen keineswegs alle ihr Wissen zum Anlaß, um gemeinsam anders als gewohnt zu handeln. Von den Risiken hingegen, die nach Auffassung von immer mehr Menschen aus einem (allzu) liberalen Staatsverständnis herühren, vor allem also von der Gefahr, zum Opfer irgendwelcher 'krimineller' Delikte zu werden, scheinen mehr oder weniger alle zu wissen, mehr als genug zu wissen, und immer mehr nehmen dieses Wissen auch zum Anlaß, nicht mehr einfach auf die Polizei zu vertrauen, sondern sich selber (irgendwie) zur Wehr zu setzen, obwohl, wenn man den seriö-

seren unter den einschlägigen Statistiken glauben darf, 'alle' keineswegs als tatsächlich (sonderlich) bedroht angesehen werden müssen.

Aber im einen wie im anderen Fall gilt offenbar, daß Risikowissen in weiten Teilen eben nicht auf eigenen Erfahrungen beruht, sondern von (je einschlägigen) Risiko-Experten symbolisch produziert, bereitgestellt und distribuiert wird, und daß dadurch der Rezipienten-Typus des Risiko-Bewußten entsteht (der eben durchaus nicht notwendigerweise identisch ist mit dem Risiko-Betroffenen). Dieser Risiko-Bewußte ist in beiden Fällen symptomatischerweise derjenige, der Abhilfe oder doch zumindest verstärkte Sicherungsmaßnahmen einfordert, einklagt - und auch der, der unter Umständen selber 'Maßnahmen' ergreift. Beide Risikoszenarien treiben somit als politische Organisationsform entweder den Sicherheitsstaat hervor, also den Staat, der gegenüber einer hinlänglich großen Zahl von Bürgern glaubhaft zu machen vermag, er könne (wie auch immer) die je eingeforderte Sicherheit hinlänglich zufriedenstellend gewährleisten, oder aber sie provozieren eine Vielzahl von bürokratisch-politisch nicht kontrollierbaren Interessengemeinschaften und 'Bürgerinitiativen', von wenn nicht von den Intentionen her so doch zumindest in ihren Konsequenzen (letztlich) gegenüber dem staatlichen Ordnungs- und Gestaltungsanspruch subversiven Aktionsformen, also von 'Subpolitiken'.

Solche Subpolitiken können überall und immer im sozialen Raum entstehen und stattfinden, z.B. in der Wirtschaft, der Rechtssprechung, der Medienöffentlichkeit, der bürgerlichen Privatheit, in Bürgerinitiativen und neuen sozialen Bewegungen, die gleichsam als folgerichtige Konsequenzen erfolgreicher Demokratisierungsprozesse 'das (bislang funktional ausdifferenzierte) Politische' aufsprengen. Sie beziehen sich auf strittige Fragen von lokaler bis globaler lebenspraktischer Bedeutung, die, mit welchen Kautelen auch immer, auf der sozialen Agenda plazierte, der Allgemeinheit als zu bearbeitendes Thema und zu bewältigende Aufgabe anheimgestellt werden sollen.⁵

5. Konsequenzen der Politisierung

Die derart politisierte Gesellschaft ist zunächst und vor allem eine Gesellschaft, die aufgeschreckt, die herausgerissen worden ist aus dem "Traum immerwährender Prosperität"

⁵ 'Subpolitik' meint im Kern 'subversive' Politik, also Politik, die alles (politisch) Gewohnte prinzipiell oder prinzipienlos sabotiert, alles politische Handeln also, das die Konventionen und Institutionen entkernt, unterhöhlt, zersetzt. Und eben dies geschieht aktuell - zum Teil lautstark und expressiv, zum großen Teil aber fast beiläufig und unbemerkt: Das Grundeinverständnis mit immer mehr bislang fraglos anerkannten (politischen) Institutionen wird allenthalben aufgekündigt - und zwar oftmals zunächst nur sozusagen 'innerlich' -, und infolgedessen 'erodieren' bislang scheinbar 'stabile' Institutionen bzw. institutionelle Bereiche mehr oder weniger rasch, mehr oder weniger zielstrebig, mehr oder weniger nachhaltig.

(Lutz 1984). Denn entgegen allen dermaleinst aus dem Zusammenbruch des Realsozialismus gespeisten Hoffnungen und allen ebenso vollmundigen wie verantwortungslosen wahltaktischen Verheißungen: die wirtschaftliche Entwicklung retardiert gegenwärtig ebenso wie (weniger augenfällig, aber längerfristig vermutlich weitaus problematischer) die zivilisatorische: Nach der Ablösung des (die globale Gesamtlage, wie gesagt, ironischerweise stabilisierenden) Ost-West-Konfliktes durch ein bislang nahezu regellos erscheinendes Gewirr von 'kalten' und 'heißen' Klein-Kriegen im zwischenstaatlichen Verkehrsraum und unter den Bedingungen (mitunter dramatisch) veränderter Ungleichheitslinien und immer neu aufbrechender Interessengegensätze in inner- und zwischenstaatlichen Arenen, fehlt es der (derzeit noch?) etablierten politischen Klasse⁶ nicht nur an strategischen 'Erfolgsrezepten', es fehlt ihr zusehends bereits an taktischen Konzepten, um sich ohne 'Gesichtsverlust' auch nur durch die drängendsten Aufgaben 'des Tages' hindurchzuwursteln. Institutionalisierte politische Routinen laufen, wie es scheint, zunehmend prinzipiell ins Leere: Steuerungskonzepte, die - lange Zeit - funktioniert haben, greifen immer weniger, weil sich eben das Gesamtszenario grundlegend verändert (hat).

Die Politisierung der Gesellschaft produziert somit eben gerade das nicht mehr, was man, wie gesagt, mit Eric Voegelin (1965) ein 'Kosmion' nennen könnte: eine politisch geordnete und sinnerfüllte Welt. Die politisierte Gesellschaft ist unter anderem und zugleich

- ein (hektisches) Durcheinander vielfältiger, vielfach antagonistischer Ideologien und ideologischer Kombinationen, Mixturen und Melangen,
- eine stete Quelle ökonomischer Irritationen infolge immenser Umschichtungen von Ressourcen und der diese begleitenden 'Überlebenskämpfe' aller gegen alle,
- eine Brutstätte des Militarismus im Hinblick auf die Durchsetzung völkischer und/oder staatlicher Interessen und der Militanz im Hinblick auf zunehmende zwischen-menschliche Gewaltbereitschaft,
- ein Musterfall ökologischer Sensibilisierung des gemeinen Untertanen und der bürokratischen Ignoranz gegenüber ökologischen Großgefahren in einem, und
- eine unaufgeräumte Arena anhaltender Geschlechterkämpfe und (nachwievor) zunehmender (und zunehmend intoleranter) Lebensstil-Auseinandersetzungen aller möglicher Art.

D.h., die politisierte Gesellschaft ist dadurch geprägt, daß auf der Basis ökonomischer, politischer, ökologischer, geschlechtlicher, ethnischer, nationaler, religiöser und mannigfaltiger anderer Antagonismen 'Verteilungskämpfe' aller Art um materielle Güter, um Weltdeutungen, um Kollektiv-Identitäten, um Lebensgewohnheiten und -qualitäten, um

⁶ Zum Begriff der politischen Klasse vgl. von Beyme 1993; zu einem Aufriß ihrer aktuellen Problemlagen vgl. Hitzler 1994b.

soziale Räume, Zeiten und Ressourcen, um Gestaltungschancen, um Grundsatz- und Detailfragen auf- und anbrechen, und daß sich diese 'Verteilungskämpfe' kaum noch und immer weniger mit dem überkommenen klassifikatorischen Analyse-Raster von Links und Rechts, von progressiv und konservativ, von revolutionär und reaktionär, usw. fassen lassen.

6. Die alltägliche Mobilmachung

Jenseits der allzu gewohnten Legitimationsrituale bürokratischer Institutionenverwalter und Organisationsmanager⁷ entwickeln sich demnach gegenwärtig also ganz alltäglich neue Artikulationschancen von Bürgerinteressen in der Öffentlichkeit und zugleich Koordinierungsprobleme von Strategien der Durchsetzung dieser Interessen - in Neuen Sozialen Bewegungen, in Szene-Gruppierungen, in zahlreichen Berufsfeldern, in Betrieben, in Schulen und - eher bedächtig - auch an Hochschulen (vgl. dazu Neidhardt 1994). D.h., die in die Entscheidungsprozesse zurückkehrenden und hier die Sachzwang-Routinen irritierenden Bürger negieren nicht einfach die gegebene institutionell-organisatorische Ordnung. Sie kehren zurück - und bleiben auf Distanz: Sie machen symptomatischerweise keine (intellektualistische) 'Antipolitik' (vgl. dazu Konrád 1985), sondern eine skeptische und zugleich enthusiastische, eine ekstatische und zugleich nörglerische, eine biedersinnige und zugleich groteske, also eine gegenüber allen klassifizierungstechnokratischen Verortungsversuchen subversive Politik. Sie stören und zerstören - und zwar mutwillig - jene Kreise, die nicht nur ein zunehmend anachronistisch werdendes, überkommenes Ordnungsgefüge erhalten, sondern auch eine technologisch glänzende, multikulturell animierte, supranational befriedete, also 'schöne neue' (Euro-) Organisationswelt propagieren und protegieren.

Der bereits seit einiger Zeit technische Realität gewordenen politischen Vision des 'elektronischen Halsbandes', also der hypertrophierten Abhängigkeit der Untertanen von den bürokratischen Apparaten und Organisationen, steht somit das sich in vielerlei Details und mannigfaltigen Formen derzeit (schon) einlösende Szenario der Politisierungsfähigkeit des Persönlichen (vgl. Giddens 1991) und einer daraus resultierenden "Renaissance des Politischen" (Beck 1992) gegenüber. Vor allem das durch die Bildungsexpansion produ-

⁷ Es sieht so aus, als manifestiere sich die (global sich vollziehende) gesellschaftliche Struktur(wandel)krise am politischen Personal besonders augenfällig bzw. frühzeitig sichtbar werdend. Dessen gegenwärtig zutage tretende strukturelle Schwäche resultiert m.E. wesentlich daraus, daß es sich bislang ganz fraglos spezialisiert hat auf die Verheißung von Sicherheit und die Verteilung von Zuwächsen und mithin legitimatorisch 'steht und fällt' mit der Aufrechterhaltung des 'Glaubens' an Prosperität. In dem Maße, wie dies mißlingt, wird das Grundkapital von Herrschaft schlechthin: Vertrauen, und insbesondere das Grundkapital moderner Repräsentativdemokratien: Vertrauen durch Verfahren (Luhmann 1969) aufgezehrt, zerstört.

zierte Reservoir 'überschüssiger' Intellektueller, das nicht mehr in den Apparaten unterkommt, wird zu einem Potential nachgerade grundsätzlich bürokratie- und technokratiekritischer Gegen-Experten.⁸

Insbesondere in der Konfrontation mit mehr oder weniger organisierten Formen gegenmoderner Orientierungen scheint also - neben der langen Abenddämmerung kirchengebundener Religiosität (vgl. Luckmann 1991) - eine Reihe bislang scheinbar stabiler 'bürgerlich-traditioneller' Institutionen mehr oder weniger rasch, mehr oder weniger zielstrebig, mehr oder weniger nachhaltig zu 'erodieren': Die legalisierte Familie, das gewohnte Geschlechterverhältnis, die überkommene Rechtsauffassung, die sozialstaatliche Solidarität, die oligopolistische Parteiendemokratie, der Selbstlauf der technischen Entwicklung, das expansive Wirtschaften, die Autonomie der Wissenschaft, usw.

Konstatieren läßt sich 'summarisch' somit gegenwärtig eine immer unübersehbarere Neigung sowohl der aus den stählernen Gehäusen des totalitären Leviathan entlaufenen als auch der aus den goldenen Käfigen des liberalen Wohlfahrtsstaates entlassenen Menschen, relativ führungslos und weit unterhalb jeglichen theoretisch-ideologischen Systematisierungsbedarfs, ihre Existenz aus allen möglichen Angeboten und eigenen (skurrilen, wirren, biederer, boshafter und böser) Einfällen selber zusammenzubasteln. Und konstatieren läßt sich, daß diese individualisierten Sinnbastler dazu übergehen, sich überall dort zu Wort zu melden, wo bislang (böse oder gute) Ordnung zu herrschen schien, dort also, wo 'die Dinge' ihren gewohnten, ihren institutionellen Gang gingen.

7. 'Wagenburg'-Mentalitäten

Dementsprechend beginnen sich auch hierzulande vor allem die Städte von Schauplätzen aller möglicher, mehr oder minder expressiv inszenierter Ungleichheiten zu Nahkampfstätten heterogener und vielfach antagonistischer Wohn- und Lebensinteressen zu wandeln. Auch ohne sogleich, wie Hans-Magnus Enzensberger, von einem bereits allgegenwärtigen 'Bürgerkrieg'⁹ sprechen zu wollen: Die 'amtlichen' Sicherheitsversprechen gegenüber bei-

⁸ Vgl. dazu z.B. Kellner/Heuberger 1988, Soeffner 1992, S. 102ff, sowie im Grundsätzlichen bereits Berger/Luckmann 1969, S. 134ff. - Das hier inzwischen 'angesammelte' politische Kapital dient dabei vor allem dazu, tradierte Weltansichten zu diskreditieren und die je eigene Sicht der sozialen Welt als eine bzw. die 'legitime' durchzusetzen. Pierre Bourdieu (1984, S. 23) spricht diesbezüglich von "intellektueller Benennungsmacht", Bernhard Giesen (1983) - im Anschluß an Howard S. Becker (1973) - von "moralischem Unternehmertum".

⁹ Enzensberger (1993, S. 171) zufolge ist ja "der Bürgerkrieg längst in die Metropolen eingewandert. Seine Metastasen gehören zum Alltag der großen Städte... Geführt wird er nicht nur von Terroristen und Geheimdiensten, Mafiosi und Skinheads, Drogengangs und Todesschwadronen, Neonazis und Schwarzen Sheriffs, sondern auch von unauffälligen Bürgern, die sich über Nacht in Hoologans, Brandstifter, Amokläufer und

den zuvor skizzierten Risikowahrnehmungen laufen jedenfalls zusehends an dem vorbei, was die - von den je einschlägigen 'Warnern' bewußt gemachten - Menschen als 'Realität' ansehen: nämlich daß sie gefährdet, daß sie bedroht sind. Und deshalb machen gegenwärtig Bürger sowohl gegen die industriezivilisatorische Zerstörung unserer Lebensgrundlagen mobil, als auch gegen die liberalstaatlich geduldete bzw. nicht hinlänglich unterbundene alltägliche Unterminierung ihrer Lebensqualität. Im ersteren Fall drücken sich hierbei im wesentlichen ins Kollektive gewendete Existenzängste, im letzteren Fall drücken sich darin vorwiegend (noch) auf 'Fremdes' gerichtete Besitz- und Konsumängste aus (vgl. dazu ausführlicher Hitzler 1993).

Und folglich tut der Fremde, zu dem heutzutage übrigens jeder Einzelne eben schon beim Gang um die nächste Ecke werden kann, zusehends gut daran, sich durch ihm wenig oder nicht vertrautes Terrain mit statt ohne Vorurteile darüber zu bewegen, welchen Risiken man an welchen Orten, in welchen Milieus und Arealen ausgesetzt ist. Denn je mehr Menschen unterstellt wird, davon zu leben, durch den Verfolg ihrer Interessen anderen Menschen das Leben (wie auch immer) schwer zu machen, um so mehr wird denen, denen (vermeintlich) das Leben von anderen schwer gemacht wird, die Sehnsucht nach Ruhe, Ordnung, Sicherheit zum nicht mehr nur privaten Anliegen, sondern zur öffentlich vorgebrachten, zur politischen Forderung. Anders ausgedrückt: Entsprechend der von Robert K. Merton analysierten Logik einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung zeigen sich (derzeit wieder zunehmend) Menschen, die meinen, sie hätten 'etwas zu verlieren', bereit, sich (wie auch immer) gegenüber anderen, von denen sie sich 'alltäglich' bedroht wähnen, zur Wehr zu setzen.

Diese wachsende Wehr-Bereitschaft greift aktuell (relativ) unabhängig von (wie auch immer bestimmbar) objektiven Risiken und Bedrohungen um sich (vgl. Reuband 1992, Hornbostel/Hausmann 1993). Denn die dahinterstehenden Sicherheitsbedürfnisse drücken tatsächliche Befürchtungen und Ängste der Bevölkerung aus. Und entsprechend dem bekannten Diktum von William I. Thomas, wonach die Definition einer Situation als 'real' reale Konsequenzen zeitigt, resultiert daraus, zunehmend sichtbarer werdend, so etwas wie eine (gegenüber unseren zivilisatorischen Gewohnheiten) neue Politisierung der Sicherheitsfrage.

Sich abschotten, einschließen, einbunkern, das sind bis jetzt zwar noch die verbreitetsten Reaktionsweisen auf die Angst vor dem, was sich 'da draußen' (vor der Tür) abspielt, was

Serienkiller verwandeln. ... Wir machen uns etwas vor, wenn wir glauben, es herrsche Frieden, nur weil wir immer noch unsere Brötchen holen können, ohne von Heckenschützen abgeknallt zu werden. Der Bürgerkrieg kommt nicht von außen, er ist kein eingeschleppter Virus, sondern ein endogener Prozeß".

einen in vielfältigen 'Masken' zu bedrohen scheint. Türriegel, Vorlegeschlösser, Mehrfachsicherungen, Alarmgeber und Überwachungskameras breiten sich von den Großbürger-Villen in die Kleinbürger-Quartiere aus: Wohnen hinter einem Wall von Sperrmechanik und Einfriedungselektronik. Trillerpfeifen, Pfeffersprays, Tränengaspistolen, Elektroschocker gehören zur individuellen städtischen Survival-Ausrüstung: Noch scheint (hierzulande) die Passivbewaffnung die Heimkehr mit heiler Haut hinlänglich zu gewährleisten.

Wo derlei 'privatistische' Vorkehrungen zum Schutz von Hab und Gut und von Leib und Leben das Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit auch nicht mehr so recht gewährleisten wollen, da werden dann neuerdings jedoch, ganz im Sinne der Beckschen Konzeption von 'Subpolitik', die (anscheinend chronisch unterbesetzten) amtlichen Ordnungskräfte verstärkt, ergänzt und - im Zweifels- und (noch) im Ausnahmefall auch: ersetzt. Je nach Mentalität und Ressourcenlage des Schutzbedürftigkeit deklarierenden Milieus werden hierzu kommerzielle Wachtdienste engagiert, observationsfreudige Nachbarschaftshilfen gegründet oder - mehr oder weniger zu- und durchgriffswillige - Quartier-Patrouillen und Bürgerwehren organisiert.

'Schwarze Sheriffs' und (sehr viel seltener) 'Guardian Angels' demonstrieren Präsenz in den öffentlichen Nahverkehrsnetzen, durch die schützenswerte Restnatur urbaner Erholungsräume streifen freizeitaktive Umwelt-Wächter, und im Bemühen um staatliche Kanalisierung und Kontrolle bürgerlicher Wehrwilligkeit werden nun, nach Baden-Württemberg und Berlin, auch in Bayern amtlicherseits freiwillige Hilfstruppen für den Polizeidienst installiert. Kurz: In dem Maße, in dem 'Sicherheit' zum zentralen Indikator der Frage nach (städtischer) Lebensqualität wird, steigen die Kosten für dieses als zunehmend 'knapper' werdend bewertete Gut; Kosten, die offenbar entweder in Form von Zeitinvestitionen, von Disziplin und persönlichem Risiko oder in Form finanzieller Mehraufwendungen oder in beiderlei Hinsicht anfallen.¹⁰

Gleichwohl: In welcher Form auch immer, ob als kommerzielle Wachtdienste beauftragende Interessengemeinschaft, ob als ehrenamtliche Hilfstruppe der Polizei, als nachbarschaftliche Polizeibenachrichtigungsinitiative oder als (gegen)gewaltbereite Verteidigungs- und Wehrgemeinschaft, immer öfter und immer selbstbewußter machen Bürger, machen Normalbürger mobil - gegen Rabauken von rechts und von links, gegen Kriminelle, gegen

¹⁰ Das komplexe Beispiel der neuen Selbstschutzkultur verdeutlicht somit einmal mehr, daß Individualisierung und Standardisierung keineswegs im Widerspruch zueinander stehen. Im Gegenteil: Massenhaft steht heute auch beim Thema 'Sicherheit' der Einzelne vor einem Bündel moralischer, politischer, physischer Entscheidungen.

Ruhestörer und Belästiger, gegen Drogen- und Stricherszenen - und gegen ihre eigenen Umbruchs- und Zukunftsängste.

Grosso modo, d.h. je nach 'Temperament' und Organisationsform, schaffen diese neuen "Vigilanten" (Vgl. z.B. Rosenbaum/Sedeberg 1976, Ethington 1987) dort, wo (ihnen) die tradierten zivilisatorische Regeln des Zusammenlebens suspendiert erscheinen, neue Ordnungsräume. Insbesondere Nachbarschaftshilfen aller Art befördern Solidarität und kollektives Selbstvertrauen unter den in solchen Initiativen Engagierten, und sie schüren zugleich nervöse Wachsamkeit, Mißtrauen gegenüber allem und jedem, was nicht 'dazugehört' und somit präventiv als 'verdächtig' einzustufen ist. Dergestalt könnten sich unter den einschlägig sensibilisierten Städtern schnell 'Wagenburg-Mentalitäten' ausbreiten: hohe Sozialkontrolle 'nach innen' und abwehrbereite Geschlossenheit 'nach außen'.¹¹

8. Verlagerungen der politischen Gestaltungsmacht

Derart ambivalent jedenfalls dürfte sich, wie gesagt, das im banalen Alltag einer politisierten Gesellschaft konkretisieren, was noch vor wenigen Jahren von optimistischen Intellektuellen als "Strukturdemokratisierung" in Aussicht gestellt worden war: 'Private' Betroffenheit und moralisierende Entrüstung in allen denkbaren Erscheinungsformen - also eben nicht nur intellektuell-emanzipativ, sondern auch und gerade affektiv-restaurativ - wird öffentlich artikuliert und, im Zweifelsfall über Gewalttätigkeit, auf der sozialen Agenda plazierte und politisch angemahnt. Eine multikulturelle Gesellschaft in einem weit umfassenderen und problematischeren als dem von ihren Befürwortern gemeinten Sinne beginnt sich herauszubilden: Eine Multikultur, mit Ulrich Beck (1993) z.B. positiv konnotiert: der Verlangsamung und des Zweifels, weniger euphemistisch ausgedrückt: der Ego- und Ethno-Zentrik, der Enge, des Mißtrauens, des Neids, der Nörgelei, des An- und Einspruchs, eine Multi-Kultur der aktiven Abgrenzungen und der ignoranten Intoleranz (vgl. dazu Ästhetik & Kommunikation 1991, auch Neckel 1993).

Vereinfacht ausgedrückt: Es sieht so aus, als verlagere sich die politische Gestaltungsmacht von der Dominanz vielfältiger Expertokratien zur moralischen Omnipräsenz von technophoben Jammergeinschaften, therapeutischen Selbstsuchern und ideologischen Heilsfindern, professionellen Benachteiligtenprechern und emanzipativen Klagevirtuosen zum einen und zur gar nicht mehr so unerschwelligen Rückkehr eines 'gesunden Volks-

¹¹ Besonders problematisch erscheint diese Re-Politisierung der 'inneren Sicherheit' vor allem wegen einer Fülle von zum Teil nicht nur unbeantworteten, sondern noch gar nicht gestellten Fragen nach den Kontroll- und Steuerungschancen gegenüber einem dadurch aktivierbaren Gewaltpotential (vgl. auch Narr 1992).

empfindens' bzw. zu den intellektuellen Sympathisanten und den gewalttätigen Terror-Kadern desselben zum anderen, die sich in immer neuen Destruktions- und Verhinderungs-konkationen zu punktuellen und situativen Widerständen gruppieren (vgl. generell dazu Scharpf 1991, vgl. auch Gerhards 1993 und Knoblauch 1994).

Abstrakt gesprochen bedeutet das, daß 'Politisches Kapital' - im Sinne Bourdieus (1991) - nicht mehr beschränkt werden kann auf die traditionellen Entscheidungskontexte und Institutionen, sondern aus diesen freigesetzt und in die Lebens- und Praxiszusammenhänge des Alltags diffundiert wird. 'Politisches Kapital' wird sozusagen für jedermann zugänglich und disponibel. Es wird zum zentralen Differenzierungs- und Verteilungsprinzip zwischen den Akteuren und Akteursgruppen, die in den öffentlichen Raum hereindrängen und diesen damit politisieren.

Aus dem Zusammentreffen all dieser - bekannten wie vor allem unbekannten - Komponenten ergibt sich ein gesellschaftliches 'Gemisch', dessen Eigenschaften und Reaktionsweisen noch nahezu unvorhersehbar sind: Ein neuer Sozial-Golem könnte dabei ebenso entstehen wie ein völlig anderer Leviathan, ein amorphes Anarcho-Monster - oder auch ein kulturelles Gänseblümchen. Ob das, was kommt, 'gut' sein wird oder 'böse', ob es apokalyptische Züge tragen wird oder utopische, läßt sich kaum prognostizieren. Zumindest die gewohnten (repräsentativdemokratischen) Regeln der Konfliktaustragung divergenter Interessen und Interessenkonstellationen jedoch drohen - oder versprechen - dabei jedenfalls nach und nach zusammenzubrechen.

Irgendwann zweifellos werden wir zu neuen/alten Routinen zurückgefunden haben und die Gesellschaft wird, wie das ihr universalhistorischer Normalzustand ist, wieder entpolitisiert werden, denn aus all den Mikrobewegungen zwischen Akteuren, insbesondere aus Mikro-Konflikten und Mikro-Kämpfen (z.B. zwischen Mann und Frau, Schüler und Lehrer, Käufer und Verkäufer, Bürger und Politiker) entsteht - folgt man etwa Michel Foucault¹² - ja nachgerade zwangsläufig (wieder) soziale Ordnung. Aber niemand weiß derzeit, wann das sein wird und wieviel dann von dem, was wir - auf welchem Gebiet auch immer - als normal, richtig, selbstverständlich oder so etwas ähnliches anzusehen gewohnt sind, noch so oder auch nur noch so ähnlich sein wird, wie zuvor. Denn wir haben es bei dem, was nach dem Ende der feudalen Restvollzüge, des industriellen Fortschrittsfatalismus und des Entweder-Oder von Ost und West in Gang kommt, mit etwas zu tun, was (bislang) - entgegen mancherlei Hoffnungen auf eine keimende "Zivilgesellschaft" (vgl. z.B. Rö-

¹² 'Kräfte' stoßen aufeinander und wirken aufeinander ein, und jede Aktion zieht eine andere nach sich. Durch diese zufällige Verknüpfung von einander bedingenden Handlungssträngen werden Serien sozialer Ereignisse erzeugt. Diese Serien wiederum formieren sich und bilden Strukturen aus (vgl. Foucault 1987).

del/Frankenberg/Dubiel 1989) - plan- und ziellos Zukunft zu gestalten, nämlich durch Irritation des Gestalteten neue Gestalten hervorzutreiben beginnt - mithin mit einem ausgesprochen schillernden, vielgestaltigen und mit zahlreichen Ambivalenzen, sprich: mit Risiken behafteten Phänomen.

Literatur:

- Ästhetik & Kommunikation (1991): Neid (Themenschwerpunkt). 20. Jg., H. 77
- Arendt, Hannah (1981): Vita activa oder Vom tätigen Leben. München (Piper)
- Balandier, Georges (1976): Politische Anthropologie. München (dtv)
- Beck, Ulrich (1983): Jenseits von Stand und Klasse? In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten (Sonderband 2 von 'Soziale Welt'). Göttingen (Schwartz)
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Beck, Ulrich (1988): Gegengifte. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Beck, Ulrich (1991): Politik in der Risikogesellschaft. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Beck, Ulrich (1992): Die Renaissance des Politischen. In: Basler Magazin Nr. 3 (18.1.), S. 6-7
- Beck, Ulrich (1993): Die Erfindung des Politischen. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (1994) (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Becker, Howard S. (1973): Außenseiter. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt a.M. (Fischer)
- Beyme, Klaus von (1993): Die politische Klasse im Parteienstaat. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Bourdieu, Pierre (1984): Sozialer Raum und 'Klassen'. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Bourdieu, Pierre (1991): Die Intellektuellen und die Macht. Hamburg (VSA)
- Brosziewski, Achim/Maeder, Christoph (1993): Humanisierungspolitik in einem Schweizer Gefängnis. In: Hitzler, Ronald/Honer, Anne/Hummel, Ulrich (Hrsg.): Politische Aspekte sozialer Arbeit. Heidenheim (Dokumentation Nr. 4 des Ausbildungsbereiches 'Sozialwesen' der Berufsakademie), S. 85-94
- Byrne, Richard W./Whiten, Andrew (1988) (eds.): Machiavellian Intelligence. Oxford (Clarendon)
- Deleuze, Gilles (1992): Das elektronische Halsband. Innenansicht der kontrollierten Gesellschaft. In: Kriminologisches Journal, 24. Jg., H. 3, S. 181-186
- Easton, David (1959): Political Anthropology. In: Siegel, B. (ed.): Biennial Review of Anthropology. Stanford
- Enzensberger, Hans Magnus (1993): Ausblicke auf den Bürgerkrieg. In: Der Spiegel, H. 25
- Ethington, P.J. (1987): Vigilantes and the police: the creation of a professional police bureaucracy in San Francisco 1847-1900. In: Journal of Social History, Vol. 21, No. 2, S. 197-227
- Ewald, Francois (1993): Der Vorsorgestaat. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Foucault, Michel (1976a): Mikrophysik der Macht. Berlin (Merve)

- Foucault, Michel (1976b): Überwachen und Strafen. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Foucault, Michel (1987): Das Subjekt und die Macht. In: Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul (Hrsg.): Michel Foucault - Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Frankfurt a.M. (Athenäum), S. 243-261
- Gerhards, Jürgen (1993): Neue Konfliktlinien in der Mobilisierung öffentlicher Meinung. Opladen (Westdeutscher)
- Giddens, Anthony (1991): Modernity and Self-Identity. Cambridge (Polity Press)
- Giesen, Bernhard (1983): Moralische Unternehmer und öffentliche Kommunikation. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 35. Jg, H. 2, S. 230-254
- Gross, Peter (1994): Die Multioptionsgesellschaft. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) - im Erscheinen
- Hitzler, Ronald (1991a): Vorüberlegungen zu einigen Merkmalen politischen Handelns. In: Berking, Helmuth/Hitzler, Ronald/Neckel, Sighard (Hrsg.): Politisches Handeln/Experteninterview. Referate beim Workshop in Bamberg 1991. (Dokumentation Nr. 1 des Arbeitskreises 'Soziologie politischen Handelns'). Bamberg (Universitätsdruck), S. 5-20
- Hitzler, Ronald (1991b): Der banale Proteus. Eine 'postmoderne' Metapher? In: Kuzmics, Helmut/Mörth, Ingo (Hrsg.): Der unendliche Prozeß der Zivilisation. Frankfurt a.M., New York (Campus), S. 219-228
- Hitzler, Ronald (1992): Formen politischen Wissens. Ein einfacher Klassifizierungsvorschlag. In: Berking, Helmuth/Hitzler, Ronald/Neckel, Sighard (Hrsg.): Politisches Wissen. Referate des workshop in Berlin 1992. (Dokumentation Nr. 2 des Arbeitskreises 'Soziologie politischen Handelns'). Berlin (Universitätsdruck), S. 1-15
- Hitzler, Ronald (1993): Bürger machen mobil. Über die neue soziale Sicherheits-Bewegung. In: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen (NSB), 6. Jg., H. 3-4, S. 16-27
- Hitzler, Ronald (1994a): Reflexive Individualisierung. In: Richter, Rudolf (Hrsg.): Sinnbasteln. Beiträge zur Soziologie der Lebensstile. Wien u.a. (Böhlau), S. 36-47
- Hitzler, Ronald (1994b): Die banale Seite der Macht. In: Berking, Helmuth/Hitzler, Ronald/Neckel, Sighard (Hrsg.): Politikertypen in Europa. Frankfurt a.M. (Fischer), S. 280-295
- Hitzler, Ronald/Koenen, Elmar (1994): Kehren die Individuen zurück? In: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 447-465
- Hornbostel, Stefan/Hausmann, Christopher (1993): Gesellschaftliche Verarbeitung von Kriminalität in den Neuen Bundesländern. In: Hitzler, Ronald/Honer, Anne/Hummel, Ulrich (Hrsg.): Politische Aspekte sozialer Arbeit. Heidenheim (Dokumentation Nr. 4 des Ausbildungsbereiches 'Sozialwesen' der Berufsakademie), S. 35-46
- Kellner, Hansfried/Heuberger, Frank (1988): Zur Rationalität der 'Postmoderne' und ihrer Träger. In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): Kultur und Alltag (SB 6 von 'Soziale Welt'). Göttingen (Schwartz), S. 325-340
- Knoblauch, Hubert (1994): Vom moralischen Kreuzzug zur Sozialtechnologie. In: Hitzler, Ronald/Honer, Anne/Maeder, Christoph (Hrsg.): Expertenwissen. Opladen (Westdeutscher), S. 248-267

- Konrád, György (1985): Antipolitik. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Konrád, György (1992): Die Melancholie der Wiedergeburt. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Luckmann, Thomas (1991): Die unsichtbare Religion. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Luhmann, Niklas (1969): Legitimation durch Verfahren. Darmstadt und Neuwied (Luchterhand)
- Lutz, Burkhard (1984): Der kurze Traum immerwährender Prosperität. Frankfurt a.M., New York (Campus)
- Machiavelli, Niccolo (1972): Der Fürst. Stuttgart (Kröner)
- Nadel, S.F. (1942): Black Byzantium. The Kongdom of the Nupe of Nigeria. London
- Narr, Wolf-Dieter (1992): Der Markt der Sicherheit, das Gewaltmonopol des Staates und die Bürgerrechte. In: Bürgerrechte & Polizei (CILIP), Nr. 3, S. 6-13
- Neckel, Sighard (1993): Die Macht der Unterscheidung. Frankfurt a.M. (Fischer)
- Negt, Oskar/Kluge, Alexander (1992): Maßverhältnisse des Politischen. Frankfurt a.M. (Fischer)
- Neidhardt, Friedhelm (1994): Öffentlichkeit und die Öffentlichkeitsprobleme der Wissenschaft. In: Zapf, Wolfgang/Dierkes, Meinolf (Hrsg.): Institutionenvergleich und Institutionendynamik (WZB-Jahrbuch 1994). Berlin (Sigma), S. 39-56
- Plessner, Helmuth (1981): Gesammelte Schriften V. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Reuband, Karl-Heinz (1992): Objektive und subjektive Bedrohung durch Kriminalität. In: KZfSS, H. 2, S. 31-35
- Rödel, Ulrich/Frankenberger, Günter/Dubiel, Helmut (1989): Die demokratische Frage. Frankfurt a.M.
- Rosenbaum, H.J./Sedgwick, P.C. (1976) (eds.): Vigilante Politics. Pennsylvania
- Scharpf, Fritz (1991): Die Handlungsunfähigkeit des Staates am Ende des 20. Jahrhunderts. In: Politische Vierteljahresschrift, 32. Jg., S. 621-634
- Schmitt, Carl (1963): Der Begriff des Politischen. Berlin (Duncker & Humblot)
- Seaton, S. Lee/Claessen, Neri J.M. (1979) (eds.): Political Anthropology. The State of the Art. The Hague et al. (Mouton)
- Smith, M.G. (1960): Government in Zazzau. London
- Soeffner, Hans-Georg (1992): Die Ordnung der Rituale. Frankfurt a.M. (Suhrkamp)
- Voegelin, Eric (1965): Die neue Wissenschaft der Politik. München (Pustet)
- Waal, Frans de (1983): Unsere haarigen Vetter. München (Harnack)
- Waal, Frans de (1991): Wilde Diplomaten. München, Wien (Hanser)
- Weber, Max (1972): Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen (Mohr/Siebeck)
- Weber, Max (1980): Politik als Beruf. In: Ders.: Gesammelte politische Schriften. Tübingen (Mohr/Siebeck), S. 505-560